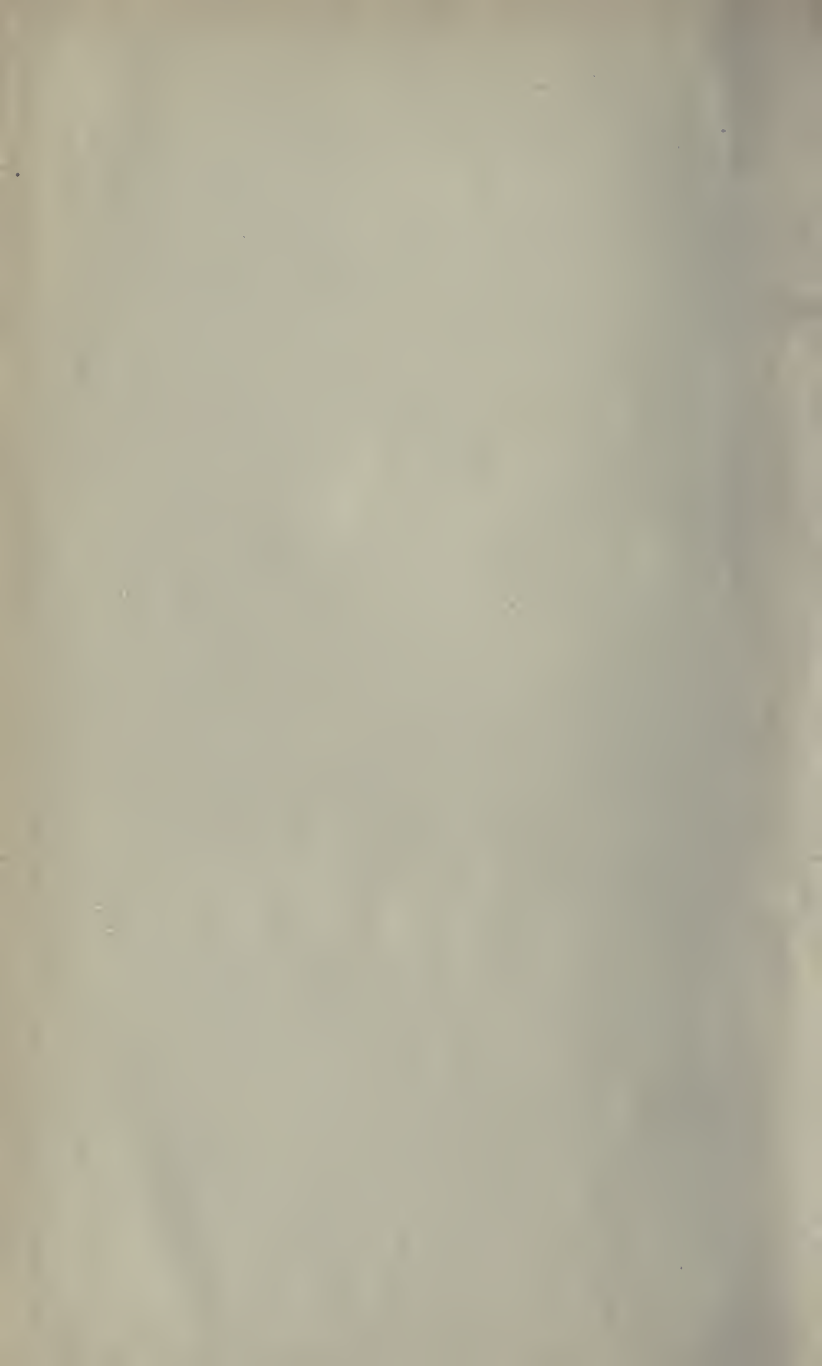










Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Der Landsknecht mit dem einäugigen Wamms. Reichsstadtnovelle. Nördlingen 1873.

Chinesische Lieder aus dem Livre de Jade von Judith Gautier ins Deutsche übertragen. München 1873.

Philipp von Jolly. Ein Lebens- und Charakterbild. München 1886.

Das Opfer. Neuer deutscher Novellenschatz Bd. 13.

Dramatische Werke:

Art läßt nicht von Art. Lustspiel in 1 Akt. 1872.

In Gedanken, Worten und Werken. Lustspiel in 1 Akt. 1873.

Penelope. Drama in 1 Akt. 1874.

Ein Sternchen. Schwank in 1 Akt. 1877.

Frühlingsschauer. Schauspiel in 4 Akten. 1881.

Herodias. Schauspiel in 5 Akten. 1883.

Der Blender. Schauspiel in 5 Akten. 1886.

Das Glück der Erde.

Novellen

von

Gottfried Böhm.



München 1890.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).
(Schwabing, Wilhelmstr. 9).

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.



Inhalt.



Das Glück der Erde.



Alle fanden es und ich will es ja auch selbst nicht in Abrede stellen —: ich war bisher vom Glücke sichtlich begünstigt gewesen. Meine Mutter vergötterte mich, wie Mütter einzige Söhne zu vergöttern pflegen, und mein Vater, wenn er auch zuweilen „ein Gesicht schnitt", konnte mir niemals etwas länger abschlagen, als von Mitternacht bis zum anderen Morgen. Ich hatte die Militärschulen nicht gerade mit Glanz, aber doch leidlich absolviert und war mit neunzehn Jahren Fähnrich bei der Kavallerie geworden.

Mein Vater setzte seinen Stolz darein, mir die schönsten Pferde zu beschaffen, die zu haben waren, und ich war überzeugt, daß ich die allgemeine Bewunderung erregte, wenn ich durch die Promenade dahinsprengte. Einen Winter lang tanzte ich jede Tour und fand immer einen Ball amüsanter, als den anderen. Natürlich — warum soll ich es leugnen? — war ich auch schon von allem Anfang an verliebt; nicht stürmisch und bis zur Lyrik, aber gerade genug, um dadurch erhöhtes Interesse an der Gesellschaft zu gewinnen und um mich gleichsam wie von einem angenehmen Feuer innerlich erwärmt und animiert zu fühlen. Ob meine Gefühle bereits in ihrem Entstehen erwidert wurden, muß ich bescheiden dahin gestellt bleiben lassen, aber Komtesse Ella gestand im Kreise vertrauter Freundinnen (die im übrigen Muster von Verschwiegenheit waren!),

daß sie „au fond“ am liebsten mit mir tanze. Dementsprechend reservierte sie mir jedesmal eine Tour auf ihrer Tanzkarte, zweimal sogar den Kotillon, der 1½ Stunden dauerte, während deren ich auch nicht einen Augenblick lang auf meinen Stuhl kam. Meine Force war Sechsschrittwalzer, der leider schon damals anfing, etwas aus der Mode zu kommen (weil die wenigsten ihn ordentlich zu tanzen wußten); ich tanzte aber auch die übrigen Tänze zur allgemeinen Zufriedenheit. Dieß hätten selbst meine Feinde anerkennen müssen, wenn ich Feinde gehabt hätte; aber es schien mir, als ob ich unter den Kameraden und in der Gesellschaft nur Freunde zähle, denn ich war durchaus kein Spielverderber und machte gerne jeden Jux mit, der einem einfiel. So lebte ich sorglos und glücklich dahin und die Tage vergingen mir im Nu.

Im darauf folgenden Sommer brach der Krieg aus. Es ist heute kaum mehr möglich, sich eine Vorstellung zu machen von der Freude, der Begeisterung, dem Taumel, in die uns diese Nachricht versetzte. Die junge Kraft in uns regte sich und wir träumten von nichts, als von Siegeskränzen. Meine gute Mutter nahm die Sache wohl etwas tragisch auf, mein Vater aber tröstete sie, die Sache sei nicht so halsbrecherisch bei der Kavallerie, und erfüllte mir zum Abschied einen alten Herzenswunsch, indem er mir seine Stute „Eclair“ auf den Weg mitgab, die ohnedem viel zu feurig für den alten Herrn war.

Der Dienst im Feindesland war im höchsten Grade anziehend und interessant. Ich war kurz nach dem Ausmarsch zum Leutnant avanziert und erhielt bald eine Reihe erwünschter Kommandos. Meine Kenntnis des Französischen kam mir natürlich sehr zu statten; ich wurde insbesondere häufig zum Quartiermacher ausersehen und lehrte in dieser Eigenschaft mancher spröden Schloßfrau sanftere Saiten aufziehen. Auch

Pulver roch ich schon frühe, auf Rekognoszierungsritten und selbst an zwei größeren Attacken nahm ich teil. Ich kam stets mit heiler Haut davon, so daß das Leben im Kriege anfing, mir besser zu behagen, als selbst der Karneval mit allen seinen Freuden.

Eine einzige dumme Kugel veränderte alles! — Meine Eskadron hatte sich bei — ich weiß nicht einmal mehr, wie das Nest heißt — zu weit vom Regiment entfernt; wir waren auf Franktireurs gestoßen und es hatte sich in einem Weinberg ein kleines Treffen angesponnen, das größere Dimensionen annahm, da auch feindliche Artillerie sich daran beteiligte. Von allen Seiten schlugen Granaten ein und wir mußten schließlich der Übermacht weichen. Ich wollte zu den letzten gehören, die Kehrt machten und suchte mich, ohne eine unziemliche Hast zu verraten, durch die Pfähle hindurchzuwinden, als plötzlich mein wackeres Pferd niederstürzte und ich einen dumpfen Schlag in der Gegend des Schienbeins verspürte. Es war eine Chassepot-Kugel. Ich empfand nicht sogleich Schmerzen, aber es schwirrte mir vor den Augen und ich sah und hörte nicht mehr, was um mich her vorging. . . . .

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, befand ich mich in einem Walde auf nackter Erde. Blessiertenträger hatten mich aufgenommen und hierher, außer den Bereich der feindlichen Kugeln, getragen. Ich litt jetzt unerträgliche Schmerzen, aber der Anblick dessen, was mich umgab, erstickte den Wehelaut auf meinen eigenen Lippen. Rings lagen Tote und Sterbende. Die Verwundungen waren geradezu schrecklich anzusehen und spotten aller Beschreibung. Dabei fehlte es uns an allem: an Ärzten, an Verbandzeug, an Nahrungsmitteln, insbesondere auch an Wasser, nach welchem wir lechzten. Zum Überfluß hatte sich nach einem heißen Tage der Himmel verfinstert, ein Gewitter zog herauf, der Sturm wühlte in den

Wipfeln der Bäume über uns und überheulte das Gestöhn der Verwundeten. Dann strömte ein starker Regen hernieder auf unseren hilflosen Leib und wir lagen zuletzt zähneklappernd in langsam verlaufenden kleinen Seen von schmutzigem Regenwasser. Auf ein solches Blachfeld sollte man die Herren führen, die vom Kriege so leichten Herzens reden, wie von irgend einem anderen Sport und gar nicht bedenken wollen, daß er neben der politischen auch eine schwarze menschliche Seite hat!

Die Nacht schien mir endlos und ich glaubte sie nicht überleben zu können. Gegen Morgen kam endlich Hilfe. Das rote Kreuz auf weißem Felde schimmerte durch die Äste der Bäume wie ein Stern; ich wurde auf einen requirierten Bauernkarren gehoben, der mit Stroh belegt war, dessen Rütteln und Stoßen mir aber Schmerzen verursachte, die selbst die Qualen der letzten Nacht hinter sich zu lassen schienen.

Die Fahrt dauerte entsetzlich lange. Ich habe nur mehr eine blasse Erinnerung an die Gegend, die wir durchfuhren, aber sie schien mir unsäglich traurig und verlassen. Es war, als ob sich auf alles ein Nebel herniedergesenkt hätte, oder eigentlich, als ob mir auf einmal die Augen aufgegangen wären. Die Leiden des Krieges, an denen ich bisher fast achtlos vorübergegangen war, zeigten sich mir jetzt in ihrer wahren Gestalt und der Anblick schnürte mir das Herz zusammen. Die Felder lagen unbebaut und glichen Wüsteneien, die Häuser am Wege waren zum Teil zerfallen und ausgebrannt, die Ställe standen offen und leer. Der kräftigere Teil der Bevölkerung war mit seiner besten Habe, Gott weiß wohin, geflohen, nur Bettler und alte Leute waren zurückgeblieben und starrten hoffnungslos und gebrochen ins Leere.

An den Meilenzeigern bemerkte ich, daß wir uns noch in Feindesland befanden und diese Beobachtung hatte in meiner Lage etwas sehr peinliches, um so mehr, als wir es in der

Ferne fortgesetzt krachen und donnern hörten, gleich als sollte der gestrige Tag nur ein kleines Vorspiel des heutigen gewesen sein. Meine Stimmung war eine sehr verstörte und gereizte. Ich ärgerte mich über alles: über das Knarzen des Wagens, über die Leute am Wege, die uns begafften, über den Kutscher, welcher die Pferde peitschte.

Gegen Mittag machten wir endlich mitten in einem freundlichen elsässischen Dorfe vor einem stattlichen Wirtshaus Halt. Der große Tanzsaal desselben war bereits überfüllt von Verwundeten; nichtsdestoweniger sollte auch ich dort bis auf weiteres untergebracht werden.

Am Eingang des Saales stand eine hohe Frauengestalt in klösterlicher Kleidung. Ich ärgerte mich auch über sie, denn sie hatte den Schein von einem Lächeln im Gesichte und ich fand, sie sehe aus wie eine Dame, welche sich anschickt, Ballgäste zu empfangen. „Schwester Elisabeth“ nannte sie jemand. Ich achtete nicht auf sie und erwiderte auch ihren Gruß nicht.

Das Bett — wenn man die aus rohen Brettern gezimmerte und zum Teil mit welkem Laub und Stroh ausgefüllte Liegerstatt so nennen konnte — in das ich gebracht wurde, stand auf der Estrade, von der aus in heitereren Zeiten die Dorfmusik zum Tanz aufspielte. Man entledigte mich meiner nassen Kleider und zog mir die Stiefel aus, was sich ungefähr so anfühlte, als ob mir beide Beine aus dem Leibe gerissen würden. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß das rechte Bein durchschossen und das linke gebrochen war. Ein ganz junger Arzt mit einem Zwicker auf der Nase und einem antipathischen, impertinenten Gesicht beugte sich über mich.

„Das rechte Bein muß herunter,“ entschied er mit überlegener Miene und trat dann gravitätisch an das nächste Bett.

„Nein!“ rief ich ihm nach. „Ich will nicht! Um keinen Preis! Lieber sterben!“

Das laute Geschrei, das ich aufschlug, lockte einige mir ganz unbekannte Persönlichkeiten aus dem Dorfe an mein Bett, die sich aus Neugierde eingedrängt hatten und mir nun Mut zusprechen zu sollen glaubten. Die Operation werde schnell vorbei sein, ich werde nicht viel davon spüren, da man mich jedenfalls chloroformiere. . . .

Ich versicherte etwas großartig, daß ich mir aus Schmerzen nichts machen würde.

„So meinen Sie wohl . . . wegen später“ . . . drückte sich der Ortspfarrer sehr taktvoll aus und die übrigen griffen diesen Gedanken sofort auf und knüpften daran Ausrufe des Entzückens über die niedlichen künstlichen Glieder, die man heutigen Tages herzustellen wisse und auf denen zu lustwandeln eine wahre Wonne zu sein scheine.

Aber ich wollte doch nicht! Ich wollte lieber sterben. Den Grund dieser Halsstarrigkeit konnte ich freilich niemand enthüllen; es wäre zu lächerlich gewesen und ich hätte mich zu Tode geschämt. Aber es war alles nur wegen Ella. Jene unscheinbare Karnevalsknospe einer ersten Neigung war in den Tagen der Trennung, war insbesondere in den bangen Stunden, in denen die kalte Hand des Todes mir über die Stirne hinstrich, plötzlich aufgeblüht zu einer wahren Victoria Regia und erfüllte jetzt meine ganze Phantasie mit ihrem berauschenden Dufte. Ich dachte immer an Ella und bezog alles auf sie. Die kleinen zahllosen Sterne, zu denen ich in kühlen Biwaknächten oft Stunden lang hinaufschwärmte, schienen von ihr zu reden und mitten im Treffen, wenn die Kugeln um mich her pfiffen, war es mir stets, als ob sie wie ein Engel mit der Siegespalme in der Rechten vor mir herschritte und mir den Weg durch die feindlichen Reihen hindurch bahne. Die Lebensäußerungen von ihr, deren ich mich entsann, erschienen mir im Lichte einer seltsamen Verklärung und ich dichtete ihr

edle und herrliche Eigenschaften an, die sie vielleicht gar nicht besaß, nur um sie aus der Ferne besser und inbrünstiger anbeten zu können. Ich bildete mir nun aber ein, daß sie mich, den sie bisher nur als Tänzer ausgezeichnet hatte, mit keinem Auge mehr ansehen werde, wenn ich auf nur mehr einem Bein angehumpelt käme, wie der Klapperstorch, wenn er gerade philosophiert. Diese Vorstellungen waren gewiß kindisch und albern genug; nur der aber, welcher mit zwanzig Jahren immer weise und vernünftig gedacht, gefühlt und gesprochen hat, wenn er verliebt war, werfe gefälligst den ersten Stein auf mich! . . . .

Unter den Personen, welche mein ungestümes Gebahren von anderen Verwundeten hinweg zu mir hergelockt hatte, befand sich auch Schwester Elisabeth. Ich hatte in jenen Tagen wenig Verständnis für Damen, welche Charpie zupfen, unbrauchbare Kleidungsstücke für Soldaten im Felde anfertigen und Sterbende bekehren wollen, denn ich witterte dahinter eine gute Dosis Überspanntheit, wenn nicht Affektation und Pose. In der geärgerten Stimmung, in der ich mich damals befand, gab ich aber meiner Abneigung einen besonders drastischen Ausdruck, indem ich der Kommenden, soweit es der kranke Zustand meiner Beine gestattete, den Rücken zuwandte und zwischen den Zähnen murmelte, ich sei ein Ketzer und wolle und brauche keine „barmherzige“.

Schwester Elisabeth ließ sich indessen so leicht nicht abweisen. Ohne sich im mindesten verletzt zu zeigen, bat sie mich, ich möge nur solange mit ihr vorlieb nehmen, bis mein Bedienter aufgefunden sei und zu meiner Pflege verwendet werden könne. (Der arme Bursche war, wie ich später erfuhr, gefallen!)

Die Stimme, mit welcher sie dieses sprach, klang ungewöhnlich sanft und sonor. Ich sah sie unwillkürlich etwas näher an und war betroffen von dem Eindruck natürlicher

Vornehmheit, den ihre ganze Erscheinung machte und den man nicht wohl an diesem Orte und unter diesen Verhältnissen erwartet hätte. Was mir vor anderem auffiel, war die fast leichenartige Blässe ihres schönen Gesichtes und die zierliche Form ihrer weißen Hände. Ich fand, daß sie auffallend jenem bekannten Bilde Maria Antoinettens ähnlich sah, das die unglückliche Königin etwas idealisiert darstellt, kurz bevor sie das Schaffot besteigt.

Meine Schmerzen begannen im übrigen bald einen so intensiven Grad anzunehmen, daß es mir vollständig verging, Beobachtungen außerhalb von mir anzustellen. Ich stöhnte nun selbst nach den Ärzten, gegen die ich mich zuerst so ablehnend verhalten hatte. Der kleine Doktor mit dem Zwicker trat darauf in Begleitung eines Oberarztes an mein Bett zurück.

„Sie wollen sich also nicht amputieren lassen?“ frug der letztere, indem er mit einer Sonde in meinem wunden Bein herumstierte, gleich als ob es ein Stück der Außenwelt wäre, das mit meinen Gefühlsnerven nur in sehr entfernten Beziehungen stünde.

„Nein! Nein! Nein!“ — rief ich.

Es vergingen ein paar Minuten, die mir eine Ewigkeit schienen.

„Aber die Kugel muß jedenfalls heraus und das zweimal gebrochene Bein muß eingerichtet werden.“

„Sogleich?“ frug ich.

„Sobald, als möglich,“ entgegnete der Arzt. „Leider ist das Chloroform uns momentan ausgegangen — wir haben schon so viel amputiert heute. — Können Sie etwas aushalten?“

Mein Herz begann lauter zu klopfen. — Die letzten Tage hatten mein Nervensystem etwas aus dem Gleichgewicht

gebracht und ich fürchtete im Stillen, daß ich schwach sein könne. Da begegneten meine irrenden Blicke denen der Schwester Elisabeth. Ihre hellblauen Augen waren sehr groß und hatten einen beinahe überirdischen Glanz. Jetzt drückten sie — so schien es mir — Angst, Mitleid und eine Bitte aus. Ich fühlte, wie sie mein Innerstes allmählich bewegten. Zuerst wurde ich weich und sah mich bedroht von unmännlichen Thränen, dann regte sich der Stolz in mir und ich empfand das Bedürfnis, mich in den schönen Augen dieser Frau zu rehabilitieren und ihr Achtung abzutrotzen. Gewiß war Eitelkeit dabei im Spiele, aber, ach, wir erzielen ja oft mit unseren schlechten Eigenschaften und Regungen glänzendere Erfolge im Leben, als mit unseren guten! —

„Wollen Sie eine Tasse heißen Kaffee?“ unterbrach endlich Schwester Elisabeth das bange Schweigen.

„Nein“, sagte ich, „geben Sie mir eine Zigarre.“ — Ich zündete sie an, blies den Dampf von mir und wählte einen Punkt an der Decke aus, auf den ich die Blicke heftete. „Fangen Sie an, Doktor!“

Man schnitt mir zuerst die Kugel aus, eine Chassepot-Kugel — sie war etwas platt gedrückt und ich habe sie lange am Charivari getragen. . . . Es war wirklich kein Scherz, — Sie dürfen es mir glauben! — aber es erschien mir fast als ein solcher, als die Ärzte sich anschickten, mein zweimal gebrochenes Bein einzurichten und in einen Gypsverband zu legen. Darüber ging mir doch die Zigarre aus und ich mußte die Zähne gewaltig übereinander beißen, um nicht laut aufzuschreien.

Als das Entsetzliche endlich vorbei war, wischte sich der Doktor die blaue Brille und sagte: „Nun, Sie haben sich ja ganz wacker gehalten.“ — Ich muß gestehen, daß dieses mir

in Elisabeths Gegenwart gespendete Lob mir fast ebensoviel Freude bereitet hat, als der Orden, den ich später erhielt.

„Wann kann ich wieder aufs Pferd?" frug ich zuletzt.

Der Doktor verzog die schmalen bartlosen Lippen zu einem Lächeln. „In sechs Wochen reden wir wieder davon," sagte er.

Sechs Wochen eines ausschließlichen Verkehres mit einem Wesen sind eine ziemlich lange Zeit; sie reichen hin, nicht nur manches Vorurteil zu zerstreuen, sondern auch manch tieferen Blick in ein fremdes Herz zu werfen, wenn es seine Thore auch nur zuweilen, wie aus Vergeßlichkeit, einen Augenblick lang offen stehen läßt.

Daß ich übrigens während dieser Zeit nicht auf Rosen gebettet war, kann man sich leicht denken. Anfangs stellte sich ein heftiges Wundfieber ein und ich phantasierte, wie man mir später sagte, ganze Nächte lang von Ballmusiken, zu denen ich den Takt mit einer Krücke schlug, und von Kotillons, die niemand mit mir tanzen wollte.

Als das Fieber etwas nachließ, stellte sich eine große Mattigkeit ein. Man fand mich viel zu schwach, um mich evakuieren zu können, obgleich das, was um mich her vorging, keineswegs darnach angethan war, meinen sinkenden Mut neu zu beleben. Die einen wimmerten vor Schmerzen, andere kommandierten beständig: „Feuer!" und „Vorwärts!" im Fieber. Alle wollten fort und die, denen ihre wachsenden Qualen jede Hoffnung auf ein Wiedersehen der irdischen Heimat abgeschnitten, sehnten sich in brünstigen Gebeten nach der himmlischen. Fast täglich starb denn auch einer oder der andere und immer wieder trafen von den neuen Schlachtfeldern neue Verwundete ein, die entstandenen Lücken auszufüllen.

In jenen Tagen kam es mir zuweilen vor, als läge ich mit zermalmten, gebrochenen Gliedern hinter den häßlichen

Kulissen des blutigen Schauspiels, das meiner jugendlichen Phantasie früher nur seine glänzenden Seiten gezeigt hatte.

Der einzige Lichtblick in meiner traurigen Umgebung war: Schwester Elisabeth. Ich hatte es leider nicht über mich gebracht, ihr mein anfängliches schroffes Benehmen mit Worten abzubitten, aber ich blickte allmählich zu ihr empor wie zu einer Heiligen. Was sie alles vollbrachte, übersteigt alle Begriffe, ja fast das Maß des Glaubhaften. Es war, als ob eine höhere Macht sie auf einige Zeit von den Gesetzen der irdischen Existenz sozusagen entbunden hätte. Sie werden mich belächeln, wenn ich es sage — aber ich habe Elisabeth nie essen oder schlafen sehen. Selbst, wenn in den späteren Nachtstunden, oder gegen Morgen die lauten Wehklagen verstummt waren und das Stöhnen nur mehr gedämpft aus dem schweren Schlummer der Verwundeten tönte, strahlten noch ihre treuen Augen wie ewige Lichter durch die Schatten des Saales und spähten nach Dienstleistungen aus. Ihr erschien nichts zu niedrig, oder zu abstoßend, sie empfand nie Ekel oder Abscheu vor all den häßlichen Menschlichkeiten, denn alle widerstrebenden Regungen ihrer Seele gingen in einem tiefen, thatkräftigen Mitleid unter. Ich war nicht der einzige, der in dem Paroxysmus unerträglicher Schmerzen, in der allgemeinen Zerrüttung der Nerven, an der wir litten, zuweilen Unmögliches von ihr verlangte, sie mit Launen quälte und ihre Sorgen verdoppelte. Aber nichts vermochte sie aus der Fassung zu bringen, nie lag eine Bitterkeit in ihrem Tone und ein alter Soldat hat sie sehr treffend „den Engel der Geduld“ genannt.

Sie hatte eine Gabe zu trösten, wie ich sie nie an einem menschlichen Wesen mehr getroffen habe. Freilich bin ich — Gott sei Dank! — weder vorher, noch nachher des Trostes so bedürftig gewesen, wie damals. Es war, als ob sie zum mindesten die Hälfte jedes fremden Kummers auf ihre eigenen

Schultern lüde, sobald man sich ihr anvertraut hatte. Sie redete nicht viel dabei, aber sie sah so traurig aus, daß man sich, ich weiß nicht warum, sogleich erleichtert fühlte. Natürlich war sie bald die Vertraute aller Herzensgeheimnisse und schrieb alle Briefe an harrende Bräute und verlassene Mütter. Auch ich konnte nicht umhin, ihr meinen kleinen Kummer anzuvertrauen, den Grund, weshalb ich mich so ungebärdig gesträubt hatte, mich amputieren zu lassen, und die Besorgnisse, die ich noch immer für den Fall hegte, daß ich — nicht unversehrt aus dem Feldzuge heimkehren sollte. Nie werde ich das Lächeln vergessen, das bei diesem Geständnis über ihr Gesicht hinhuschte und es momentan erhellte, wie ein flüchtiger bleicher Sonnenstrahl. „Sie sind noch zu jung," sagte sie, „um die Frauen zu kennen, sonst wüßten sie, daß die Liebe der besseren von ihnen opfermutig und opferfreudig macht. Wenn Ella Ihrer würdig ist, wird sie Sie um so zärtlicher lieben, je hilfsbedürftiger Sie heimkehren. Sie wird Ihnen sagen, was die Braut jenem Fürsten antwortete, der ihr ihr Wort zurückgeben wollte, als er bei Sebastopol bis zur Entstellung verwundet wurde."

„Was antwortete sie ihm?"

„Worüber soll ich klagen? — Ich war die Braut eines Soldaten und werde die Frau eines Helden sein!" —

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mir dieser Ausspruch gefiel und wie glücklich mich die Aussichten machten, die Schwester Elisabeth mir eröffnete.

Übrigens waren eigentlich die noch verzweifelteren Fälle ihre Spezialität. Wir erhielten fast täglich Besuche von Anverwandten Verwundeter und da gab es oft die traurigsten Scenen.

So lag unfern von mir ein armer Landwehrmann, dem

eine Bombe den Arm weggerissen hatte. Er wurde wiederholt daran operiert; die Wunde wollte nicht heilen und er hatte sehr viel zu leiden. Nichtsdestoweniger hörte ich nie eine Klage aus seinem Munde. Er war verheiratet und eines Tages kam seine Frau, ihn zu besuchen. Sie hatte ein Kind auf dem Arm und der alte Vater des Verwundeten, ein großer hagerer Mann mit schneeweißem Haar, begleitete sie. Im ersten Augenblicke schien die Frau ihren Mann gar nicht zu erkennen und damals bemerkte auch ich zum erstenmal, wie schlecht und abgezehrt er aussah. Dann schluchzte sie auf, während auch der alte Vater blaß und gebrochen abseits stehen blieb und kein Wort hervorbrachte. Jetzt legte sich Schwester Elisabeth ins Mittel. Sie nahm der Frau das Kind von dem zitterndem Arme und hielt es dem Vater hin. Er lächelte es an unter Thränen und auch die Frau gewann daraufhin ihre Fassung wieder. „Er ist groß geworden, nicht wahr? seit Du fort bist.“ sagte sie stolz, „und hält sich so brav, daß er mich nie bei der Arbeit stört. So habe ich denn bisher auch noch keine Not gelitten.“

Einige Tage später kam eine Bauersfrau zu uns. Sie war in ihrer Armut meilenweit zu Fuß gegangen, um ihren einzigen Sohn zu sehen. Seine Verwundung hatte sie den Listen entnommen, aber lange war sie vergebens von Lazaret zu Lazaret geirrt, bis sie endlich das richtige fand. Leider war es zu spät. Als sie ankam, war ihr Sohn kurz vorher verschieden und man führte sie an sein leeres Bett. Schwester Elisabeth fing die Umsinkende mit den Armen auf und ließ sie sich ausweinen. Zufällig hing über dem leeren Bett ein altes Kruzifix, an dessen Fuß eine mater dolorosa die Arme über der Brust kreuzte, die ein zweischneidiges Schwert durchbohrte. Dorthin lenkte dann Schwester Elisabeth wortlos mit ihren eigenen leuchtenden Augen die Blicke der beklagenswerten

Mutter und wie beschämt stellte diese ihr lautes Weinen plötzlich ein und faltete die Hände zum Gebet. . . .

Solche Bilder prägen sich dem Gedächtnis ein und werfen mehr Licht auf einen Charakter, als oft eine jahrelange Bekanntschaft.

Zu den hervorragendsten Eigenschaften Elisabeths gehörte ihre Beredsamkeit. Es fehlte ihr nie das rechte Wort und sie fand Ausdrücke, Bilder und Vergleiche, welche frappierten. Ein sonores, weiches Organ kam dieser Eigenschaft nicht wenig zu statten.

Es war den Krankenpflegerinnen strenge verboten, mit den Kranken von religiösen Dingen zu reden, denn man fürchtete, sie möchten ihnen zuweilen aus intolerantem Bekehrungseifer die letzten Stunden ihres jungen Lebens vergällen, oder ihrem Gewissen Gewalt anthun. Sie durften mit ihnen beten, mußten sich aber im übrigen darauf beschränken, den Geistlichen herbeizurufen, sobald ein Wunsch in dieser Richtung geäußert wurde, was ziemlich häufig vorkam.

Schwester Elisabeth hielt sich streng an dieses Verbot, aber ihre innerliche schwärmerische Glaubenskraft leuchtete gleichsam durch alles hindurch, was sie that und sagte. Da sie alle religiösen Anspielungen ängstlich vermied, machten ihre Anschauungen mehr den Eindruck einer sublimen Lebensphilosophie. Dabei war sie voll Ideen von oft überraschender Tiefe und hatte im hohen Grade die Gabe, ihren Vortrag dem Verständnis dessen anzupassen, zu dem sie gerade sprach. Einfachen Soldaten erzählte sie Erlebnisse und Geschichten mit versteckter Moral, uns anderen gegenüber redete sie mit Vorliebe von der Nichtigkeit und Flüchtigkeit alles irdischen Leides, von dem Wert der Selbstüberwindung, von den Freuden der Entsagung und den Triumphen über das besiegte Ich. Sie predigte nicht im Tone, aber es waren doch oft förmliche

kleine Vorträge, die sie abhielt. Die Worte flossen ihr dann ordentlich vom Munde und es war ein Genuß, ihr zuzuhören, welcher auch immer der Standpunkt sein mochte, auf dem man selbst stand. Dies empfanden wir alle und die Kränksten und Mürrischsten richteten sich im Bette auf, wenn sie wieder eines ihrer Lieblingsthemas anzuschlagen begann.

Natürlich fehlte es auch nicht immer an Einwendungen und Widerspruch. Nicht alle verstanden den tieferen Sinn dessen, was sie vorbrachte, nicht alle waren ernst genug, um sie ernst zu nehmen und einige empfanden das unwiderstehliche Bedürfnis, zuweilen einen etwas freieren Ton anzuschlagen.

Darin that sich besonders einer unserer Kameraden von der Artillerie hervor. Ich will ihn nicht nennen, aber Sie kennen ihn sehr gut. Er ist seitdem in den Hafen der Ehe eingelaufen und etwas zu korpulent geworden. Damals war er ein junger kräftiger Mensch mit einem runden glattrasierten Kopfe wie ein Zuave und einem intelligenten, hübschen, nur etwas ironischen Gesichte. Er stand im Rufe des vollkommenen Freigeists und wir beneideten ihn alle im Stillen, denn es ging das Gerücht, daß er für Damen geradezu unwiderstehlich sei. Seine Verwundung war nicht gefährlich, aber äußerst schmerzhaft und bot ihm, fast möchte man sagen, eine willkommene Gelegenheit dar, die ganze unverwüstliche Widerstandsfähigkeit seiner Natur, den ganzen Stoizismus seiner Gewöhnung zur Schau zu tragen. Er schien der einzige zu sein, der sich Elisabeths Zauber ganz entzog; sie sei ihm nicht sympathisch, sagte er. Insbesondere bestritt er auch ihre Kompetenz, von Weltflucht und Vergänglichkeit, von Entsagung und Selbstüberwindung zu reden, da sie selbst „das Glück der Erde" nie gekannt habe.

Als er dies zum erstenmal in ihrer Gegenwart aussprach, kam eine ungewöhnliche Bewegung in Elisabeths blasses Gesicht.

Ein zartes Rot flog über ihre Wangen hin, ihre Augen verdunkelten sich und ihre Nasenflügel zuckten. „Das Glück der Erde!“ wiederholte sie langsam mit leise steigender Stimme und ein Lächeln halb aus Verachtung und halb aus Schmerz gemischt umspielte ihre Mundwinkel.

Fast allen fiel dabei der an ihr fremde seltsame Ton auf und manchem mochte er zu denken geben. Das Gespräch wurde später wieder aufgegriffen und „das Glück der Erde“ bildete in der Folge, bald in ernstem, bald in scherzhaftem Sinne ein stehendes Thema unserer Gespräche. —

Schwester Elisabeth ging auf diese Unterhaltung nicht ein. So oft wir auf den Gegenstand zurückkamen, verbreitete sich derselbe schmerzlich geringschätzige Ausdruck über ihr Gesicht, der verschiedene Deutungen zuließ. So blieb sie für uns undurchdringlich.

Im übrigen drangen wir auch nicht weiter in sie, denn uns allen lag die Absicht fern, sie zu kränken. War sie doch für uns alle ein Gegenstand wahrer und aufrichtiger Verehrung, eine Helferin in geistiger und körperlicher Not, eine vertrauenerweckende Freundin, — das „Vizemütterchen“. Einige gestanden sogar später in schwachen Stunden, daß sie wahnsinnig in Elisabeth verliebt gewesen seien und ich weiß wahrhaftig nicht, wie es mir selbst ergangen wäre, wenn nicht ein anderes Bild mein ganzes Herz erfüllt hätte. Was darin für Schwester Elisabeth übrig blieb, waren nur die sanfteren Regungen der Freundschaft und Bewunderung. Mir wäre es unmöglich gewesen, in die Neckereien einiger meiner Kameraden einzustimmen, oder ihr gegenüber auch nur einen leichteren Ton anzuschlagen.

Vielleicht wußte sie mir im Stillen Dank dafür. Oft schien es mir wenigstens, als ob ihre Augen mit dem Ausdruck der Sympathie auf mir ruhten und als ob sie mehr Vertrauen

zu mir hege, als zu den anderen. Thatsache war, daß sie mich dem Neide preisgab, indem sie sich meiner Pflege mit besonderer Sorgfalt widmete und mich in vielen, scheinbar kleinen, für mich aber wichtigen Dingen bevorzugte. Der Zuavenkopf, der einen besonderen Blick für die schwachen Seiten hatte, fand sogar, daß sie mich „verzog“; und es war etwas Wahres daran; denn bei aller Verehrung, die ich gegen die Schwester hegte, benahm ich mich manchmal gegen sie wie ein verzogener Knabe, der sich zu keiner Selbstbeherrschung verpflichtet erachtet und seinen bösen Launen die Zügel schießen läßt.

Als ein erheblicher Milderungsgrund darf allerdings mein körperlicher Zustand angeführt werden. Schon war mehr als die Hälfte der Zeit verstrichen, auf die mich der Arzt bei der Operation vertröstet hatte und noch immer war auch nicht entfernt an eine Evakuierung meiner Person zu denken, so sehr ich mich auch gerade darnach sehnte. Ja, es ging mir von Tag zu Tag eher schlechter, als besser. In der entsetzlichen Dunstatmosphäre, die mich umgab, hatten mich Fieber und Dyssenterie befallen, die mich ungemein schwächten; meine Wunden eiterten beständig und mein aus einem, wie sich später herausstellte, unverzeihlichen Versehen noch immer vergypstes Bein verursachte mir ein stetes Unbehagen. Ich verlor zuletzt allen Mut. . . .

Sie finden dieß wahrscheinlich unmännlich und ich werde vielleicht infolge dessen Ihre Achtung zum Teil einbüßen. Dieß soll mich aber nicht abhalten, Ihnen alles zu sagen, denn nur dann kann meine Geschichte einigen Wert für Sie gewinnen. Die gesellschaftliche Konvention erheischt freilich von uns Offizieren, daß wir stramm bleiben — von der Wiege bis aufs Paradebett. Und auch ich war gewiß von den besten Gesinnungen beseelt, als wir ausgerückt waren. Ich war bereit gewesen, zum Besten des Vaterlandes der lachenden Welt frohen

Mutes Valet zu sagen, den feindlichen Kugeln mit offener Brust entgegenzustürmen und zum Tode getroffen vom Pferd zu sinken, ein Hurra! auf den erblassenden Lippen. Aber Wochen lang dahinzusiechen, in einem elenden, improvisierten Lazaret, körperlich schwach und hilflos zu werden, der beständige Zeuge fremder Qualen zu sein, ohne Erschütterung der überkommenen konventionellen Begriffe, ohne Lockerung der äußeren und inneren Strammheit — dieß vermochte ich nicht. Vielleicht, daß bessere Männer es vermögen — ich erwies mich als nicht von so sprödem, widerstandsfähigem Stoffe. Ich hatte förmlich aufgehört, Soldat zu sein und war nichts mehr als ein leidender junger Mensch. Den Anordnungen der Ärzte setzte ich teils offenen, teils geheimen Widerstand entgegen; denn es hatte sich die fixe Idee bei mir ausgebildet, daß ja doch alles vergeblich sei und daß ich niemals mehr aus den weißgetünchten vier Wänden des verhaßten Lazarets herauskommen werde. Ich sah den Tod langsam und feig an mich heranschleichen, Stück um Stück von mir loslösen, wie man Steine aus einer Mauer bricht, um sie zum Falle zu bringen. Ich hatte ihn nicht gefürchtet im Donner der Schlachten, ich fürchtete ihn auch jetzt nicht. Ja, er hatte sogar alle seine Schrecken für mich verloren; ich hatte mich allmählich mit ihm befreundet, wie mit einem strengen, aber heilenden Arzte und ich rief ihn zuletzt wie einen traurigen, aber hilfreichen Freund, wie die einzige Erlösung, die mir noch winkte. Halb im Fieber, wie ich war, verlangte ich beständig nach Waffen, um das allzu langsame Werk der Zerstörung meiner selbst eigenhändig zu beschleunigen und zum Abschluß zu bringen.

In solchen Stunden bewirkte Elisabeths Zuspruch oft Wunder und ihr allein habe ich es zu danken, daß ich nicht einen der thörichten Gedanken ausgeführt habe, die mir durch den Kopf liefen und denen ich mit Vorliebe nachhing. Ins-

besondere machte nur sie mir die stete Schlaflosigkeit erträglich, an der ich litt, indem sie sich zu mir an das Bett setzte und mit ihrer weichen melodischen Stimme zu mir sprach. Sie zermarterte sich offenbar das Gehirn, Gesprächsgegenstände zu finden, die mich interessieren und zerstreuen konnten; die entferntesten gemeinsamen Beziehungen wurden herbeigezogen, Reiseeindrücke, die Geschichte, die Literatur, von der ich damals nur einen sehr schwachen Begriff hatte. Zuletzt verfiel sie sogar darauf, mir merkwürdige Heiligenlegenden zu erzählen; es galt mir alles gleichviel, wenn sie nur bei mir saß und redete.

Meine unaufhörlichen Bitten hatten endlich dem Arzt das Zugeständnis abgerungen, daß der unleidliche Gypsverband abgenommen werden dürfe. Eine einzige Nacht sollte ich noch Geduld haben. —

Wenn ich jetzt nach Jahren zurückschaue in die verblassende Vergangenheit, wie kurz und flüchtig erscheint mir „eine einzige Nacht"! Damals, als sie vor mir lag mit ihren dunklen, feindlichen Schatten, mit ihren von Stunde zu Stunde sich steigernden Qualen, erschien sie mir wie ein unübersteigbarer Berg, wie ein Zentnergewicht, das die Wagschale meiner Qualen zum Umkippen brachte, wie der letzte bittere Tropfen, der den Leidensbecher überfließen machte. Nie, so schien es mir, hatte ich so gelitten. Ich fand durchaus keine Stellung, in der ich es aushielt. Die Betten lasteten auf mir wie ein Alpdruck; es war mir unerträglich heiß, dann fror ich wieder, daß die Zähne gegen einander schlugen; in meinen beiden Beinen tobte ein stechender Schmerz. Und je mehr ich mich dagegen erwehrte, um so unerträglicher wurde mein Zustand. . .

Endlich beschloß ich, mir selbst zu helfen. Ich wollte den Gypsverband mit eigener Hand abreißen, mich ins Freie schleppen, mich mit einem Taschentuche erdrosseln.

Einem so stürmischen Gebahren gegenüber glaubte wohl

auch Elisabeth zu stärkeren Mitteln ihre Zuflucht nehmen zu sollen. Sie sprach mir von meiner fernen Mutter, deren stete Angst ich durch falsche Nachrichten über meine angebliche Besserung einzuschläfern gewußt hatte, von Ella, an deren geneigten Gefühlen ich nicht mehr zweifelte, obwohl die Liebe inzwischen nur in meinem eigenen Herzen und in meiner eigenen Phantasie tiefere, ja unzerstörbare Wurzeln geschlagen hatte.

Allein die Wirkung dieser Erinnerungen war dieses Mal eine ganz andere, als Elisabeth erwartet hatte. Statt mich zu stählen, raubten sie mir vollends allen Mut. Sie öffneten mein Herz einem brennenden Heimweh, und meine Liebe, meine Jugend, meine glücklichen Verhältnisse, die Welt und das Leben erschienen mir in dem grellen, gleißenden Glanze, mit dem unsere Phantasie alle Dinge umgibt, die wir im Begriffe stehen zu verlieren. Etwas wie ein allgemeiner Nachlaß aller Seelenkräfte kam über mich und ich verfiel in einen nimmer endenwollenden Weinkrampf.

Schwester Eiisabeth stand ratlos an meinem Bette. Sie rief mich teilnamsvoll bei meinem Vornamen, sie preßte meine Hand, sie kühlte meine Stirne, sie suchte nach Worten des Trostes. Ach, sie hätte mich besser meinem Schicksal überlassen, denn ich wollte nicht getröstet sein in jener dunklen Stunde, alle Trostgründe erschienen mir banal und hinfällig und alles, was meiner sich selbst aufgebenden Stimmung entgegenzuwirken strebte, versetzte mich in Ungeduld, ja in Entrüstung. Ich sprach ihr alle Fähigkeit ab, die Tiefen meines Leides und den Verlust all der Wonnen, die mich in der Welt erwartet hätten, zu ermessen und in einem bittereren Tone als alle meine Kameraden hielt ich ihr entgegen, was ihr so oft, bald im Scherz, bald im Ernst entgegengehalten worden war, daß ihre Trostgründe eitel seien, daß sie nichts wisse von der

ganzen Gewalt der irdischen Schmerzen, da sie ja auch „das Glück der Erde“ nicht kenne.

Es war schon sehr spät in der Nacht, ja ich glaube, es war schon gegen Morgen, als ich dieß sagte. Erschöpft von ihren Qualen, oder Dank des trostspendenden Morphiums waren die Verwundeten alle, einer nach dem anderen, nach und nach eingenickt und ihre langsamen schweren Atemzüge schienen im Wettlaufe mit der Pendeluhr zu erlahmen, deren Stundenschlag eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Röcheln eines Sterbenden hatte. Durch seine weiße Tuchhülle hindurch flackerte das ersterbende Nachtlicht an der Decke und warf zuckende unsichere Lichter auf das schöne Gesicht der barmherzigen Schwester, das ein seltsam geformter, steif gestärkter Kopfschmuck geisterhaft umrahmte.

Dießmal war es nicht wie sonst, wenn wir vom Glück der Erde redeten, der Ausdruck einer leisen Verachtung, den ihre Züge annahmen; es war vielmehr, als ob eine Maske abfalle. Eine leidenschaftliche Erregung durchglühte Elisabeths Wangen, durchzuckte jede Muskel ihres Gesichtes und in ihrem großen Auge leuchtete eine Flamme auf, ob der ich fast erschrack.

„Sie irren“, sagte sie in einem bei ihr ganz ungewohnten Tone, beinahe barsch. „Ich habe es gekannt — euer famoses „Glück der Erde!“ —

Ich weiß nicht, weshalb, aber es überlief mich kalt; ich richtete mich, soweit es ging, im Bette auf und starrte sie an.

„Niemand weiß es“, fuhr sie fort, indem sie die Wimpern senkte. „Wenn Sie mir versprechen, daß Sie dann ruhig sein und Ihre Stellung nicht mehr verändern wollen, sollen Sie alles wissen.“

Der Eindruck, den dieses unerwartete Versprechen, die Aussicht auf eine mich in so hohem Grade spannende Mitteilung auf mich hervorbrachte, war ein geradezu wunderthätiger.

Elisabeths Worte wirkten auf meinen gestörten Organismus wie die Thätigkeit eines Magnetiseurs; ich fühlte von diesem Augenblicke an keine Schmerzen mehr, die Unruhe verließ mich plötzlich, ich lag wie gebannt unter den Blicken, die durch die Nacht strahlten, und alle Kräfte meiner Seele konzentrierten sich zu dem einen Zwecke, ihr zuzuhören und ihre Mitteilungen gleichsam in mich aufzusaugen.

Wie Sie wissen, sind im Fieber zuweilen einzelne Organe auffallend geschärft, während andere ihre Funktionen fast eingestellt haben. Sehr häufig erreicht besonders das Gehör eine ungewöhnliche Feinheit; bei mir schien das Gedächtnis an Stärke und Umfang zugenommen zu haben. Wort für Wort von dem, was Elisabeth zu mir sprach in jener unvergeßlichen Nacht, prägte sich in mein Gehirn ein mit der Deutlichkeit einer Augenblicksphotographie. Ich habe es später aufgezeichnet und so kommt es, daß es mir gegenwärtig geblieben ist bis auf diese Stunde. Und gegenwärtig ist mir auch noch der wechselnde Ausdruck, den ihre unvergleichlichen Züge während ihrer Erzählung annahmen, der Ton ihrer Stimme und das leise unterdrückte Schluchzen, das zuweilen, wie aus weiter Ferne klingend, ihre Rede unterbrach. Sie sprach zuerst in dem flüsternden heiseren Tone, in dem bedrängte Gemüter ihre Beichte ablegen, aber dann überwand sie eine anfängliche Befangenheit und ihre Stimme tönte, wenn schon gedämpft, so doch geisterhaft hell und überhallte die schweren Atemzüge der ringsumher Schlummernden, die lallenden Ausrufe ihrer Traumreden, das Todesröcheln der Pendeluhr.

Vielleicht trieb sie das menschliche Bedürfnis der Mitteilung an, sich einmal der Last des langen Schweigens zu entledigen; vielleicht glaubte sie ihr Geheimnis einem Sterbenden ins Grab mitzugeben. . . . Zuletzt schien sie in den Wogen der wachgerufenen Erinnerungen förmlich unterzugehen;

sie vergaß mich und alles um sie her. Ja, sie war wie verwandelt; ein ganz weltlicher Geist sprach momentan aus ihr, den man völlig in ihr unterdrückt und erstorben wähnte und eine Glut, die keiner von uns ihr zugetraut hätte.

„Sie kennen nicht einmal meinen Familiennamen, nicht wahr?" fing sie an.

In der That — nein!

„Niemand kennt ihn!" — fuhr sie fast triumphierend fort. „Er ist sehr sorgsam geheim gehalten worden, denn es liegt im Interesse des Ordens, dem ich angehöre, ihn geheim zu halten." . . .

Ich sah sie fragend an.

„Dieser Name ist wie ein Brandmal," erklärte sie. „Eine beinahe leidenschaftliche Genußsucht hat mein ganzes Geschlecht ins Verderben gestürzt; mein Vater erlag ihr in jungen Jahren, meine Brüder mußten in Unehren die Armee verlassen — ich weiß nicht, ob sie noch leben und was aus ihnen geworden ist — und meine Mutter — — haben Sie je den Namen Gräfin *** nennen gehört?"

Ja! ich hatte ihn nennen gehört und er war mit Geringschätzung ausgesprochen worden, als der einer Verworfenen, die den Skandal förmlich herausgefordert hatte. Ich fühlte, daß ich bei seiner Wiedernennung erblaßte, wie vor Schrecken, gleich als habe ich mich seiner in Elisabeths Gegenwart zu schämen. Sie gewahrte meine innere Bewegung und die Verwirrung, in der sie mich sah, flößte ihr das Bedürfnis ein, die Gekränkte zu verteidigen.

„Meine Mutter ist besser, als ihr Ruf; ich sage es nicht, weil eine heilige Pflicht, weil die Stimme der Natur selbst mich drängt, ihre scheinbar verlorene Sache zu der meinen zu machen — nein! — auch weil ich die feste Überzeugung hege, daß alle ihre Fehltritte keine andere Wurzel hatten, als

ein starkes überquellendes Liebesbedürfnis, als — die Sehnsucht nach dem Glück. Sie suchte es auf Abwegen, weil sie es auf dem geraden Wege nicht hatte finden können und doch die Hoffnung darauf nie ganz aufgeben wollte. Ihr Unglück war, daß ihre Neigung fast stets auf Unwürdige fiel und daß sie niemals einer starken Hand begegnete, die ihr den inneren Halt gegeben hätte, dessen sie entbehrte. Aber in ihrem Wesen war kein kleinlicher Zug; sie war nicht kokett und eitel, ihr Herz war gut und generös. So lange sie hatte, gab sie stets mit vollen Händen, ihr Geld, ihre Zeit, ihre Zuneigung."

„Als ich anfing, in ihr Leben einzutreten, hatte sie schon das Ärgste hinter sich. Sie nahm damals sogar einen Anlauf, die Rolle einer Mutter zu spielen und führte mich einen ganzen Winter lang auf die Bälle und Routs der großen Welt, die ihr damals noch offen stand, obwohl ihre Stellung bereits erheblich erschüttert war. Am Ende des Karnevals verheiratete aber, statt meiner, und zwar zum drittenmale — sie sich selbst."

„Meine Anwesenheit in dem neuen Hausstande wurde als störend befunden und ich mußte trotz meiner schon reifen Jahre nach Lausanne in die Pension zurück. Dieser Gewaltakt — denn als solchen faßte ich diese Anordnung auf — erfüllte mich von Anfang an mit bitterem Haß gegen meinen zweiten Stiefvater. Auch in meiner Seele lag viel von dem wilden Drang unseres Geschlechtes; ich hatte gerade genug an den Freuden einer vornehmen Geselligkeit genippt, um neugierig auf die Fortsetzung geworden zu sein; so manches hatte in mir ein tieferes Interesse erweckt und es gab mehr als eine der schnell geknüpften intimen Jugendbeziehungen, die ich unter heißen Thränen wieder abbrechen mußte. Mehr als dies alles aber fürchtete ich die Lächerlichkeit, der ich mich unfehlbar preisgegeben wähnte, wenn ich als vollkommen erwachsene

„Komtesse“ nun plötzlich wieder mitten unter den jüngeren Zöglingen mit kurzen Röckchen und weißen Schürzchen auftauchen werde. Indessen ging die Sache viel besser, als ich sie mir vorgestellt hatte. Man brachte mir ein allgemeines Mitleid entgegen, das mir schmeichelte und ich nahm bald eine meinem Alter entsprechende Ausnahmsstellung ein, die nicht ohne Reize für mich war.“

„Kaum aber fing ich an, in meiner neuen Umgebung tiefere gemütliche Wurzeln zu schlagen, so wurde ich wieder nach Hause abberufen. Wie sich alsbald herausstellen sollte, geschah dies aber nicht etwa, um mich in die große Welt zurückzuführen, die ich so ungern verlassen hatte, sondern um mich als Krankenwärterin bei meinem Stiefvater zu verwenden. Die dritte Ehe meiner Mutter hatte sich nämlich als die unglücklichste der Verbindungen erwiesen, die sie jemals eingegangen. Bei ihren früheren Ehen waren wenigstens die materiellen Verhältnisse günstig gewesen; nun fehlte es auch daran. Beide Gatten sahen sich bitter in ihren Erwartungen getäuscht. Graf *** hatte angenommen, meine Mutter sei noch die reiche Erbin von ehemals — aber sie hatte den größten Teil ihres allerdings einst beträchtlichen Vermögens dadurch verloren, daß sie für leichtsinnige Freunde gutgestanden war und ihre Schulden bezahlt hatte — meine Mutter wähnte, Graf ***, der eine Hofcharge einnahm, werde ihr die erschütterte Position in der Gesellschaft wieder befestigen helfen. Aber seine Heirat wurde Allerhöchsten Ortes übel vermerkt, er fiel mit einem gewissen Eklat in Ungnade und wurde kurz nach seiner Vermählung seiner Stellung enthoben. Nicht genug! — wenige Monate später befiel ihn ein schweres Gehirnleiden, das einige auf den nagenden Kummer über die verlorene Stellung und die getäuschten Erwartungen betreffs einer sogenannten „guten Partie“ zurückführten, das aber lediglich

aus einer längst im Anzuge begriffenen Rückenmarkskrankheit hervorgegangen war und frühzeitig eine erschreckende und widerliche Gestalt annahm."

„Natürlich sagte man mir nicht sofort, aus welch traurigen Gründen ich so plötzlich aus der Pension abberufen worden war. Ich wurde mit ungewohnter Herzlichkeit empfangen und mit Zärtlichkeiten überschüttet. Erst allmählich sollte ich gewahr werden, um was es sich eigentlich handelte."

„Meine Mutter behauptete, sie könne nicht um Kranke sein, sie habe eine wahre Idiosynkrasie dagegen und wenn sie sich in dieser Hinsicht Zwang auferlege, werde sie selbst krank. Dieses Vorbringen stand, wie ich später erfuhr, in einigem Widerspruch mit einem Vorkommnis in ihrem Leben, das zuerst peinliches Aufsehen in der Gesellschaft erregt und ihren Bruch mit der öffentlichen Meinung besiegelt hatte. Sie war nämlich einst, unter Durchbrechung aller konventionellen Schranken, bis zu einem Offizier gedrungen, der in einem Duell, zu dem ihr Name die Veranlassung geboten hatte, schwer verwundet worden war und nicht eher von seinem Bette gewichen, bis er — in der Blüte seiner Jahre! — seiner Wunde erlag. Sie hatte dann — was die thörichte Welt ihr am meisten verübelte — ein ganzes Jahr lang Trauer um ihn angelegt, gleich als ob sie seine Witwe gewesen wäre. Freilich, wenn sie alles um eines geliebten Mannes willen vermochte, für den ungeliebten war sie keiner Selbstüberwindung fähig!"

„Ihre Vorwände machten denn auch keinen Eindruck auf mich. Ich wußte, daß sie seit kurzer Zeit ein neues Interesse aus dem Hause lockte: sie spielte. Sie hatte diese unglückselige Leidenschaft auf ihrer letzten Hochzeitsreise in Monaco angenommen und sie war bald so stark geworden, daß sie alle übrigen unterdrückte."

„Inzwischen wußte sie mich so rührend und kleinlaut zu bitten, ihre Stelle bei dem kranken Gatten einzunehmen, daß ich mich in der ersten Zeit ordentlich geschmeichelt fühlte, es thun zu dürfen. Erst als diese Stellvertretung allzu häufig und zuletzt die ausnahmslose Regel wurde, lehnte ich mich innerlich dagegen auf und meine Auflehnung nahm den Charakter einer gesteigerten Abneigung gegen meinen Stiefvater an. Ich legte mir nicht den mindesten Zwang auf, sie ihm zu verbergen, ja ich suchte sogar die Gelegenheiten, sie ihm zu beweisen. Mein Ton gegen ihn wurde herrisch und mißgelaunt, ich that oft, als ob ich Bitten von ihm um diese oder jene Dienstleistung überhört hätte und würde ihn am liebsten Tage lang ganz seinem Schicksal überlassen haben, wenn mir nicht meine Mutter beständig gepredigt hätte, wenigstens den Schein zu wahren.“

„Zu den mir lästigsten Obliegenheiten gehörte es, täglich zweimal den Arzt zu empfangen. Nach den Vorurteilen, in denen ich erzogen worden war, gehörte Dr. Anatol W** nicht eigentlich in die Kategorie der — Herren. Er war ein Arzt für mich; weiter nichts; d. h. ein öffentlicher Diener, an den man etwas höhere Anforderungen stellt, als an andere dienstbare Geister, den man besser bezahlt, den man aber im Grunde doch nicht als seinesgleichen betrachtet. Ich hatte wahrscheinlich von seiner wissenschaftlichen Bedeutung und den Wunderkuren gehört, die ihm zugeschrieben wurden; allein dies flößte mir kein menschliches Interesse für seine Person ein und kaum, daß mein Blick über sein Äußeres hinstreifte, das ich unelegant und vernachlässigt fand. So genierte ich mich denn auch nicht im mindesten, in seiner Gegenwart den ganzen Ekel zur Schau zu tragen, den der Kranke mir einflößte. Dr. W** blickte mich darob mit seinen glänzenden braunen Augen so strafend und befremdet an, daß ich momentan darüber erschrack. Ich

wich von nun an seinen Blicken aus; mein Verhalten gegen den Kranken aber blieb dasselbe."

„Zu den Krankheitserscheinungen meines Stiefvaters gehörte es, daß er kläglich stotterte und einzelne Buchstaben oft in komischer Weise verwechselte. Als ich nicht aufhörte, jedesmal darüber in ein lautes albernes Gelächter auszubrechen, riß dem Doktor zuletzt der Faden der Geduld und im Tone zorniger Entrüstung sprach er zu mir: „Fräulein, bedenken Sie doch, daß Sie einen Leidenden vor sich haben."

„Dieser Verweis trieb mir das Blut in die Wangen; ich fand den Doktor impertinent und weit entfernt, mich zu bessern, legte ich es jetzt darauf an, gleichsam ihm zum Trotz, in seiner Gegenwart den Kranken noch schlechter zu behandeln, als früher. Mit einer Herzlosigkeit und Grausamkeit, über welche ich heute selbst staune, sprach ich besonders vor ihm beständig von seiner nahe bevorstehenden Auflösung, wie von einer anerkannten Thatsache, angesichts derer es sich kaum mehr verlohne, ärztlichen Anordnungen von zweifelhaftem Werte Folge zu leisten."

„Wahrlich, ich habe mir damals eine Schuld auf die Seele geladen, welche mir mein späteres Schicksal zum Teil nur als Sühne erscheinen läßt."

„Das schlechte Beispiel, das ich gab, fand seitens der Dienerschaft, die einem beständigen Wechsel unterlag und infolge unregelmäßiger Ablohnung immer schlechter Laune war, nur zu viel Nachahmung. Der Zustand des Kranken verschlimmerte sich von Tag zu Tag und es traten schließlich Krankheitserscheinungen auf, die sich bei sorgsamerer Pflege hätten vermeiden lassen. Bei jeder neuen Untersuchung wurden die Augen des Doktors finsterer. Ich hielt meinen Trotz aufrecht, aber ich fühlte, daß ich die Sache auf die Spitze trieb und eine Katastrophe unvermeidlich wurde."

„Eines Tages erhielt meine Mutter ein Billet von Dr. W**, durch welches er sie um eine dringliche Unterredung bat, da es ihm nicht möglich sei, sie zu Hause zu treffen." Meine Mutter kam darüber in nicht geringe Aufregung. Sie zerriß den Brief in kleine Stückchen und rief in den verschiedensten Tonarten: „Ich bin sehr begierig, was er will." In der That hatte sie ein sehr schlechtes Gewissen und befand sich in beständiger Angst vor einem neuen Skandal, der sie unfehlbar um den letzten Rest ihrer gesellschaftlichen Stellung hätte bringen müssen."

„So wagte sie es denn auch nicht, ihn allein zu empfangen und ich wurde Zeuge der Unterredung, die sie miteinander pflogen. Dr. W** war äußerst kurz angebunden und begann in einem sehr entschiedenen, ja beinahe gebieterischen Tone: „Ich sehe mich genötigt, Ihnen zu eröffnen, Frau Gräfin, daß ich die Übernahme des Grafen *** in öffentliche Pflege beantragen werde."

Meine Mutter wurde leichenblaß. „Das heißt: Sie wollen uns öffentlich kompromittieren!" hauchte sie.

„Ich habe lange genug zugesehen," rechtfertigte er sich. „Die Behandlung, welche Graf *** in diesem Hause erfährt, ist nicht nur im höchsten Grade inhuman, sondern auch schädlich."

„Ich möchte nur wissen," legte jetzt ich mich ins Mittel, „wer ein Recht hat, sich in unsere Privatangelegenheiten zu mischen?"

„Der Königliche Hof interessiert sich für die Sache und ich bin beauftragt, darüber Bericht zu erstatten," entgegnete der Doktor, ohne mich eines Blickes zu würdigen. „Ich bin überzeugt, daß man auch dort der Ansicht ist, daß die Pflege eines nicht mehr zurechnungsfähigen Kranken, die seine Angehörigen in so unverantwortlicher Weise vernachlässigen, zu

einer öffentlichen Angelegenheit wird, insoferne, als sie ihnen entzogen werden muß."

„Meine Mutter mochte fühlen, daß das, was für sie in diesem Augenblicke auf dem Spiele stand, nicht allein der letzte Rest ihres Rufes als Gattin, sondern auch ihre ganze materielle Existenz war, denn die nicht unerhebliche Pension, die mein Stiefvater bezog, war eine rein persönliche und widerrufliche, an die sie keinen Anspruch mehr erheben konnte, sobald der Empfänger auf Anregung des Hofes in eine öffentliche Heilanstalt verbracht wurde."

„Ach, die Dienstboten sind in der That zu unzuverlässig heutzutage," stammelte sie verwirrt."

„Die Dienstboten trifft viel weniger der Vorwurf," erwiderte der Doktor scharf. „Es fehlt an jeder Aufsicht."

„Nun wandte sich meine Mutter an mich. „Il a raison, mille fois raison," sagte sie französisch, gleich als ob es die ausgemachteste Sache von der Welt wäre, daß der Doktor diese Sprache nicht verstehe. „Du hast beständig andere Dinge im Kopf und vergeudest Deine beste Zeit mit sentimentalen Briefen nach Lausanne, die zu nichts führen; ich weiß es schon. Das muß anders werden, ma chère!"

„Ich fühlte, wie das brennende Rot der Scham mein Gesicht überflutete. Ich stand wie auf dem Pranger und wurde desavouiert und abgekanzelt wie ein Schulmädchen, weil ich Pflichten verabsäumt hatte, deren Erfüllung in erster Linie doch einer anderen obgelegen wäre."

„Verzeihen Sie, Frau Gräfin," nahm dann der Doktor das Wort wieder auf, „ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß ich Fräulein Elisabeth nicht fähig und brauchbar zur Krankenpflege halte."

„Weshalb?" herrschte ich ihn an, auf das tiefste empört, indem ich mich direkt an ihn wandte und ihm zum erstenmal

seit langer Zeit, ja vielleicht zum erstenmale, seit ich ihn kannte, fest in die glänzenden braunen Augen sah."

„Ich gewahrte, wie er unter meinem frechen Blick vor innerer Bewegung erblaßte. „Weil Sie," entgegnete er langsam, indem er meinen Blick aushielt, „kein Herz haben — für Kranke, weil Sie jedes Mitleids bar sind, weil Sie über fremde Leiden lachen können, weil Sie offenbar ganz andere Dinge im Kopfe haben und zu jung sind, um eine ernste Aufgabe ernst aufzufassen und durchzuführen."

„Es lag eine tiefe schneidende Verachtung in seinem Tone und es war, als ob von seinem Munde ein Eisstrom ausgehe, der das ganze Zimmer mit einer kalten Atmosphäre erfüllte. Aber noch einmal richtete sich mein beleidigtes Selbstgefühl, mein wilder Trotz auf. „Was ich kann und was ich nicht kann," rief ich, „zu ermessen, steht nicht Ihnen zu. Die Frage ist hier die, ob ich will, oder nicht will."

„Vielleicht," sagte der Doktor mit einem eigentümlich ironischen Zug um den Mund. „Jedenfalls aber haben Sie dann den Beweis geliefert, daß Sie nicht wollen."

„Ja, sie kann alles, was sie will," mischte sich nun wieder meine Mutter in das Gespräch, die sprachlos über meine leidenschaftlichen Ausbrüche auf den Divan gesunken war und ihr Spitzentaschentuch mit nervösen Händen zerknitterte. „Ich bitte Sie, um Gotteswillen, liebster Doktor, versuchen Sie es noch einmal mit ihr . . . Ich selbst will ihr beistehen . . . Aber man weiß, wie schwach ich bin . . . . Wenn Sie Ihre Drohung ausführen und mich kompromittieren vor dem Hof, vor der ganzen Stadt, bleibt mir nichts anderes übrig" . . . . Ich glaube, sie wollte sagen „als zu sterben," aber sie vollendete den Satz nicht, sondern barg das Gesicht in die Kissen des Divans und fing an, leise zu weinen."

„Es war, als ob Thränen einen tieferen Eindruck auf

den starken Mann hervorbrächten, als Zornausbrüche und Trotz. Dem Schauspiel eines aufgelösten Schmerzes gegenüber änderte er schnell den schroffen rauhen Ton und mit weicherer Stimme begann er: „Wenn Fräulein Elisabeth versprechen will, ernstlich versprechen will, daß es von nun anders werden soll“ ....

„Nicht wahr, Du versprichst es, mein Kind?“ flehte meine Mutter, aus ihren Thränen hervorblickend. „Du kannst ja Briefe schreiben, so viel Du willst; ich will sie selbst besorgen und Dir alles abnehmen, was Dich stören könnte.“

„In der Tiefe meiner Seele stack der Stachel seines Vorwurfes. Seiner demütigenden Geringschätzung gegenüber empfand ich kein anderes Bedürfnis, als das, ihm zu beweisen, was ich alles vermöge, wenn ich wolle. Ich umarmte meine Mutter und küßte sie mit einer Zärtlichkeit, die sonst unserem gegenseitigen Verkehr fremd war. „Ja, ich verspreche es Dir,“ sagte ich; dann verließ ich das Zimmer, ohne von dem Doktor weitere Notiz zu nehmen.“

„Wochenlang mied ich den Blick der glänzenden braunen Augen, die ich doch seit jener letzten Unterredung beständig vor mir sah, wochenlang sprach ich kein Wort zu ihm, ja erwiderte nicht einmal mehr seinen Gruß. Aber seine Anordnungen wurden von nun an pünktlich befolgt und ich widmete mich jetzt der Pflege meines Stiefvaters mit der gleichen Leidenschaftlichkeit, mit der ich früher bestrebt gewesen war, sie von mir zu weisen.“

„Und — merkwürdig! — über der Dankbarkeit, die der Kranke mir zeigte, schmolz mein Haß gegen ihn; ich empfand bald aufrichtiges Mitleid für ihn und that alles, meine Mutter zu bewegen, sich auch ihrerseits ihm zu nähern, und was an ihr lag, zu seiner Zerstreuung beizutragen.“

„Wenn ich im übrigen auch jeden direkten Verkehr mit Dr. W** mied, so hatte ich doch Gelegenheit genug, ihn in

der Nähe zu beobachten. Bald sollte ich inne werden, daß mein Trotz gegen ihn nur mehr ein künstlicher war, daß ich ihn besser und edler hielt, als mich selbst; ja, daß eine geheime unwiderstehliche Gewalt in mir, mich zur Bewunderung und Verehrung seiner Person hindrängte."

„Es gehörte zu seinen Gewohnheiten, daß er sich vor dem Bette des Kranken niederließ und mit wahrhaft übermenschlicher Geduld dessen alte Klagen anhörte und ihn zu beruhigen suchte. Offenbar in der Absicht, ihn zu trösten, erzählte er ihm dann oft von anderen seiner Patienten, die sich in noch viel schlimmerer Lage befanden, als mein Stiefvater und viel ärgere Schmerzen litten, als er. Sein Ton war niemals gleichgültig und kalt bei solchen Erzählungen; man fühlte deutlich, wie sehr er gemütlich davon affiziert war. Dies ging soweit, daß ich schließlich schon bei seinem Eintritt in seiner Haltung, in dem ernsteren oder heitereren Ausdruck seines Gesichtes wahrnahm, ob einer der schweren Fälle, die er gerade behandelte, sich zum Guten, oder zum Schlimmen wandte. Wie oft habe ich ihm damals im Stillen meine frühere niedere Meinung abgebeten, die im Arzte nichts zu erblicken vermochte, als einen besser honorierten öffentlichen Diener! Wie wahr fand ich nun, was er einst zu meinem Stiefvater sagte: Ein Arzt muß vor allem ein Menschenfreund sein und er darf die Selbstsucht nicht kennen, sonst wird er die schwersten und schönsten Aufgaben seines Berufes stets ungenügend erfüllen."

„Schon sehr bald nach den in seiner Pflege eingetretenen Änderungen fing mein Stiefvater, der nicht mehr an Kundgebungen der Zuneigung gewöhnt war, an, mich vor dem Doktor in enthusiastischen Ausdrücken zu preisen und einen Ausbund aller Tugenden zu nennen."

„Dr. W** antwortete nichts darauf, allein er hielt mir

beim Fortgehen, wie zur Versöhnung, die Hand hin. Wie bitter bereute ich dann, mich schroff von ihm abgewandt und seinen Annäherungsversuch mit Ostentation abgelehnt zu haben!“

„Was endlich wieder einigen Verkehr zwischen uns beiden hervorrief, war die Verschlimmerung in dem Befinden meines Stiefvaters. Es ging mit Riesenschritten dem Ende zu; aber der Kampf war ein schwerer und es traten zuletzt Störungen auf, welche die beständige Dazwischenkunft des Arztes erforderten. Wir ließen ihn denn auch zu allen Tageszeiten rufen und er kam ebenso gleichmäßig pflichtgetreu mitten in der Nacht, als am frühesten Morgen. Wie oft erschien er uns als Erlöser aus einer bangen Stunde, wie viel Fragen hatten wir stets an ihn zu richten, wie dringend baten wir ihn, wiederzukommen! In solchen Lagen vergißt man den kindischen Trotz, den nachtragenden Groll, den verblendeten Stolz; zu einem hilfreichen Manne blicken alle mit Vertrauen auf und an einem Sterbebette treten sich die Getrenntesten menschlich näher.“ . . .

„Was ich nie für möglich gehalten hätte, trat endlich ein: Der Tod des Grafen *** bereitete mir wirklichen Schmerz und ich vergoß heiße Thränen darüber. Sein Ausscheiden riß eine Lücke in mein Leben, mein Dasein kam mir schal und zwecklos vor und ich wußte nicht, welcher neuen Aufgabe ich von jetzt ab meine Kräfte weihen sollte . . .“

„Auch sonst sah es traurig genug bei uns aus. Es war, als ob die Gläubiger meiner Mutter nur den Hintritt meines Stiefvaters abgewartet hätten, um ihre Forderungen geltend zu machen und kaum war Graf *** unter der Erde, so gelangte auch schon ein sehr kühl abgefaßtes Schreiben ein, nach welchem die Pension, die er bezogen hatte, auf die Gräfin ***, geborene ***, nicht überging. Man nannte sie nicht einmal seine Witwe, wie um anzudeuten, daß man diese Ver-

bindung bei Hofe ebensowenig ernst nahm, als meine Mutter selbst sie ernst genommen hatte."

„Ich bin vis-à-vis de rien," stöhnte die Ärmste, die übrigens zeit ihres Lebens stets nur einen ziemlich unklaren Begriff von dem hatte, was sie besaß und was sie nicht besaß. So viel war allerdings sicher, daß sie ihren bisherigen „train" nicht weiter führen konnte. Das Übel war nicht groß, denn sie sehnte sich selbst, wie sie sich ausdrückte, nach einem Changement de peau et de milieu". Die einzige Zuflucht, die ihr in dieser Hinsicht verblieb, war eine sehr reiche Schwester, die auf einem prachtvollen Schlosse in der Nähe von Brüssel lebte und sie eingeladen hatte, zu ihr zu ziehen. Meine Mutter wäre sehr geneigt gewesen, dieser Einladung Folge zu leisten; aber die Sache hatte eine Schwierigkeit, über die nicht leicht hinwegzukommen war. Meine Tante hatte nämlich ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß sie mich nicht bei sich zu sehen wünsche. Sie war etwas exzentrischer Gemütsart und haßte mich von Jugend auf, weil ich angeblich meinem Vater sehr ähnlich sah, der ihr, ich weiß nicht welchen Tort angethan hatte. Meine Lage war somit abermals eine sehr traurige; nicht nur, daß ich selbst ziemlich aussichtslos in der Welt stand; ich behinderte durch meine überzählige Existenz auch noch andere in ihrem Fortkommen. Dieser Gedanke erpreßte mir manche heimliche bittere Thräne. Meine Mutter zuckte die Achseln, wenn sie meine geröteten Augen sah; aber sie fand kein Wort des Trostes für mich."

„Die Auflösung des bisherigen großen Hausstandes meiner Eltern nahm mehrere Wochen in Anspruch. Die prachtvollsten Luxusgegenstände wurden zu Schleuderpreisen hingegeben und meine Mutter schien ganz froh darüber zu sein, den lästigen Ballast los zu werden. „Man muß das Herz nicht an das Sächliche hängen", pflegte sie zu sagen. Auch ich sah alles

ohne Bedauern dahinschwinden, denn an nichts knüpften sich für mich erfreuliche Erinnerungen und engere Beziehungen des Gemütes. An den damit verbundenen Geschäften beteiligte ich mich lebhaft, denn sie hatten wenigstens den Vorteil, mich zu zerstreuen."

„Noch waren die Arbeiten nicht zum vollen Abschluß gediehen, als mich eines Tages meine Mutter rufen ließ, um mich ohne weiteres zu fragen: wie ich über Mesalliancen dächte? Sie war im Begriffe auszufahren und stand vor dem Spiegel, um ihre Toilette zu vollenden. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte und heftete den Blick errötend zu Boden, denn ich fühlte, daß sie mich durch den Spiegel beobachtete. „Dr. W** ist im Salon", fuhr sie dann leichthin fort, „er will mit Dir sprechen". Ich erriet sofort, um was es sich handelte, so unwahrscheinlich es auch war. Er hatte um meine Hand angehalten, ohne daß bisher auch nur ein intimes Wort zwischen uns gewechselt, ja bevor auch nur unsere Aussöhnung äußerlich vollkommen zum Ausdruck gekommen war."

„Meine Mutter wandte sich jetzt vom Spiegel ab und warf einen flüchtigen Blick über mich hin. „Unser Name", sagte sie mit einem Seufzer, „ist leider zur Zeit so beschaffen, daß er besser gegen jeden anderen vertauscht wird, so obskur er auch sein mag. Name, Titel, Stellung machen überhaupt die Mesalliance nicht aus. . . . Seine Person ist auch nicht übel . . . pas mal du tout, même . . . c'est le type du beau ténébreux. . . . Aber sein Anhang, denn ich bin sicher, daß er einen Anhang hat . . . ich meine Schwestern, Brüder, Mütter und dergleichen . . . seine ganze „monde enfin." . . . Ma chère, Du kannst auf diesem Wege mit Deinem Schneider verwandt werden. . . Doch darüber kann man sich zur Not noch hinwegsetzen. Man stellt seine Bedingungen und empfängt sie nicht. . . . Das Schlimmste aber

ist die Verschiedenheit der Begriffe, die so tief wurzeln, daß man meinen möchte, sie seien angeboren. Ein kleiner Bodensatz bleibt immer davon zurück, man mag so emanzipiert sein, als man will. Und dieß tritt immer im unrechten Augenblick zutage. . . C'est pour cela que les mésalliances tournent toujours mal. . . Ich kenne die Welt, mon enfant. Wir halten diese Herren nicht für fein und sie halten uns für frivol. Dabei fassen sie alles so schwerfällig und hochtrabend, als möglich auf und reden immer von Moral, als ob sie das Monopol darauf gepachtet hätten." „Diese Heuchler!" — rief sie, die Lippe aufwerfend. „Ich muß Dich leider jetzt verlassen. Thu' ganz, was Du willst; ich habe nichts dagegen."...

„Ich hörte kaum auf das, was meine Mutter sagte. Erst später ist es mir wieder so deutlich eingefallen. Damals machte es nicht den mindesten Eindruck auf mich. Es war mir, als sei plötzlich eine Binde von meinen Augen gefallen, mein Herz fing an lauter zu schlagen und wenn ich eine Angst empfand, so war es die, Dr. W** möchte nicht aus dem Grunde gekommen sein, den meine Mutter mit halben Worten angedeutet hatte."

„Er stand mitten in dem schon halb geleerten Salon und hielt gegen seine Gewohnheit den Hut in der Hand. Auch jetzt sah er keineswegs aus wie ein Kavalier, ja der schwarze feierliche Rock mit dem verschämten Ordensbändchen, den er angelegt hatte, ließ ihn eher noch spießbürgerlicher erscheinen, als sonst. Doch ich haßte damals aristokratische Allüren und was alles damit zusammenhängt und das Gegenteil davon hatte einen wahren Zauber in meinen Augen."

„Gnädiges Fräulein", redete er mich an (er nannte mich nie „Gräfin", weil er die Gebräuche der großen Welt absichtlich ignorierte), „ich bin gekommen, um Abschied von Ihnen zu nehmen."

„Für immer?“ schrie ich auf in sinnloser Angst.“

„Etwas wie ein Lächeln flog über sein Gesicht hin. „Das wird von Ihnen abhängen“, sprach er langsam mit seltsamer Betonung.“

„Ich schwieg und ließ mich auf eine Ottomane nieder um mir eine „Kontenance“ zu geben.“

„Sie haben eine harte Zeit hinter sich“, nahm er das Wort wieder auf, als die Pause, während deren er mich mit seinen braunen glänzenden Augen maß, anfing, peinlich zu werden.“

„Und eine traurige vor mir“, sagte ich.“

„Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich etwas thun könnte, sie freundlicher zu gestalten“, sprach er mit so weicher teilnahmsvoller Stimme, daß es mir die Thränen in die Augen trieb. Er schien es nicht zu bemerken und fuhr fort: „Als ich Sie in der letzten Zeit so selbstlos und aufopfernd neben mir wirken sah, verständnisvoll auf alle meine Ideen eingehend, ja meinen Intentionen zuvorkommend, unermüdlich im Ersinnen von Erleichterungen des Schmerzes — da hatte ich einen schönen Traum.“

„Verhöhnen Sie mich nicht!“ unterbrach ich ihn ungestüm, „ich weiß sehr wohl, daß ich mich unglaublich herzlos und albern benommen habe.“

„Erinnern Sie nicht an jenen ganz kurzen dunklen Zeitraum, dessen Erinnerung das Folgende so gänzlich ausgelöscht hat“, wehrte er sanft. „Das lustige Vögelein, das so eben einem Käfig entflogen war, wollte sich nicht sofort in einen anderen sperren lassen. . . Ihr lebhaftes Naturell bäumte sich auf gegen den ungerechten Zwang. . . Sie kannten den traurigen Ernst des Lebens damals noch nicht.“ . . .

„Er sprach in kurzen abgerissenen Sätzen und es fiel mir auf, daß er mich dabei nicht, wie bisher, fest ansah,

sondern daß seine Wimpern wie unschlüssig und zweifelnd über seinen schönen Augen hinzuckten."

„Endlich gab er den Versuch, mir ins Auge zu sehen, ganz auf und seine Rede gewann infolge dessen wieder an Festigkeit. „Ja, ich habe mich sehr in Ihnen getäuscht — Sie haben entschieden Talent und Beruf zur Krankenpflege — noch mehr: in Ihrem Herzen sprudelt und rauscht die Quelle des Mitleids, aus der wir Ärzte allen unseren Mut, unsere ganze Thatkraft schöpfen. . . . Aber es handelt sich nicht darum. . . . Sie sollen nicht Krankenpflegerin werden." . . . „Darauf war mein Traum nicht gerichtet!" . . „Sie sollen nur einem Krankenpfleger zur Seite stehen als eine treue, starke Gefährtin, die seine schweren Aufgaben, seine oft bitteren Pflichten, sein Verstricktsein mit dem Kummer gar vieler begreift und auf deren Schultern er zuweilen einen Teil seiner Last abladen kann."

„Sie irren sich in mir," schluchzte ich auf, „ich habe alle Fehler meiner unglücklichen Familie." . .

„Er schüttelte den Kopf. „Verleumden Sie sich nicht!"

„Welche Eigenschaft könnte ich besitzen, die mich eines Mannes, wie Sie, würdig erscheinen lassen könnte?"

„Er hatte sich zu mir auf die Ottomane niedergelassen. Der Odem seines Mundes wehte an meine Wange und er brachte seine Lippen bis hart an mein Ohr. „Sie sind schön," flüsterte er leidenschaftlich, „Sie sind stolz, trotzig, verständig, bestrickend, Sie sind alles!" . . . Dann fühlte ich, wie sein starker Arm mich umschlang, wie er mir stürmisch die Thränen hinwegküßte, die, ich weiß nicht weshalb, gleich einem entfesselten Strome reichlich aus meinen Augen troffen."

„Wie eine Blume sich öffnet dem Strahl der Frühlingssonne, so that mein Herz sich seiner Liebe auf. Fast stehe ich an, Ihnen alles zu sagen. . . . Zu dem Kleid, das ich nun

schon so lange trage, scheint die Kunde einer irdischen Liebe nicht mehr zu passen. . . Aber ich kann nicht glauben, daß es Sünde ist, die Erinnerung hoch zu halten an jenes flammende Gefühl, das der Schöpfer selbst in meinem Herzen entzündet hatte, und aus dem alle Gedanken, meine ganze Weltanschauung, mein ganzes Wesen geläutert hervorgegangen sind."

„Was mich so mächtig und unwiderstehlich zu dem erst gehaßten Manne hinzog, vermag ich Ihnen nicht zu erklären. Es war sein ganzes Wesen und jede einzelne Äußerung desselben. Seine bloße Gegenwart gab mir ein allgemeines Gefühl des Glückes und jeder Zug seines Gesichtes, jede seiner Bewegungen, der Ton seiner etwas umflorten Stimme, der Blick seines dunklen Auges erzeugte in mir sanfte, selige Regungen."

„Meine Verheiratung mit Dr. W** stieß von keiner Seite auf Widerspruch. Selbst die Gesellschaft fand diese „Partie" sehr passend für mich. In der That war sie beinahe glänzend. Alles — es ist dieß wohl selten genug der Fall — erwies sich in der Nähe besser und vorteilhafter, als es aus der Ferne erschienen war. Dr. W** hatte sich bereits ein sehr beträchtliches Vermögen erworben und sein Ruf und seine Praxis nahmen täglich zu. Auch der Kreis, in dem er sich bewegte, seine „monde", wie meine Mutter es nannte, war nicht nur ein sehr angesehener, sondern auch ein sehr interessanter. Ich lernte ihn zuerst bei einem Polterabend kennen, den W**'s Freunde ihm veranstalteten. Jeder entfaltete dabei irgend ein Talent; sie hatten die reizendsten Ideen und sprühten von Geist und Humor. Der Ton, der unter ihnen herrschte, war ein merkwürdig herzlicher und natürlicher. Ich war nicht wenig über meine eigenen günstigen Eindrücke erstaunt. In der Welt, in der ich bisher ausschließlich gelebt hatte, war es mir gar nie zum Bewußtsein gekommen, daß

„hinter dem Berge“, d. h. außerhalb der Schranken der Gesellschaft, auch — Menschen wohnen. Meine Mutter suchte freilich meinen Enthusiasmus etwas herabzustimmen, indem sie mich darauf aufmerksam machte, daß es „lauter Herren“ gewesen seien, allein sie selbst fing an sich mit dem Gedanken meiner Mesalliance mehr und mehr auszusöhnen. Dazu trug nicht wenig der Umstand bei, daß sie von allen, besonders von Anatol mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt und zu einem Mittelpunkt der Verehrung erhoben wurde. Ihr, die in der letzten Zeit von ihresgleichen so manche bittere Pille zu schlucken bekommen hatte, that der Sonnenstrahl dieser Auszeichnung sichtlich wohl und sie schlang nicht ungern ihren Arm in den ihres galanten Schwiegersohnes, der sie immer noch mit „Frau Gräfin“ anredete und keine Ahnung davon zu haben schien, wie unheilbar die Position der Ärmsten erschüttert war.“

„Nie ist mir ein Zeitraum im Leben schneller vergangen, als der von meiner Verlobung bis zu meiner Vermählung. Plötzlich, wie vom Himmel gefallen, war der Hochzeitstag da. Das ganze Palais geriet in Bewegung, es ging Treppen auf und Treppen ab, Menschen mit fremden Gesichtern stellten hundert Fragen an mich und bemächtigten sich endlich meiner Person, um sie bräutlich zu schmücken. Wohl fühlte ich, wie ein leiser Schauer durch meinen Leib lief, als sie mir den Brautschleier ins Haar steckten und den Brautkranz aufsetzten, aber es war auch, als ob der Duft frischer Myrten mich berauschte. Ich geriet in eine Art von traumhaftem Zustand und verstand nicht mehr recht, was von außen zu mir drang. Zerstreut und etwas flüchtig dankte ich für die Glückwünsche, die mir von allen Seiten dargebracht wurden. Nur für Anatol hatte ich Augen. Doch er war ernst und schweigsam an jenem festlichen Morgen und ein stummer Kuß bildete seine ganze Begrüßung, als ich ihm bräutlich geschmückt entgegentrat.“

„Ich vergoß keine Thräne während der ganzen Feier und war, wie allgemein mit Befriedigung hervorgehoben wurde, „eine lachende Braut“. — Das entscheidende Jawort drängte sich auf meine Lippen wie ein Freudenschrei, dann sank ich vor dem Altar auf die Kniee, die Orgel begann zu spielen und man sang. Es war mir nicht möglich, die Gedanken zum Gebete zu sammeln, obwohl ich die Hände gefaltet hielt und die Augen niederschlug. Eine einzige Stimme sprach in mir und ein einziger Gedanke erfüllte mich ganz. Zuerst wie ein heimliches Geflüster, dann wie ein anschwellender Akkord klang es mir im Ohr: „Mein!“ und „Sein!“ — Das Unwiderrufliche, welches in allen übrigen Lagen des Lebens mit leiser Bangigkeit erfüllt, steigert und besiegelt in der Liebe nur das Bewußtsein, oder wie pessimistische Philosophen es nennen: den Wahn des Glückes!“

„Die Sakristei war voll Damen, die mich mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit umarmten und Herren, die mich mit besonderem Nachdruck und teils natürlicher, teils gespielter Gemütsbewegung beglückwünschten. Ich that jetzt mein möglichstes, liebenswürdig zu erscheinen und ich glaube in der That, es ist mir nie besser gelungen, als an jenem Morgen. Aber es umgab mich noch immer wie ein Nebel und ich wandelte noch immer dahin wie im Traume. Nur einzelne flüchtige Momente sind haften geblieben in meiner Erinnerung ohne Zusammenhang wie flatternde zerrissene Bänder, die der Wind entführte. Ich weiß noch, daß die Sonne erstrahlte, als wir aus der Kirche traten; aber es wehte auch ein leichter Wind, der mit meinem Brautschleier spielte. Anatol legte den Arm darüber und hielt ihn so um meine Taille fest. „Laß ihn nur, er fliegt nicht davon,“ sagte ich. „Es ist nur ein Vorwand,“ flüsterte er und preßte den Arm fester um meinen zitternden Leib.“

„Der Salon war voll von Menschen, als wir eintraten. Kleine Mädchen umdrängen mich, bewundern mein Brautkleid und wollen wissen, aus was alles gemacht ist. Ich verteile Zweige aus meinem Brautbouquett an errötende junge Damen, man scherzt, man lacht, man gähnt, man lobt die Trauungsrede des Geistlichen, weil sie so kurz war. Endlich werden die Flügelthüren des Speisesaales aufgerissen, ich sehe vor mir eine lange Tafel mit Tellern, Gläsern, Silber, Kristall und riesigen Bouquetts. Man dejeuniert. Alle reden bald durcheinander und so laut, als seien plötzlich ihre Nachbaren taub geworden. Nur zuweilen klopft jemand an sein Glas und bringt einen Toast aus, der unter allgemeinem eisigen Schweigen beginnt und unter allgemeinem Lärm endet. Einmal erschrack ich, denn ich hörte plötzlich meine Mutter laut aufschluchzen; irgend eine in ihrer Gegenwart nicht sehr glücklich gewählte Redeblume über das einzig wahre Glück des Familienlebens hatte ihr Thränen erpreßt. Im übrigen unterhielt sie sich sichtlich vortrefflich, wenn sie auch später andeutete, es seien Dinge vorgekommen, die sie nicht näher bezeichnen wolle, die aber in der „Gesellschaft" unmöglich wären. Ich glaube, sie spielte darauf an, daß zwei Professoren mit dem Messer aßen und ein ganz junger Arzt Champagner in größeren Quantitäten nicht vertragen konnte, ohne von etwas übertriebenen und nicht hinlänglich motivierten Rühranfällen heimgesucht zu werden."

„Anatol und ich entfernten sich, wie das so üblich ist, frühzeitig und auf französisch. Zum letztenmale sitze ich vor dem Toilettespiegel in meinem kleinen Zimmer, dessen verschwiegene Wände so oft die ungestümen Ausbrüche meiner Verzweiflung zu belauschen Gelegenheit hatten. Es kommt mir ungemein hart an, mich des Brautkranzes und Schleiers entkleiden zu lassen und ich suche den Augenblick unter allerlei

nichtigen Vorwänden hinauszuschieben. Wider alles Erwarten huscht plötzlich meine Mutter in das Zimmer. Sie drückt meinen Kopf an ihre Brust, küßt mich auf die Stirne und läßt sich auf den niederen Puff vor dem Spiegel nieder. Ich sehe sie noch deutlich vor mir sitzen, wie sie ihrem etwas erhitzten Gesichte mit ihrem duftigen Taschentuch Luft zufächelt. Wie immer, wenn sie etwas „montiert" war, sprach sie nur mehr französisch. „Meine Liebe," begann sie hastig und nervös, „ich bin zu neugierig, zu neugierig!"

„Auf was, Mama?"

„Nun, wie es gehen wird."

„Wir werden glücklich sein."

„Sie schien meine Äußerung überhört zu haben und fixierte die Spitze ihres kleinen Fußes, mit welcher sie die Linien des Teppichs nachzeichnete. „Ich möchte Dir das Herz nicht schwer machen," begann sie zögernd, „aber es gibt keine Ehe ohne Kampf. Selbst dann, wenn es gut geht, müssen anfangs Hindernisse des Gemütes überwunden, muß eine gewisse Fremdheit besiegt werden, die selbst zwischen denen liegt, die sich lieben . . . . Sie wird sich doppelt für Euch fühlbar machen, die Ihr aus verschiedenen Kreisen hervorgegangen seid . . . . Die Männer seiner „monde" sind manchmal recht schwerfällig und die der unseren „bien légers" . . aber die Ehe ändert sie alle, sie macht die guten besser und die schlechten schlechter" . . . . Plötzlich sprang sie auf. „Hüte Dich vor dem ersten Streit!" sagte sie mit einem Ernst und einem Nachdruck, die bei ihr selten waren. „Gib lieber nach! Gib immer nach; es ist viel besser, denn es handelt sich dabei doch stets nur um Nebensachen; die Hauptsache ist, daß Du seinen Glauben an Deine Vollkommenheit nicht störst" . . . .

„Meine Vollkommenheit?" . . . .

„Er bildet das Wesen der Liebe und mit ihm schwindet ihr bester Teil dahin“ . . .

„Mein Reiseanzug war jetzt vollendet und es klopfte zum drittenmal an meine Thüre. Anatols Stimme ließ sich vernehmen. „Ich bin bereit!“ rief ich ihm zu. — Durch das Gesicht meiner Mutter ging ein nervöses Zucken, aber sie beherrschte sich wie immer und beinahe kalt sagte sie: „Und nun, meine Liebe, keine Scene! Lebe wohl!“ — Eine flüchtige, krampfhafte Umarmung, dann war sie verschwunden und Anatol stand in einem neuen kleidsamen Reiseanzug verschönert und verjüngt vor mir.“

„Er bot mir schweigend den Arm, wir stiegen in den mit Koffern beladenen Wagen und fuhren durch die alltäglich belebten, gleichgültigen Straßen der Stadt dem Bahnhof zu . . . Auch meiner hatte sich jetzt eine gewisse nervöse Ungeduld bemächtigt; ich finde, daß wir zu langsam fahren und von zu vielen Hindernissen aufgehalten werden. Aber endlich sind auch die peinlichen Minuten des Wartens überstanden. Der Zug braust in den Bahnhof, majestätisch, zermalmend, unerbittlich wie das Schicksal. Der Schaffner schließt die Thüre des Koupees hinter uns; wir sind allein.“

„Andere, wenn sie nach einer sorglosen Jugend in die Ehe treten, vertauschen nur eine Form des Glückes mit einer anderen, wenn vielleicht auch höheren und vollkommeneren. Sie haben die Liebe von Eltern gekannt, die Freuden der Häuslichkeit sind ihnen nicht fremd geblieben, ja oft steht wohl das, was sie an dem neuen Herde vorfinden, hinter dem zurück, was sie an dem alten besaßen. Bei mir war dies anders. Ich war nicht das sehende Auge, das aus einer schönen Umgebung in eine schönere blickt; ich war das blinde, vor dem zum erstenmale die Herrlichkeiten des Paradieses sich aufthun.

Und doch — als ich nun dem Manne gegenüber saß, der fortan mein Schicksal war und meine Welt, mit dem ich verbunden bleiben sollte in guten wie in bösen Tagen, „bis der Tod uns trennt“ — da befiel mich eine namenlose unerklärliche Bangigkeit und meine erschreckten Gefühle flohen nach rückwärts und klammerten sich an die traurigen Erinnerungen einer freudlosen verlorenen Jugend fest. Ich schloß das Auge vor dem leuchtenden Glanze dieser Gegenwart und starrte in das Dunkel jener Vergangenheit. Es befiel mich ein Heimweh nach einem Heim, das ich niemals besessen, eine widerspruchsvolle Bewegung der Seele trieb mir heiße Thränen ins Auge und ich schluchzte laut auf.“

„Anatol näherte sich mir schweigend; sanft legte er mein weinendes Gesicht an seine Brust und trocknete mir mit seiner weichen geschickten Doktorshand die Thränen ab, wie einem Kinde. „Nicht weinen, nicht weinen!“ bat er dann, indem er mir die Hände mit sanfter Gewalt von den Augen zog, „sonst weine ich mit.“ Als ich ihn über diese Ankündigung unter Thränen anlächelte, schlug er einen frohen Ton an, um mich aufzuheitern. „Ja, weinen Sie nur, Frau Doktor W**, geborene Gräfin von ***! Sie haben Grund hiezu und thun sehr wohl daran. Schämen Sie sich denn gar nicht, eine so krasse Mesalliance begangen zu haben? O fi donc! Keine anständige „Komtesse“ wird fortan mehr mit Ihnen verkehren mögen.“ Er ahmte dabei im Tone täuschend eine meiner Freundinnen aus der Gesellschaft nach, die er an einem Nervenleiden behandelt hatte. Und als er den günstigen Eindruck gewahrte, den seine Scherze auf mich hervorbrachten, fuhr er fort: „Jetzt kannst Du noch alles rückgängig machen; sprich ein Wort und ich setze das Allarmsignal in Bewegung. Der Zug hält, wir steigen aus und bitten den Papst in Rom telegraphisch um Scheidung von Tisch und Bett.“ Er brachte

seinen Mund an mein Ohr. „Von meinem Herzen kann Dich nichts mehr scheiden," flüsterte er." — — —

„Ich wußte bisher kaum, daß er auch scherzen könne. So bereiteten mir, wie seine Verhältnisse, auch sein Charakter und sein Wesen bei jedem Schritt vorwärts in seiner Kenntnis die angenehmsten Überraschungen."

„Ich sollte weinen," sagte er dann."

„Weshalb?"

„Wirst Du mich denn je so lieben können, wie ich Dich?"

„Ich blickte ihm fest in die zweifelnd zuckenden Augen. „Ich kenne Dich ja noch gar nicht," sagte ich scherzend abwehrend und sprach damit eine sehr merkwürdige Wahrheit aus, deren Licht mir eben erst in dem Augenblicke aufgegangen war, in dem ich ihm so weltverlassen gegenüber saß."

„Um sich zu lieben, braucht man sich nicht zu kennen," sagte er. „Oder vielmehr: wer sich liebt, kennt sich; freilich nicht in der schlechten sogenannten realistischen Wirklichkeit als eine Summe von Fehlern und Unvollkommenheiten, sondern in der Ahnung eines innersten Wesens, das sein eigenes beglückt und ergänzt. Der Verstand mit seinem unerbittlichen, selbstwirkenden Urteil steht über seinem Gegenstand, das Herz kniet davor mit verbundenen Augen und doch dringt es leichter und schneller ins Innerste ein, weil ihm das hellste Licht der Menschheit zu Gebote steht, — die Liebe."

„Ich antwortete nicht und ließ den Kopf wieder an seine Brust sinken. Alles, was er sagte, erschien mir tief und hoch, wahr und innig. Der Zug sauste dahin. Die Fenster des Wagens waren geöffnet und die Nachtluft umwehte kühlend unsere Stirnen. Am Himmel flimmerten die Sterne; der Vollmond beglänzte Wälder, Auen und Seen, die stillen Menschenwohnungen am Wege mit ihren traulichen Lichtern und die schon näher rückenden Berge. Ein feierlicher sanfter

Friede lag auf allem und ein unhörbarer Akkord beseligter Harmonie schien durch das All zu ziehen. Wir hielten uns bei den Händen; jeder Scherz war auf unseren Lippen verblüht, jeder Zweifel, jede Sorge schwieg, eine sehnsuchtsvolle Innigkeit erfüllte unsere Seelen bis zum Rande."

„In Innsbruck verbrachten wir den ersten Tag unserer Reise. Wir stiegen in einem alten Gasthof ab, in dem alles blank, still und freundlich war. Die Nähe der Berge, die altertümliche Bauart der Häuser, das einfache, behagliche Leben in den Straßen, die Überschaulichkeit des Ganzen erweckten in mir den Eindruck des Heimischen und Gemütlichen. Anatol behauptete freilich später, ich habe an jedem Orte, den wir auf unserer Reise berührten, „Hütten bauen" wollen, aber die freundliche Hauptstadt Tirols ist mir vor anderen teuer geblieben, denn hier empfand ich zum erstenmale im vollen Maße, was es heißt: geliebt zu werden. — Wer liebt, erstrebt und ersehnt und schlägt gleichsam mit den Flügeln, um sich aufzuschwingen in die sonnigen Regionen seiner Wünsche; wer aber geliebt wird, hat einen Sieg errungen, er besitzt und herrscht. Eine unserer Dienerinnen, die sich verheiratet hatte, antwortete einst auf die Frage, wie es ihr denn im Ehestand ergehe: „Jetzt ist das Leben gerade noch einmal so schön." Ähnlich erging es auch mir; eine beglückende Selbstzufriedenheit kam über mich; meine Person stieg gleichsam in meinen eigenen Augen an Wert, seit ich mir bewußt geworden war, wie viel ich einer anderen sein konnte."

„Es ist etwas ungemein Reizvolles um die Intimität zweier Menschen, die sich lieben, zwischen denen allmählich, wie ein leiser Nebel, der letzte Zwang schwindet. Besonders wohlthuend wirkte es auf uns, von nun an so ganz ohne Zeuge und Gardedame sein zu können. Meine Mutter hatte uns

freilich die Sache leicht genug zu machen geglaubt während meiner kurzen Brautzeit, aber das ironisch verständnisvolle Lächeln, das bei jedem verstohlenen Händedruck, bei jedem innigeren Blicke, den wir wechselten, über ihr Gesicht hinblitzte, störte uns mehr, als es wohl die gestrengste Gouvernante vermocht hätte."

„An einem wundervollen Morgen schlenderte ich an Anatols Arm durch die Straßen der Stadt. Wir besichtigten die Sehenswürdigkeiten etwas zerstreut und gleichsam von oben herab, wie allerhöchste Herrschaften, welche ihre Staaten bereisen. Aber ich erinnere mich noch wohl, wie alles einen festlichen sonntäglichen Eindruck auf mich hervorbrachte. Von Tirol aus ging es im Fluge durch die longobardische Ebene, nach kurzem Aufenthalte in Verona, in das elegante italienische Paris: Mailand."

„Ich habe später zuweilen über die moderne Sitte der Hochzeitsreisen klagen hören; sie seien eine Profanation des ersten ehelichen Glückes und setzten es zu frühe der härtesten Probe aus, der menschliche Beziehungen unterworfen werden können: einer gemeinschaftlichen Reise. Ich vermag jedoch diesen Klagen Berechtigung nicht zuzuerkennen. Keine Isolierung vielleicht ist größer, als die man auf einer Reise durch ein Land mit fremder Sprache findet; und doch ist sie nicht drückend und schmerzlich, da sie eine freiwillige, ja eine gesuchte ist. Darum erzeugt sie auch nur das traute Gefühl des Aufeinanderangewiesenseins und Zusammengehörens, gesteigert durch die beglückende Vorstellung voller Freiheit von Zwang und Rücksicht auf die Umgebung. Dazu kommen dann noch die vielfältigen Eindrücke, welche dem Geiste von allen Seiten zuströmen und ihn in einer beständigen Spannung und Erregung erhalten."

Dr. W** hatte ein sehr vielseitiges Wissen und einen hellen weiten Verstand, der sein Licht gleichmäßig über alle

Gegenstände verbreitete, mit denen er sich beschäftigte oder beschäftigt hatte."

„Ich habe mich immer gehütet, einseitig zu werden", sagte er einst. „Mein Interesse war stets nach verschiedenen Richtungen hin wach und neben dem Drang nach Wissen machten sich in mir die Bedürfnisse der Phantasie geltend. Wenn auch der Arzt darunter litt, der Mensch hat sicher dabei gewonnen." . .

„Bei Dir hat auch der Arzt nicht darunter gelitten," schmeichelte ich.

„Ich glaube auch nicht," gab er zu, „daß das Fach durch das Allgemeine leidet. Fließt doch alles Wissen und alle Erkenntnis in einander über und zusammen in einen einzigen Lichtstrom."

„Selbstverständlich war es vor allem die Kunst, der wir in Italien, ihrem Vaterlande, unsere ganze Aufmerksamkeit zuwandten. Ich war nicht ohne angeborenen Schönheitssinn, aber ich befand mich damals noch in dem etwas naiven Stadium, in dem man als „schön" nur das bezeichnet, was einem unentwickelten und ungebildeten Geschmack gefällt. Wie fein führte Anatol mich in die historischen Beziehungen ein; wie geschickt lehrte er mich Vergleiche anstellen und in den verschiedenen Stylen die relativen Erscheinungsformen erkennen, welche Zeit und Ort der absoluten Schönheit aufdrängen! Dabei war er nicht pedantisch in seinen Erörterungen, oder aufdringlich mit seinem Wissen. Wenn ihm auch nicht der leichte Ton und die abspringende Mannigfaltigkeit des Weltmanns eigen waren, so dozierte er doch auch andererseits niemals. Gerne ließ er fremde Meinungen gelten und jeden Widerspruch würdigte er mit heiterer Nachsicht. Sie können sich wohl denken, daß ich unter einem solchen Lehrer rasche Fortschritte machte. Ich beklagte mich bald nicht mehr, wie

im Beginne unserer Reise, daß er öfter in die Reisebücher, als in meine Augen schaue, denn ich selbst empfand jetzt das Bedürfnis, mich über die Sehenswürdigkeiten eingehender zu unterrichten. Daraus entstanden oft kleine Diskussionen, denn unser Geschmack war in vielen Punkten verschieden."

„Der eigentliche Mittelpunkt meiner Interessen blieb dabei natürlich immer nur er allein. Damals habe ich die Beobachtung gemacht und sie später vielfach bestätigt gefunden, daß alle Künste im Grunde nur dazu da sind, um in ihren feinsten Beziehungen an die Liebe zurückzuerinnern und neue Sehnsucht nach einer immer innigeren Vereinigung mit geliebten Wesen zu erwecken, während aus der Liebe selbst, wie aus einem unversiegbaren Born die Begeisterung und der feinere Sinn für alles Schöne und Hohe hervorquillt. Der Blick in ein geliebtes Auge beseligt mehr, als alle Bildergallerien der Welt und traute Worte aus teuerem Munde klingen süßer, als die lieblichste Musik."

„Wie er meinem Geiste neue Horizonte eröffnete, so suchte mein Gatte, ich fühlte es wohl, auch auf meinen Charakter einzuwirken. Mein Wesen war damals voll Ecken und Schlacken und wenn ich Anatol und anderen gut schien, so war dieß mehr die allgemeine Stimmung des Glückes, hinter der momentan manches Widerstrebende zurücktrat. Im Grunde war ich noch immer hochmütig, jähzornig, rechthaberisch, ungleichmäßig und das Ungestüm meines angeborenen Temperamentes verdarb sehr häufig die guten Vorsätze der Vernunft und die besseren Regungen des Herzens. Anatol sagte mir nie ein hartes Wort darüber, aber der schmerzliche Ausdruck seines Gesichtes wirkte intensiver, als eine Strafpredigt und wenn er unter eigentümlichem Kopfschütteln zu mir sprach: „Aber, mein Kind!" — errötete ich bis in die innerste Seele. Insbesondere fürchtete ich ein gewisses unsicheres Zucken seiner

Wimpern und gewisse schnelle kalte Blicke, die er über mich hinwarf, wenn ich mich einer allzu lauten Heiterkeit hingab und ganz im Augenblicke aufzugehen schien, oder sonst, wie er es nannte, „Komtessenanwandlungen“ hatte. Es lag dann in seinem Blicke eine so lauernde unerbittliche Beobachtung, eine so vernichtende Anzweifelung meines innersten Wesens, daß ich mich ihr wehr- und hilflos gegenüber gestellt fühlte. Wenn schon ich nicht immer mein angebliches Unrecht einzusehen vermochte, so war ich doch ernstlich bestrebt, mich zu bessern und ihm zu gefallen. Auf diese Weise schlug allmählich eine allgemeine Stimmung der Unterwerfung bei mir durch und ich war bald nicht mehr dieselbe, wie früher. Wenn ich ungestüm gewesen, jetzt war ich sanft, wenn ich herrisch erschien und rechthaberisch, jetzt hatte ich keinen anderen Willen mehr, als den seinen.“ . . .

„Überall, wo wir uns zeigten, erregten wir ein gewisses Aufsehen. Auf der Promenade hörte ich oft Ausdrücke der Bewunderung von Vorübergehenden. Oh che bella! Carina! I felici! u. s. w. Italiener pflegen sich bekanntlich in den Äußerungen ihrer Gefühle wenig Zwang anzuthun; aber auch die steifen Söhne Albions schlugen die blöden Augen weniger verlegen nieder, wenn wir bei der table d'hôte erschienen. Ich war nie stolz auf dergleichen Huldigungen, oder auf fremden Neid. Je mehr ich mir meines Glückes bewußt wurde, um so demütiger stimmte es mich, denn ich empfand von Anfang an mehr die Angst des Verlustes, als den Triumph des Besitzes.“

„Sein Kuß hatte die heiße Liebessehnsucht meines Geschlechtes, die verbittert und hoffnungslos auch in meiner Seele gelegen war, zu einem wunderthätigen Leben erweckt, allein es war mir nicht möglich — und ich litt ernstlich unter dieser Unmöglichkeit — Anatol mit Worten zu sagen, wie meine

Seele zu seinen Füßen lag, wie alle meine Gedanken ihm huldigten, wie ich nur den einen heißen Wunsch mehr hegte, die letzte leise Spur der Fremdheit zu verwischen, die letzte Schranke zwischen unseren Naturen niederzureißen und jede Erinnerung an die Verschiedenheit unserer Charaktere und unserer Vergangenheit zu beseitigen."

„Kennen Sie Venedig? — Es ist der herrlichste Traum, den man in der Feiertagsstimmung der Flitterwochen bei wachen Augen träumen kann. Alles ist sanft, weich und sozusagen gedämpft dort: die Farben, das Klima, die Menschen, selbst der Lärm auf den Straßen, der im übrigen Italien oft so störend wirkt. Wie auf den Zehen tritt der Genuß des Daseins an die Seele heran und umspinnt die Sinne mit zarten silbergrauen Fäden. Dort wurden die erstaunten Blicke Anatols seltener, die wie gespenstische Schatten über mein Gesicht hinzuhuschen pflegten, ja sie blieben zuletzt ganz aus und ich hatte zum erstenmale die starke Empfindung, als ob uns jetzt nichts mehr trenne. Wenn wir auf offener Gondel, von Wellen, die nur das Ruder bewegte, umplätschert, an den morschen und doch feenhaften Palästen der gefallenen Republik vorüberglitten, während uns die weiche Luft dieses Himmels wie eine stete Liebkosung umwob, war es mir, als ob das Bewußtsein voller seelischer Vereinigung uns beide umschlinge. Ich hatte nicht mehr das Bedürfnis nach Worten, nach Beteuerungen, nach Austausch der Gedanken. Anatols bloße Nähe beseligte mich ganz, ich lehnte den Kopf an seine Schulter und blickte in die Sterne, während sehnsüchtige Volksweisen den Canale grande hinauf und hinunter tönten."

„Wenn es ein Glück der Erde gibt, auf das kein leiser Schatten aus der Vergangenheit fällt, das keine Sorge um die Zukunft durchzittert, in jenen Nächten habe ich es erfahren; damals habe ich es eingesogen in vollen Zügen mit lechzender

Lippe. Ich glaubte es zu halten mit fester Hand wie einen unveräußerlichen Besitz, wie ein wohlerworbenes Anrecht, wie einen dauernden Zustand. Die Vergangenheit klang nur mehr leise nach wie ein halbvergessenes Märchen; ich dachte nicht an die Zukunft. Alles war Gegenwart, strahlende Gegenwart. Ich hatte vergessen, daß das Weltrad sich dreht mit verwirrender Geschwindigkeit, daß jede Blüte, so rein und frisch sie schien, schließlich welk und taub vom Baume fällt, daß in jeder süßen Frucht der Wurm der Vergänglichkeit nagt — ich hatte vergessen . . . o, mein Gott!" . . .

„Auf W** machte Venedig nur kurze Zeit lang den gleichen zauberhaften Eindruck, wie auf mich; bald sprach er davon, daß er sich nach deutschen Wäldern sehne und sich hier wie in einem Gefängnis vorkomme. Oft saß er lange schweigend da und sann. Wenn ich in solchen Stunden den Arm um seinen Nacken schlang, ihn auf die Stirne küßte und frug: „woran denkst Du?" fuhr er wie aus einem Traume auf und entzog sich mir rasch. „An nichts, was Dich betrifft!" — entgegnete er. Er dachte an seinen verlassenen Beruf und empfand Heimweh darnach; ich wußte es wohl und machte ihm darüber die ersten leisen Vorwürfe. „Ich bin nun einmal zum dolce far niente verdorben," verteidigte er sich, „und kann nicht nur tändeln und kosen; ich habe einen Beruf!" —

„Wie erschien mir dies damals so kalt! — Glaubte ich doch, daß es nichts Wichtigeres und nichts Höheres gebe, als sich zu lieben und die Welt zu vergessen!"

„W** war zu rücksichtsvoll, um von der Abreise zu sprechen; aber als ich ihn zuweilen auf dem Markusplatze gähnen sah, verlor Venedig schnell allen Reiz auch in meinen Augen und ich drängte nun selbst zum Aufbruch."

— „Ist es nicht zuweilen, als ob eine verborgene Kraft

in uns wirke, die uns antreibt, unser Schicksal zu vollenden? Üben nicht oft Dinge einen geheimen, fast magnetischen Reiz auf uns aus, die uns schließlich zum Verderben gereichen?" —

„Mein Gatte kannte ganz Italien; was ihn aber am meisten davon anzog und innerlich beschäftigte, war: die Umgebung Neapels. Er hatte ursprünglich beabsichtigt, sich ganz der Theorie der Naturwissenschaften zu widmen und seine Doktorschrift hatte vulkanische Eruptionen zum Gegenstand gehabt. Einschlägige Fragen beschäftigten ihn auch damals noch und es war ihm insbesondere Bedürfnis, die sich ihm in dieser Richtung darbietende Gelegenheit zu benützen, um an neuen Beobachtungen zu prüfen, inwieweit er mit seinen früheren Aufstellungen recht gehabt habe, oder sein Urteil gereift sei. Schon vor dem Antritt unserer Hochzeitsreise hatte ich durch seine Freunde von diesem seinem Herzenswunsche Kenntnis erhalten und ich wollte ihm gefällig sein, indem ich es mir bei ihm als eine Gunst erbat, wir möchten uns von nun an auf Zwischenstationen nicht mehr aufhalten, sondern direkt dem Gipfelpunkte alles Entzückens — Neapel zueilen."

„An einem Sonntag kamen wir dort an. Jener vielbesungene Himmel erstrahlte in seinem ganzen Glanze und die zauberhafte Lage der Stadt übertraf in der That alles, was ich bisher gesehen hatte. Nur fand ich nirgends die rechte Ruhe und Stimmung zum Genuß der Anschauung. Der wahrhaft betäubende Lärm, der uns alsbald umgab, wo wir gingen und standen, machte mir bang; es war mir, als liege die ganze Stadt im Fieber und als sei ich selbst in einen sinnverwirrenden Wirbel mithineingeraten. Diese zwecklose Beweglichkeit, dieses wahnsinnige gegenseitige Sichüberschreien, diese aufdringliche Öffentlichkeit in allen Dingen erschreckte mich und ich schmiegte mich enger an Anatols Arm, als wir uns zu Fuß durch die frühere via di Toledo hindurchwanden."

„Mein Gatte empfing einen ganz anderen Eindruck von der eingetretenen Veränderung unserer Umgebung. Schon mehrere Tage lang hatte ich ihn nicht mehr so wolkenlos heiter und aufgeräumt gesehen. „Dieses Schauspiel einer rastlosen Thätigkeit ist mir sympathisch," sagte er. „Hier weht mich etwas an wie Lebensluft und in der Atmosphäre liegt etwas wie die Vibrationen einer allgemeinen Bewegung." Als er aber aus dem nahen Vesuv beständig eine dunkelgraue Rauchsäule aufsteigen sah und als die Nachricht sich bestätigte, daß in den allerletzten Tagen mehrere kleinere Eruptionen statt gehabt hatten, kannte seine Freude keine Grenzen mehr. Er war ziemlich zerstreut bei Besichtigung der übrigen Sehenswürdigkeiten Neapels und kam beständig auf die Frage zurück, wie wir die Partie auf den Vesuv am vorteilhaftesten und lehrreichsten ausführen könnten. Ich widersprach ihm in nichts und erklärte mich zu allem bereit."

„Wir frühstückten gewöhnlich in dem hübschen eleganten Café gegenüber von dem königlichen Palaste. Waren uns deutsche Bekannte bisher auf unserer Reise nicht begegnet, oder war W** ihnen aus dem Wege gegangen, ich weiß es nicht; hier schien er über das Zusammentreffen mit einigen Freunden erfreut. Bald schlossen sich ein paar andere deutsche Reisende an und so bildete sich ein kleiner Kreis, der sich in der Folge überall, auch ohne Verabredung, wieder fand. Um die Wahrheit zu sagen, war ich von dieser zahlreichen Gesellschaft wenig erbaut; denn abgesehen davon, daß ich überhaupt noch das Bedürfnis empfand, mit Anatol allein zu sein, befanden sich Elemente darunter, die mir nicht zusagten. Vor anderen mißfielen mir ein paar Damen mit geschmacklosen Toiletten, überlauten Stimmen und absprechenden Urteilen. Ich fand ihren Ton unglaublich schlecht. Niemals war mir bisher etwas Ähnliches vorgekommen und ich erinnerte mich jetzt des gering-

schätzigen Ausrufes: „Lauter Herren!", welchen meine Mutter einst meinem Entzücken über Anatols Kreis entgegen gehalten hatte. Indessen beherrschte ich mich so gut als möglich und die Antipathie, welche der weibliche Teil der deutschen camorrha — so nannten wir uns im Scherze — mir einflößte, gab sich höchstens durch mein zeitweiliges völliges Verstummen in der allgemeinen Lustbarkeit kund. Nichtsdestoweniger entging Anatol meine Abneigung nicht. Er schien geneigt, mein Verhalten für Hochmut zu erklären. „Sie sind nicht von Deiner „monde", nicht wahr?" äußerte er. Ich hielt seinen spöttischen Blick aus. „Wie ich hoffe, auch nicht von der Deinen," entgegnete ich." —

„Er errötete leicht und schwieg. Dies war die erste leise Trübung, die über unser schönes Verhältnis hinging, wie ein Hauch über ein Spiegelglas. War es Wahrheit, war es Einbildung, es schien mir, als ob Anatol sich von jenem Zeitpunkte an mit einer gewissen Ostentation gerade den zwei Damen zuwendete, welche mir am meisten auf die Nerven fielen. Die eine derselben hieß Fräulein Thiene. Sie gab sich für eine Schriftstellerin aus, obgleich nach ihrem eigenen Geständnis niemals eine Zeile von ihr gedruckt worden war. Ein längerer Aufenthalt in Italien hatte sie etwas aus dem Gleichgewicht gebracht und sie gehörte zu der nicht gerade seltenen Gattung von Reisenden, die sich für verpflichtet erachten, angesichts von schönen Landschaften, Kunstdenkmälern und Ruinen eine permanente Extase und elegische Verzückung zur Schau zu tragen. Alles, was Anatol sagte, und wenn es das Alltäglichste und Selbstverständlichste war, erklärte sie für geistreich, tief und originell und blickte ihn dabei so begeistert von der Seite an, daß Madame Schwarz, die andere meiner Antipathien, sie beständig warnen zu sollen glaubte, mich doch nicht zu eifersüchtig zu machen. Madame Schwarz war eine ältliche

Witwe von noch jugendlichen Prätensionen, die sich das Recht zuschrieb, mich zu bemuttern und mich nie anders als die „kleine Frau“ nannte, obwohl ich zum mindesten einen Kopf größer war, als sie. Die Protektormiene, die sie mir gegenüber annahm, war höchst lächerlich und die Ratschläge, mit denen sie mich beständig verfolgte, wurden dadurch nicht angenehmer, daß sie stets die ganze Gesellschaft zum Zeugen meiner angeblichen Verstöße gegen die gesunde Vernunft und meine Pflichten als junge Frau anrief. Alle hielten mich schließlich für außerordentlich eifersüchtig und ermangelten nicht, ihrer Meinung durch versteckte Anspielungen, leise geflüsterte Worte oder lautes Gekicher einen unzweideutigen Ausdruck zu geben. Auch mein Gatte vermochte zuletzt nicht mehr gegen den Strom zu schwimmen, denn so oft er meine Partei ergriff, zog er sich endlose Spöttereien über den Pantoffel und dergleichen zu. Das alberne Spiel fing an, mir unerträglich zu werden und als der Tag der gemeinsamen Vesuvpartie festgesetzt war, schützte ich Müdigkeit vor und bat Anatol, mich von der Beteiligung zu dispensieren.“

„Du wirst nicht gut wegbleiben können,“ meinte er stockend.“

„Weshalb nicht?“

„Weil man sonst annehmen könnte, diese Damen hätten recht, wenn sie behaupten, Du suchest mit Eifer, was Leiden schafft“ . . .

„Es ist mir sehr gleichgültig, was diese Damen annehmen,“ entgegnete ich kurz.“

„Aber mir ist es nicht gleichgültig, was über meine Frau Damen denken, mit denen ich von Jugend auf bekannt bin.“ —

„Der rauhe Ton, in dem er dies sagte, war mir ganz neu an ihm. Was ich darüber empfand, war anfangs ein jäher Schreck, dann ein dumpfer, drückender Schmerz; doch

was ich äußerte, war lediglich ein stolzer Trotz. „Wie Du befiehlst,“ sagte ich, indem ich mich bestrebte, jede Ironie in meinem Tone zu vermeiden.“

„Ich befehle nicht,“ sagte er etwas verwirrt, „ich wünsche nur.“

„Deine Wünsche sind mir Befehle.“ — Ich versuchte dabei zu lächeln, aber es mag gezwungen genug herausgekommen sein.“

„Als ich allein war, brach es wie ein Sturm in mir aus; mein Innerstes lehnte sich gegen den Zwang auf. Zum erstenmal auf unserer Reise gedachte ich der Worte meiner Mutter, die einst so flüchtig und inhaltsleer an meinem Ohr vorübergegangen waren. Hatte sie mich nicht vor seinem „Anhang“ gewarnt? Ich mußte ihn mit in den Kauf nehmen und ertragen ohne Murren.“

„Die beabsichtigte Vesuvpartie sollte des Nachts angetreten werden, um die Lichteffekte der glühenden Lava und der Eruptionskörper besser beobachten zu können. Meine leise Abmahnung von dieser Idee wurde als Zimpferlichkeit zurückgewiesen und niemand aus unserem Kreise, selbst mein Gatte nicht, dachte daran, über diesen Punkt den Rat erfahrener Personen einzuholen. Der eine übertrug seine Zuversicht auf den anderen und keiner wollte für kleinmütig und feig gehalten werden.“

„Wir verbrachten den Tag vor dem Aufstieg in Pompeji. Ein tiefblauer Himmel wölbte sich über diesem Skelett einer Stadt und eine glühende Sonne strahlte auf das breite Pflaster ihrer verlassenen Straßen. Trotz all dem grellen Lichte, das mich umgab, empfing ich nur melancholische Eindrücke. Mein Gatte richtete das Wort fast gar nicht an mich, obschon er im übrigen sehr gesprächig war an diesem Nachmittage und nicht müde wurde, den Damen die Erklärungen des Custode

zu verdollmetschen. Diese verwandten fast keinen Blick von ihrem Bädeker und wanderten mit einer Gewissenhaftigkeit von Ort zu Ort, als gälte es, das Reisehandbuch auf einem Irrtum zu ertappen, oder ein gerichtliches Inventar aufzunehmen."

„Ich fühlte mich zu abgespannt und müde, um mich an diesem endlosen Gange beteiligen zu können. Man ließ mich endlich nicht ohne Achselzucken und Stichelreden in der Gräberstraße zurück und versprach mir, mich dort nach Beendigung der Besichtigung wieder abholen zu wollen. Ich setzte mich unter einer Cypresse auf die Bank eines Grabsteines und blickte hinaus auf den leuchtenden Golf und auf die zarten Linien der fernen Berge. Aber der Anblick der zauberhaften Landschaft vermochte die Wolken nicht zu zerstreuen, die sich um mein Herz gelagert hatten. Ach, mein Freund! — Sie werden es wohl dereinst noch selbst erfahren — nicht immer ist der Himmel der Liebe ungetrübt; nach dem traurigen Gesetze der irdischen Unvollkommenheit bleiben keiner menschlichen Beziehung Mißverständnisse ganz fern und insbesondere müssen zwei ausgesprochene Individualitäten sich manches kleine Treffen liefern, ehe sie zur gegenseitigen Abgrenzung ihrer Demarkationslinien und zum dauernden Frieden hingelangen. An dem Schmerz aber, den ihnen jede leiseste Entfremdung verursacht, mögen sie am besten den Grad ihrer Liebe bemessen" . . .

„Sollte ich mich in ihm und in mir selbst getäuscht haben? Sollte ich mein Leben und mein Schicksal an einen Mann geknüpft haben, mit dem kein dauerndes Verständnis möglich war? Einen Augenblick lang stand dieser Gedanke schwarz und schrecklich vor meiner Seele, dann erschrack ich davor, wie man erschrickt vor den ersten Keimen von Verrat und Untreue im eigenen Innern. Wie ein blinkender Schild stand meine Liebe vor seinem Bilde und schützte und erleuchtete es.

Vorwürfe wurden zu Selbstanklagen. Ich allein war im Unrecht. Hatte ich mich nicht abgewandt in Haß und Hochmut von denen, die er seine Freunde nannte? Wenn sie Fehler hatten und mir lächerlich vorkamen, erforderte nicht die Pietät, daß ich nachsichtig und freundlich gegen sie war? Eine tiefe Reue befiel mein Herz. Ich beschloß mich zu ändern und meine Antipathien niederzuhalten. Nicht von ihm wollte ich künftig Opfer verlangen, ich selbst wollte sie ihm bringen und in meiner Liebe die Kraft hiezu suchen." . .

„Die Stunden verrannen; ein leiser Luftzug kündete das Herrannahen des Abends an. Ich kam mir wie verlassen vor und die Zeit, die ich von ihm getrennt war, erschien mir als eine Ewigkeit." —

„Schon waren die Schatten der Grabmäler länger und tiefer geworden, als ich Anatols ansichtig wurde, wie er mir von der Höhe einer Mauer herab zuwinkte, nachzukommen. Gerne wäre ich wenigstens auf kurze Zeit mit ihm allein geblieben, um die Auseinandersetzung herbeizuführen, die mir zwischen uns beiden nötig geworden zu sein schien, aber zu bald stieß auch der übrige Teil der Reisegesellschaft wieder zu uns. Von allen Seiten wurde mir versichert, daß ich ungemein viel versäumt habe. Ich empfand darüber kein Bedauern." . .

„Ziemlich ermüdet und durstig gelangte endlich die kleine Karawane in der Osteria an, in welcher der Anbruch der Dunkelheit erwartet werden sollte. Das Abendmahl, das uns hier geboten wurde, war frugal genug; um so feuriger aber schien der Wein zu sein, denn bald glänzten Aller Augen heller, die Wangen röteten sich tiefer und die Stimmen nahmen einen lauten, streitenden Ton an. Unter dem Vorwand, auch noch den Aufgang des Mondes abwarten zu wollen, blieb die Gesellschaft schließlich länger sitzen, als es in dem ursprünglichen Plane gelegen war. Endlich aber drängte zum Aufbruch: Peppo, der

Chef unserer Führer, ein schöner krausköpfiger Südländer, dessen große sanfte Augen und weiche einschmeichelnde Stimme in einem seltsamen Widerspruche zu der unentwegbaren Zähigkeit standen, mit der er alles vertrat und verfocht, was in seinem pekuniären Interesse zu liegen schien."

„Das Besteigen des Sattels ging nicht ohne Schwierigkeit von statten, denn weder Fräulein Thiene, noch Madame Schwarz, ja sogar einige der beteiligten Herren hatten niemals zuvor ihr kostbares Leben einem Pferderücken anvertraut. Endlich gelang es doch. Nach vielem Gelächter, kreischenden Angstrufen und feierlichen Sicherheitsbeteuerungen saß alles im Sattel, die Führer ergriffen die Zügel der Damenpferde und der Zug setzte sich in Bewegung."

„Ein beschwerlicher Weg führte anfangs durch verwüstete Vignen. Spärliche Menschenwohnungen lagen nachtumhüllt, öde und verlassen am Wege und ihre leeren Fensterhöhlen blickten wie mit traurigen Augen auf uns. Der Mond war nicht sichtbar, aber eine schauerliche Helle leuchtete von dem Gipfel des Berges her und lief wie ein breites Band aus flüssigem Metall an seinem Abhang hin. Geblendet von der ungewöhnlichen Helle strauchelte mein Pferd wiederholt auf dem glatten Lavaboden und ich mußte endlich absteigen und den Weg zu Fuß fortsetzen. Anatol unterbrach daraufhin die lebhafte Unterhaltung, in der er mit den beiden Damen begriffen war, stieg gleichfalls ab und reichte mir schweigend den Arm."

„Ich möchte Dich nicht von einer besseren Gesellschaft abhalten," sagte ich. Es leitete mich bei diesen Worten die versöhnlichste Absicht von der Welt; aber die Ausdrücke waren nicht glücklich gewählt; sie klangen offenbar wie ironisch in Anatols Ohr, denn er machte eine leichte Bewegung des Unwillens." —

„Wir hatten inzwischen die ersten Lavafelder erreicht;

in schauerlicher, trostloser Öde lagen sie vor uns und all die barocken Wellungen, Krümmungen und phantastischen Gestaltungen empfingen von den Schatten der Nacht ein gespenstisches Leben. Hier schien der Schweif eines Riesenkrokodils sich hinzuschlängeln, dort ein Drache vor den massigen Gliedern eines erschlagenen Giganten zu lauern. Mich faßte ein Schauer und fester klammerte ich mich an Anatols Arm."

„Was hast Du?" frug er, indem er stehen blieb."

„Ich horchte in die brütende Nacht hinaus. „Ich fürchte mich," gestand ich ihm und gleich als sei diese Furcht nur die Vorahnung einer wirklich drohenden Gefahr gewesen, begann plötzlich der Boden mir unter den Füßen zu wanken. Ich fühlte es deutlich, wenn es auch, unbegreiflicher Weise, Anatol in Abrede stellte. „Laß uns umkehren!" drängte ich ihn."

„Weshalb?"

„Es ist so unheimlich hier! Wir setzen uns unnötiger Weise Gefahren aus."

„Gewiß nicht!" antwortete er, jedoch bereits in einem viel weniger sicheren Tone."

„Nun riefen uns die arglos Vorausgerittenen, denen meine Wahrnehmungen offenbar entgangen waren, zu, wir möchten eilen, nachzukommen; die „kleine Frau" möge doch nicht wieder zimpferlich sein und den anderen den Spaß verderben."

„So nahm ich denn meine ganze Kraft zusammen und schritt weiter. Kaum aber hatten wir wieder einige Schritte vorwärts gethan, so durchdröhnte ein rollender Donner den ganzen Berg. Ich bin nicht feig von Natur aus, aber das Geräusch war so drohend und schrecklich, daß mir die Kniee brachen und ich auf die Erde niedersank."

„Anatol beugte sich hastig zu mir herab. „Komm zu Dir!" sagte er, „wir machen uns ja lächerlich vor den andern."

Mein Aussehen mochte ihn indessen belehren, daß meinem Gebahren keine bloße Laune zu Grunde lag. Er stand unschlüssig vor mir. „Was soll ich thun?“ frug er milder.“

„Bleib bei mir!“ flehte ich; „ich habe so furchtbar Angst.„

„Er entzog mir seine Hand, die ich ergriffen hatte. „Meine Frau fühlt sich nicht wohl,“ sagte er auf italienisch zu den Führern, die uns umstanden. „Können wir hier in der Nähe irgendwo die Nacht zubringen?“

„Infolge dieser Anfrage entstand unter unseren Führern ein Geschrei, als sei ein tödlicher Streit zwischen ihnen ausgebrochen. Ich verstand nur wenig von ihren Debatten, die sich indessen lediglich darum zu drehen schienen, ob es mit den Führerinteressen vereinbar sei, unseren Wunsch als erreichbar zu bezeichnen. Selbst die mit der übrigen Gesellschaft vorausgegangenen Leute waren zum Teil aus Neugierde wieder umgekehrt und beteiligten sich auf das lebhafteste an den Unterhandlungen. Erst nachdem wir uns feierlich verpflichtet hatten, den vereinbarten Führerlohn nichtsdestoweniger ohne jeden Abzug entrichten zu wollen, nannte uns endlich Sior Peppo einen Ausweg. Ganz in der Nähe liege das Casino della strega, dort könnten wir wohl für die Nacht Unterkommen finden.“ . .

„Nicht ohne Mühseligkeiten gelangten wir im Dunkeln unter dem Vorritt Peppos an das uns bezeichnete Ziel. Es war eine halbzerfallene Hütte, die auf einem kleinen Felsenblock lag und offenbar infolge ihrer geschützten Lage bei einer der letzten Vesuveruptionen verschont geblieben war, da der Lavastrom sich an dem Felsen in zwei Arme geteilt hatte und das Haus wie auf einer Insel stand. Die Eingeborenen rechneten freilich dies Vorkommnis San Gennaro als Wunder an, denn eine Frau, die sich von ihrer Hütte nicht hatte losreißen können, war vor dem Bilde des Heiligen gekniet, während ihr fliehender Gatte zu Grunde ging. Schade nur, daß

das Wunder des Heiligen kein vollständiges war, denn die Frau hatte in den entsetzlichen Stunden, während deren der rotglühende Lavastrom ihr Heim umzingelte, den Verstand verloren. Sie lebte nun — was Italiener vom Volke so leben nennen, — von dem Ertrage ihres kleinen Weinberges. Der Wein gedieh hier vortrefflich und die Vesuvbesteiger machten gerne einen kleinen Abstecher, um sich durch einen Schluck eines Getränkes zu stärken, das ihnen die Führer als echte Lacrimae Christi rühmten."

„Das Haus war einstöckig. Das Erdgeschoß sah fast wie eine Höhle aus; man führte uns auf einer steinernen Treppe ohne Geländer in den ersten Stock, den ein einziges Gemach einnahm. Dort stand ein großes mit Laub gefülltes Bett, ein Tisch und zwei wackelige Stühle. Vor dem Bilde San Gennaros brannte eine kleine Lampe und erleuchtete spärlich vier graue Wände."

„Anatol ließ sich am Fenster nieder und blickte in die Nacht hinaus. Er hatte seine Uhr aus der Tasche gezogen und verfolgte von Zeit zu Zeit den Sekundenzeicher derselben. „Jetzt müssen sie am Atrio del Cavallo sein," sagte er wie im Selbstgespräche. „Es wird wohl 3 Uhr werden, bis sie zum jüngsten Lavastrom kommen." Alle seine Gedanken waren noch bei dem Ausflug. — Die Vorstellung, ihn um eine Freude gebracht zu haben, schnitt mir ins Herz ein. „Es ist Dir wohl sehr leid, nicht mit ihnen sein zu können?" frug ich und legte ihm die Hand auf die Schulter."

„Mein Ton mußte ihm dieses Mal versöhnlicher klingen, als bisher. Denn er wandte mir wieder ganz sein geliebtes Gesicht zu und es lag darin der Anfang eines Lächelns, das auf mich wirkte, wie die aufgehende Sonne."

„Willst Du Schmeichelworte von mir hören, thörichte Frau?" entgegnete er, indem er mich an sich zog. „Kann es

mir denn leid thun, nicht irgendwo anders zu sein, so lange ich bei Dir bin?" —

„Ich bin nicht so geistreich wie Fräulein Thiene und nicht so klug wie Madame Schwarz." . .

„Rede nicht von ihnen," unterbrach er mich. „Glaubst Du denn, ich fühle nicht ihre unfeine, alltägliche, aufdringliche Weise so gut wie Du und litte nicht darunter so viel, ja noch mehr, als Du? Aber es sind nun einmal alte Bekannte meiner verstorbenen Eltern und ich kann sie nicht von mir abschütteln und ihnen, wie ein Parvenü fühlen lassen, daß sie mir jetzt zuwider sind, weil ich etwas Besseres, Höheres, etwas geistig und gemütlich Vornehmeres, weil ich Dich gefunden habe." . . .

„Wie selig diese Worte mein Herz überfluteten, ich kann es Ihnen nicht sagen!"

„Er hatte meine beiden Hände ergriffen und küßte sie. „Du hättest es längst fühlen sollen," fügte er noch nach kurzem Stillschweigen hinzu. „Aber wir haben beide den Fehler begangen, uns nicht auszusprechen." . . . .

„Dies soll anders werden!" — rief ich beglückt. „Von nun an soll uns nichts mehr trennen, kein Irrtum, kein verschwiegener Gedanke und nicht der Schatten eines Zweifels." . .

„Noch fühlte ich seinen Kuß auf meiner Stirne, als plötzlich ein jäher greller Feuerschein das ganze finstere Gemach erhellte. Ein Geräusch, schrecklicher als der Donner, fürchterlicher als das Gebrüll des Wüstenlöwen erschütterte die Luft, die Scheiben klirrten und alle Gegenstände gerieten ins Schwanken."

„Wir waren beide ganz zu gleicher Zeit aufgesprungen und starrten nach dem Gipfel des Ungetüms hin, das uns plötzlich schrecklich näher gerückt erschien. Mit wilder Gewalt flogen feurige Kugeln aus dem Krater, nicht ganz unähnlich

denen eines Feuerwerks und durch den dichten Qualm des Rauches zuckte es wie Blitze."

„Welch herrliches Schauspiel!" — sagte Anatol, noch immer ganz von seiner Idee erfüllt."

„Mir lief es kalt durch die Adern."

„Was mag aus unseren Reisegefährten geworden sein!"

„O, es ist keine Gefahr; sie hatten sicher das Observatorium bereits erreicht."

„Noch hatte Anatol kaum diese Worte ausgesprochen, als wir plötzlich einige Pferde gespensterhaft über den hohl dröhnenden Lavaboden dahinrasen sahen. Sie waren ohne Reiter, aber einige Männer folgten ihnen fast mit gleicher Geschwindigkeit nach und schrieen mit heiseren, erstickten Stimmen um Hilfe. Anatol rief sie vergebens an; es schien ihnen Hören und Sehen vergangen zu sein und nichts vermochte sie aufzuhalten in ihrer sinnlosen Flucht. Die Stärke der Eruption ließ alsbald nach und es wurde wieder ganz dunkel um das Haus her. Indessen fingen auch unsere Pferde, die unfern der Thüre angelegt waren, an, unruhig zu werden und es schien uns, als ob jemand sich damit zu schaffen mache, sie loszulösen."

„Halt!" — rief Anatol in die Nacht hinaus."

„Keine Antwort."

„Halt, oder ich schieße!"

„Nun erfolgte ein dumpfes Stöhnen."

„Wer da?"

„Es war Sior Peppo, der auf Anatols wiederholte Drohungen endlich von den Pferden abließ und die steinerne Treppe zu uns herauf tappte. Ich weiß nicht mehr, wie er aussah und in welchem Zustande er sich befand, so sehr waren alle meine Gedanken von der Erwartung seiner Mitteilungen erfüllt. Ich sehe vor mir nur noch sein fieberhaft glühendes Auge."..

„Wir sind von einem Lavastrom überrascht worden," keuchte er, „der plötzlich und überraschend aus der Erde hervorquoll. Fast zu gleicher Zeit erfolgte die Eruption, die uns Steine und Asche ins Gesicht regnete und uns blind machte. Wer dem einen entgehen wollte, ging in dem anderen zu Grunde. Mein Maultier ist verloren und eines meiner besten Pferde mit 30 Skudi in einem Sack."

„Und die Reisenden hast Du im Stich gelassen, Elender!"

„Im Stich gelassen!" fuhr der Führer auf und sein Gesicht überflutete die Röte des Zornes. „In solchen Augenblicken kann keiner dem anderen helfen, da ist jeder sich selbst der nächste." . . . Und als er die unwilligen Gebärden Anatols gewahrte, den diese Theorie keineswegs überzeugte, erhitzte er sich mehr und mehr und er fuhr gestikulierend fort: „Ihr habt gut reden, lieber Herr, Ihr seid nicht dabei gewesen. Ich habe so viel Mut, als einer, und wenn es euch gelüstet, unter Lavaströmen und im Aschenregen nach Sterbenden zu fahnden, ich will der erste sein, der Euch begleitet und nach meinem armen Maultier und nach meinem Mantelsack mit den 30 Skudi suchen! . . . Ich bin ein armer Mann und habe nichts zu verlieren."

„Anatol war hastig im Zimmer auf- und abgegangen. Jetzt blieb er vor Peppo stehen und faßte ihn fest ins Auge."

„Glaubst Du, daß man noch helfen kann . . . merke wohl auf, ich meine, ob überhaupt noch irgendwelche Möglichkeit besteht." . .

„Peppo schwieg und zuckte die Achseln. Anatol öffnete seine Reisetasche und entnahm ihr das kleine Etui mit Verbandzeug, das er gewohnheitsmäßig stets bei sich trug. Dann schlang er den Plaid um seine Schultern und drückte sich den Hut tiefer in die Stirne." . .

„Ich sah ihn mit wachsender Befremdung diese mechanischen Handlungen vornehmen und starrte ihn sprachlos an."

„Jetzt trat er ans Fenster. „Es ist ganz dunkel," sprach er leise wie zu sich selbst; „die Gefahr ist offenbar vorbei." Dann wandte er sich an Peppo."

„Kannst Du nicht eine Laterne bekommen?" —

„Wo willst Du hin?" rief ich mit fliegendem Atem, indem ich ihm in den Weg trat."

„Zu den Verunglückten," entgegnete er ruhig."

„Das ist der reine Wahnsinn!" schrie ich auf und rang die Hände und suchte nach Worten. Peppo, der den Sinn unserer Unterredung verstand, obwohl sie in einer ihm fremden Sprache geführt wurde, schien mir Recht zu geben. „Geh! ich folge Dir sogleich!" gebot ihm Anatol. Als wir allein waren, ergriff er meine beiden Hände. „Ich bitte Dich, fasse Dich!" sagte er. „Es muß sein; wo wir helfen können, müssen wir helfen." . . .

„Du kannst nicht helfen, denn Du kannst die Toten nicht vom Tode auferwecken. Du kannst Dich nur selbst ins Verderben stürzen."

„Das sind Schreckbilder, die Deine Phantasie Dir ausmalt. Sieh nur, wie ruhig jetzt der Berg daliegt!" —

„Traue nicht dieser trügerischen Ruhe!" — Ich hatte die Arme um ihn geschlungen und er suchte sich meiner Umarmung mit sanfter Gewalt zu entziehen. „Laß mich meine Pflicht thun!" bat er."

„Hast Du denn nicht auch Pflichten gegen mich? Verbietet Dir denn Dein harter Stand, glücklich zu sein, wie andere Sterbliche und um geliebter Wesen willen dem sicheren Tode auszuweichen?" —

„Er gebietet mir vor allem, nicht momentanen Launen nachzugeben, von welcher Seite sie auch immer kommen mögen!" —

„Bei diesen Worten war plötzlich sein Ton umgeschlagen. Es war nicht mehr der liebende zärtliche Gatte, der zu mir sprach, es war der erzürnte herrschende Mann. Sein Ton schnitt mir in die Seele und wehte mich an wie ein Eisstrom. Die Lehre meiner welterfahrenen Mutter stand plötzlich drohend vor meinem Geiste. „Hüte Dich vor dem ersten Streit!“ „Gib immer nach!“ Allein sie war, indem sie sie erteilte, von der Voraussetzung ausgegangen, daß es sich hiebei nur um kleinliche Nebensachen handle; hier aber, so schien es mir, stand eine Hauptsache, standen Glück und Leben auf dem Spiele. Indessen ich wollte ihn nicht kränken und reizen und suchte in meinen wirren Gedanken nach Behelfen, meine Sache zu führen. Er kam über mich wie eine Eingebung; ich raffte mich auf und fand in dieser Stunde den Mut zu einem Geständnis, das mir niemals zuvor mit gleicher Klarheit und Wärme über die spröden Lippen hatte gehen wollen.“

„Anatol,“ begann ich, „ich habe Dir niemals mit Worten gesagt, wie unermeßlich ich Dich liebe, wie Du mir mit jedem Tage teuerer geworden bist und wie ich jetzt zu Dir aufblicke wie zu meinem Abgott, zu meinem besseren Selbst. Ich habe keinen anderen Wunsch mehr, als Dir zu gefallen und Dir zu dienen in Demut und Liebe als meinem Herrn, als Dein treues Weib. Aber die Trennung von Dir könnte ich nicht mehr ertragen; die frühere Leere meiner Existenz würde mich jetzt vernichten, nachdem ich ein schöneres Los kennen gelernt habe. Sei barmherzig mit mir!“ —

„Meine Hände flochten sich krampfhaft zusammen wie im Gebet und mein Auge schwamm in Thränen. — Dies alles blieb nicht ohne Eindruck auf ihn. Er legte den Arm schützend um meine Schultern und wandte sich wieder mit sanfterer Rede zu mir. „Es ist wirklich nur eine Laune von Dir, mein Kind, und Du übertreibst die Gefahr.“

„Es war mir nicht möglich, diese Vorstellung in ihm zu zerstören!“ — „So laß mich wenigstens mit Dir gehen und mit Dir sterben!“ Er wehrte ab. „Du könntest das Rettungswerk nur stören.“ Er sprach wieder ruhig, aber mit einer so unzugänglichen, ungerührten Festigkeit, daß ich ihn momentan ungerecht und herzlos fand und mein Blut, das heiße Blut derer von ***, in Wallung kam. „Ich will es nicht! — Es darf nicht sein!“ — rief ich außer mir und breitete die Arme über der Thüre aus, um ihm den Ausgang zu versperren.“

„Er machte einen Schritt auf mich zu und sah mir ins Auge. Lange hatte ich diesen Blick nicht mehr erfahren, diesen kalten, zuckenden, zweifelnden Blick. Jetzt leuchtete er wieder auf und es war mir, als ob ich ihm durch diesen Blick in die Tiefe seiner Seele sehen könnte und — schrecklich! — was, ich dort zu lesen glaubte, war die Erinnerung an die böse Zeit meiner Härte und Herzlosigkeit am Krankenbette des Stiefvaters, war ein Vorwurf des Rückfalls in die kaum überwundene Selbstsucht!“ . .

„Ich erschrack über diesen Blick und über mich selbst. Der aufgeflammte Mut zerfiel in Asche, ich ließ die Arme sinken und gab beschämt die Bahn frei.“ —

„Er eilte die Treppen hinunter im Finstern. Eine Zeitlang saß ich wie gebrochen da und stierte ins Leere. Das Licht meiner Gedanken schien momentan erloschen zu sein und in den Gliedern lag mir eine bleierne schmerzliche Schwere. Dann brach der Sturm in meiner Seele aufs neue los. — Welch ein Mangel an Zartgefühl von seiner Seite, welche unerhörte Brutalität! — Nein, wahrlich er verdiente die Thränen nicht, die heiß und bitter aus meinen Augen stürzten! Meine Mutter hatte ganz recht gehabt! Unsere beiden Welten verstanden sich nicht! Es gab einen Punkt, wo unsere Welt-

anschauungen, wo unsere intimsten Gefühle sich trennten. Er kannte nicht die zarteren Rücksichten chevaleresker Galanterie gegen die Frau; eine pedantische Vorstellung von seinen Standespflichten verdunkelte sein ganzes Denken . . . . Lange überhäufte ich ihn in meinen Gedanken mit Vorwürfen dieser Art, von denen doch mein Herz nichts wissen wollte und die meine starke Liebe in den Wind schlug, als sie nach kurzer Verdunkelung plötzlich wieder siegreich aus den Wolken des Unmuts hervorbrach. Das einzige Gefühl, das standhaft blieb und mich nicht mehr verließ, war eine namenlose beklemmende Angst um ihn. Zugleich empfand ich eine peinigende Reue darüber, daß ich ihn abermals unversöhnt von mir hatte gehen lassen, daß ich mich meiner Leidenschaftlichkeit hingegeben hatte. Aber eine Laune, wie er annahm — nein! — eine Laune ist es nicht gewesen!“ —

„Das Casino della strega war jetzt wie ausgestorben. Düster und feindselig brüteten die Schatten der Nacht in den Ecken der feuchten grauen Mauern. Hoffnungslos kämpfte das spärliche Flämmchen vor San Gennaro den Todeskampf mit der Finsternis. Ich horchte hinaus. — Das dumpfe Grollen wie von fernen Donnern, das schreckliche Brüllen wie von hungrigen Löwen in der Wüste, das Knattern und Prasseln wie von beginnenden Schlachten war jetzt verstummt. Alles war still ringsumher und nur manchmal erhob sich ein leises Lüftchen und raschelte durch die breiten Blätter der Feigenbäume . . . . Aber es war nicht die süße Stille des Friedens, nicht die selige Ruhe, die den Schlummer bringt nach den Mühen des Tages. Es war nur wie eine erwartungsvolle Bangigkeit, wie ein momentanes Ausholen des Raubtieres vor einem letzten Sprung auf sein zitterndes Opfer und was ich in den verzerrten Zügen der noch vor kurzem lächelnden Natur las, war — Verzweiflung und Tod!“ —

„Er kommt nicht wieder!“ sprach plötzlich eine heisere leise Stimme dicht hinter mir. Ich wandte mich erschreckt um; vor mir stand die strega, die Hexe, eine Lampe von antiker Form in der Hand, die einen Schein warf auf ihr graues Haar und ihr verdorrtes Gesicht. „Keiner kommt wieder, dem der Berg grollt, auch Tonio ist nicht wiedergekommen; nur San Gennaro kann helfen, denen, die zu ihm vertrauen. Sie entzündete das ausgelöschte Licht vor dem Heiligenbilde, bekreuzte sich und verließ das Gemach, indem sie mich mit einem Blicke maß, den ich nicht auszuhalten vermochte. Mir schauerte vor dem unheimlichen Weibe, aber auch ich warf mich jetzt nieder vor dem Heiligenbilde und versuchte zu beten. Vergebens. Vor meiner Seele stand unverrückbar das grause Bild des glühenden Lavastromes, der den Fliehenden nacheilt. Ich sprang von den Knieen auf; das öde Gemach wurde mir zu eng und ich empfand den unwiderstehlichen Drang, ihm nachzueilen und sei es in Verderben und Tod.“

„Schon hatte ich die letzten Stufen der Treppe erreicht, da trat mir die strega wieder entgegen. „Wohin?“ frug sie höhnend. „Bete für ihn und sie alle, das ist das einzige, was Du noch für sie thun kannst.“

„Ich schleppte mich zurück in das verlassene Gemach. Die Aufregungen der letzten Stunden hatten mich ermüdet, es kam eine Erstarrung über mich und ich versank in einen schlummerähnlichen Zustand. Als ich wieder erwachte, war das Licht vor dem Heiligenbild aufs neue erloschen; aber die schreckliche Helle von dem Berge her war wieder sichtbar und an mein Ohr klang das Sieden, Zischen und Dröhnen, das einen neuen Ausbruch verkündet. Zu gleicher Zeit hörte ich einen Wirrwarr menschlicher Stimmen, ein Schreien, ein Lärmen, ein Toben, wie nur Italiener es zu stande bringen. „Evviva il dottore! Bravo il dottore!“ Er hat Cesare

gerettet und ist Lippo zu rechter Zeit beigesprungen. Die Fremden sind glücklich im Observatorium untergebracht; er hat sie verpflegt und verbunden!"

„Ich wagte zu hoffen; durch meine umnachtete Seele strahlte wie ein Blitz ein Gedanke an Rettung, Versöhnung und Glück."

„Da rissen sie die Thüre auf. „Platz! Wasser! Hilfe!"

„Man brachte ihn auf einer Bahre. — Auf dem Rückweg von seinem Rettungswerke war er von der neuen Eruption überrascht worden . . . . . . Ich habe viel gesehen seitdem von menschlichem Elend und höchsten Schmerzen, der Anblick, der sich mir damals darbot, übertraf alle meine späteren Eindrücke. Seinen ganzen Körper bedeckte eine dicke Aschenschichte; er sah fast aus wie einer der Verschütteten, die uns in Pompeji gezeigt worden waren. Nur sein Auge, sein geliebtes Auge flackerte wie ein Irrlicht durch das Dunkel der hereinbrechenden ewigen Nacht und krampfhafte Zuckungen seines Körpers verrieten, daß er noch lebte und litt. Er hatte während des ganzen Transportes gefleht, ihm den Todesstoß zu geben und man hatte ihm den Willen insofern gethan, als man ihm die ganze bedeutende Dosis Morphium überließ, die er stets für alle Fälle in seinem medizinischen Etui mit sich führte. Er hatte sie genommen und allmählich verbreitete sich eine bleierne Schwere über seine wunden Glieder. Ich rief ihn beim Namen, ich nahm sein Haupt an meine Brust, ich preßte seine schon erkaltenden Hände . . . Seine Lippen bewegten sich mit Anstrengung. „Laß ab von mir," bat er, „hilf den anderen, wenn es noch möglich ist!" . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Schwester Elisabeth verstummte. Als ich mich ihr zuwandte, sah ich, wie sie die Augen mit den Händen bedeckt

hielt. Zugleich klangen an mein erschrecktes Ohr die ersten Stöße eines gewaltsam unterdrückten Schluchzens, das endlich durchdrang und so laut, so herzzerreißend klang, daß ich befürchtete, die Verwundeten möchten dadurch aus dem Morgenschlummer geweckt werden.

War sie denn wirklich noch dieselbe, die mit so unnachahmlich freiem Hohne, mit so zersetzendem Zweifel die Worte auszusprechen verstanden hate: „das Glück der Erde!“ — Doch, warum, wenn sie es so gering schätzte, beweinte sie es so sehr? —

Indessen der Sturm legte sich; sie faßte sich aufs neue und fuhr in ihrer Erzählung fort:

„Er ist in fremder Erde bestattet worden unter reger und rührender Teilnahme der Bevölkerung jener Gegend, die seine aufopfernde Hilfeleistung über alles pries. Ich mußte die Rückreise allein antreten. O, wie schmerzte mich jetzt diese südliche Sonne, wie qualvoll drückte auf mich dieser ewig blaue, mitleidlose Himmel! Ich sah nichts mehr von dem Glanz der Schönheit, der dieses Land bestrahlt bis in seine entlegensten Winkel, nur das Elend der Menschen sah ich noch, die es bewohnen . . Der Boden brannte mir unter den Füßen; ich reiste bei Tag und bei Nacht, rast- und ruhelos, wie vertrieben aus dem Paradiese“ . . .

„Wenn wir helfen können, müssen wir helfen“ — diese Worte Anatols aus der letzten Unterredung, die ich mit ihm hatte, klangen nach in meiner Seele; ich erinnerte mich, wie er mich selbst von seinem Sterbebette hinweg, da er sich selbst schon verloren gegeben, auf andere hingewiesen hatte, die meiner Hilfe bedürftig sein könnten . . . . Verlassen, ohne Beruf, ohne tiefere und innigere Beziehungen des Herzens, wie ich jetzt war, beschloß ich, so viel in meinen schwachen Kräften stand, das Werk aufzunehmen, das mein Gatte zu frühe für die leidende Menschheit hatte verlassen müssen.“ —

„In dieser Thätigkeit und in diesem Kleide habe ich Ruhe gefunden, ja vielleicht noch mehr . . . . . Nicht allen zeigt „das Glück der Erde“ das strahlende Antlitz erwiderter und beglückter Liebe, nicht allen erwächst es aus der Erfüllung der süßen und leichten Pflichten der Gattin und Mutter . . . . Es gibt solche, auf die es nur niederschaut mit ernstem Blick, denen es nur winkt nach überwundener Selbstheit, nach Vollendung eines schweren leiderfüllten Daseins als ein letzter Lohn, als ein Siegeskranz, der nach Immortellen duftet und den man auf Gräber niederlegt“ . . .

„So beschaffen ist mein Glück der Erde!“ rief die Schwester begeistert aus und richtete die großen glänzenden Augen gen oben. „Ich klage das Schicksal nicht an; ich leide nicht mehr. Mir ist es zuweilen, als ruhe jetzt sein brechendes Auge auf mir, ohne den störenden Ausdruck des Zweifels, als hätte ich eine und viele Stunden des Kleinmuts abgebüßt und vergessen gemacht, als sei ich seiner und seines Andenkens nicht mehr so unwürdig, wie einst“ . . . .

* * *

Jetzt schien der bleiche Schein des Herbstmorgens in den Saal. Ich hatte die am meisten gefürchtete Nacht meiner Krankheit überstanden. Schwester Elisabeths Erzählung hatte ihren Zweck erreicht. Ich hatte darüber meine Schmerzen fast vergessen. Eine vollkommene sanfte Ermattung kam über mich; ich schlummerte ein und holde Träume führten mir an Ellas Hand Bilder des Erdenglückes zu, das, wie Sie wissen, mir denn auch das Schicksal nicht vorenthalten hat.

Das Schreckhorn.



Baronesse Micky Fallerstein war weder hübsch, noch reich, weder vornehm, noch elegant. Sie verstand es nicht, sich vorteilhaft zu kleiden und der Geist, den einige ihr nachrühmten, schien in dem Augenblicke förmlich einzufrieren, oder sich zu verflüchtigen, in dem sie in einen größeren Kreis von Menschen trat. Von allen jungen Damen hatte entschieden sie die schlechteste „Position“ in der Hofgesellschaft und man fragte sich kopfschüttelnd, weshalb sie eigentlich überhaupt „ausgehe“. Es war nicht ehrenvoll, sich mit ihr zu unterhalten und geradezu kompromittierend, mit ihr zu tanzen. Nicht alle erwiderten ihren schüchternen Gruß, und die meisten wandten sich mit einer gewissen Ostentation ab, wenn sie Miene machte, sich ihnen in einem Salon zu nähern. Ihr unsicheres Benehmen machte die Nervösen ungeduldig und die Zerstreuten grob; die Witzigen verhöhnten sie, und selbst die Gutherzigen vermochten nichts anderes, als sie zu bemitleiden. Der Beiname „das Schreckhorn“, den Baron Flips ihr aufgebracht hatte, fand schnell Verbreitung und bildete bald fast die einzige Bezeichnung, unter der sie in der Hofgesellschaft genannt wurde. —

Aber, warum zog sie sich nicht zurück? — Fühlte sie denn nicht das Entwürdigende ihrer Lage? — Ja, wohl, sie fühlte es bis in das tiefste Innere ihrer Seele und war darüber oft genug fast der Verzweiflung nahe. Besonders

anfangs, bis sie das Härteste überwunden und sich an das Bitterste gewöhnt hatte. Wenn schmetternde Fanfaren den Beginn der Polonaise verkündeten, wenn die Reihen jugendfrischer Tänzer mit freudestrahlenden Schönen am Arme sich anstellten, wenn über dem lichterhellen Ballsaal die festlichste Stimmung lag, während sie allein abseits von dem Gewoge der Lust und des Lebens stand, unbeachtet, gemieden, verhöhnt — da war es ihr zuweilen, als ginge ein jäher Schmerz wie ein kalter Stahl, durch ihr junges Herz, als erdrücke sie die Schande, als müsse sie in den Boden sinken, oder an das Ende der Welt fliehen. —

Aber, warum floh sie nicht ans Ende der Welt? Warum hielt sie mit so zäher Ausdauer an Kreisen fest, die ihr so deutlich zu verstehen gaben, daß sie nichts von ihr wissen wollten? —

Micky Fallerstein „ging aus", um ihrer Stiefmutter den erwünschten Vorwand zu bieten, die Vergnügungen der großen Welt zu besuchen. Das Opfer, dessen sonst kaum die zügelloseste Eitelkeit fähig gewesen wäre, Micky Fallerstein brachte es aus reiner kindlicher Liebe. Sie wollte ihrem Vater damit einige Stunden der Freiheit erkaufen, ja noch mehr: die Zufriedenheit und gute Laune seiner etwas quälerischen zweiten Frau. Baron Fallerstein, ein sehr liebenswürdiger, aber sorgloser Reiteroffizier, war, wer weiß, zum wievielsten Male am Rande des Bankrotts gestanden. als er nach einem kurzen ersten Glück seine zweite Ehe einging. Seine zweite Frau, die damals schon nicht mehr in der ersten Blüte der Jugend stand, hatte eingewilligt, die eine Hälfte ihres nicht ganz unbeträchtlichen Vermögens zur Zahlung der schreiendsten Schulden ihres Gemahls zu verwenden, aber sie wollte auch dafür durch ihn der Freuden der Geselligkeit teilhaftig gemacht werden, nachdem sie sich ihr ganzes bisheriges Leben lang sehr gegen ihren

Willen auf dem Lande und in einer kleinen Garnisonsstadt, in der ihre Eltern ansässig waren, hatte langweilen müssen. Leider traf es sich, daß Baron Fallerstein die Vorliebe seiner Gemahlin für Bälle und Soireen keineswegs teilte. Ihm war jede Art von Zwang zuwider, und der Gedanke an Fräcke und weiße Halsbinden machte ihn ganz krank. Seit seiner Pensionierung, welche kurz nach seiner zweiten Verheiratung infolge seiner übergroßen Korpulenz notwendig wurde, fühlte er sich nur mehr heimisch im Kreise früherer Kameraden, und er machte kein Hehl daraus, daß „ihm die große Welt nicht imponiere"; ja, daß er sie recht leer, schal und uninteressant finde.

Aber, wie konnte er bei dieser Erkenntnis das Opfer annehmen, das seine einzige Tochter ihm brachte? — Es muß zu seiner Entschuldigung angeführt werden, daß er gar nicht in der Lage war, Mickys „Ausgehen" als ein ihm gebrachtes Opfer anzusehen. Er hatte keine Ahnung von dem wahren Stande der Dinge, und nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, daß man in der Gesellschaft ein Wesen geringschätzen könne, das so trefflich seine Lieblingswalzer zu spielen wußte und ihm jeden kleinen und großen Wunsch an den Augen absah. Nach seiner Meinung durfte sie ihr Licht keineswegs unter den Scheffel stellen, denn er war fest überzeugt, daß sie ihr Glück in den Kreisen finden müsse, denen sie durch ihre Geburt angehörte. Dabei berief er sich gerne auf eine Theorie, die er aus der Erfahrung seines ganzen Lebens ableiten zu können glaubte und von der er nicht abzubringen war. Er behauptete nämlich, daß der Erfolg einer jungen Dame in der Welt, sich nicht nach ihrem Gesicht, ihrer Stellung, ja nicht einmal nach ihrem Vermögen bestimme, sondern einzig und allein nach ihrem Charakter und Wesen. So lange er denke, sei fast niemals „eine moralische Schönheit" — sitzen geblieben,

und die wirkliche Liebenswürdigkeit übe eine magische Wirkung, der sich auf die Dauer niemand entziehen könne.

Wie man sieht, war der gute Baron Fallerstein eben Optimist durch und durch, Optimist gegenüber dem Schicksal, gegenüber von sich selbst, gegenüber seiner Frau und — vielleicht noch mit dem größten Rechte — gegenüber von seiner Tochter.

Was Micky Fallerstein in der Hofgesellschaft am meisten schadete, war außer ihrer Schüchternheit und ihrem Mangel an Geschmack — ihre Stiefmutter. Die Baronin Fallerstein, oder „die Baronin Mutter“, wie man sie auch nannte, gehörte zu den bedauerlichen Persönlichkeiten, welche allgemein lächerlich wirken, ohne es selbst zu wissen. Sie war wohl niemals auffallend schön gewesen, konnte aber jetzt ohne jegliche Übertreibung auffallend häßlich genannt werden. Nichtsdestoweniger liebte sie leidenschaftlich Anzüge von schreienden Farben und hatte ein außerordentliches Geschick, immer gerade das ausfindig zu machen, was ihrem Äußeren, ihrem Alter, der Jahreszeit und dem Anlaß am wenigsten entsprach. Ihre Bewegungen waren steif und eckig, ihre Stimme von einer beinahe männlichen Rauheit und was ihr an natürlicher Sicherheit und Feinheit des Benehmens abging, suchte sie durch Geziertheit zu ersetzen. Fast ganz ohne Verstand und Urteil, wie sie war, hatte sie keine Ahnung davon, daß man sich über sie lustig machen könne. Und doch bildete sie einige Winter lang die Zielscheibe der schlechten Witze einiger älteren Herren, die sie von einem längeren Aufenthalt in ihrer Geburtsstadt her kannten und ihr nun auch in der Residenz mit allen Übertreibungen des Hohnes den Hof machten. Die Baronin war entzückt darüber und belachte jedes Scherzwort dieser Herren so laut, daß sich in der Regel alle Blicke nach dieser Gruppe hinwandten. Wenn sie sich aber, trotz ihrer überreifen Jahre,

gar dazu herbeiließ, mit komischer Grandezza eine Rundtour zu tanzen, schlug das allgemeine Staunen, je nach der Stimmung des Beschauers in Entrüstung oder in offene Heiterkeit um. Es war kein Wunder, daß alle besseren Elemente der Gesellschaft sich von dieser Erscheinung zurückzogen und daß man allgemein „die Baronin Mutter" für noch viel unmöglicher erklärte, als „das Schreckhorn" selbst.

So vergingen zwei und ein halber Winter. Man gewöhnt sich bekanntlich mehr oder minder schließlich an alles, und auch Micky Fallerstein hatte sich allmählich daran gewöhnt, „keine Position" in der Hofgesellschaft zu haben. Sie war schon froh, wenn sie nur unbeachtet blieb und suchte sich in der Regel bei Beginn eines Balles irgendwo einen stillen Winkel, aus dem sie nur hervorgeholt wurde, um hie und da einen noch sehr jungen Herrn eintanzen zu helfen, oder einem überzähligen Paar die Beteiligung an einer bereits im Gange befindlichen Quadrille zu ermöglichen.

Die eigene Unbeteiligung wies sie auf die Beobachtung der anderen an. Aus ihrem stillen Winkel blickte sie sinnenden Auges auf das wogende Meer rythmisch bewegter Gestalten, die das Spiel ernst nahmen und aus dem Ernst des Lebens ein Spiel machten, die über ihr Schicksal bei den Klängen eines Walzers verhandelten und nicht zu wissen schienen, wie wenig vom feurigen Kotillontänzer der künftige Gatte und wie wenig von der duftigen Ballknospe die einstige Gattin und Mutter beibehält. Zuweilen verwoben sich in Mickys Phantasie die goldenen Fäden nichtiger Träumereien zu reizenden Gebilden. Sie dachte bei keiner der Kombinationen, die sie aufstellte, an sich selbst, aber sie liebte es, im Geiste, über eingebildete und wirkliche Hindernisse hinweg, die Paare zu vereinigen, die ihr für einander geschaffen schienen. Und da nun doch einmal der Phantasie das Höchste ebenso leicht

erreichbar ist, wie das Niedrigste, hielt sie sich nicht lange bei Mittelgut auf, sondern wählte die Gegenstände ihres geheimen, harmlosen Interesses unter den Schönsten, Höchsten und Glänzendsten.

Wie die Augen fast aller Damen, ruhten auch die ihrigen seit einiger Zeit mit besonderer Vorliebe auf dem jungen Fürsten Georg von Altenbrugk, der sich plötzlich, mitten im Karneval, in der Residenz eingefunden hatte. Sein Äußeres war nicht gerade sehr vorteilhaft, und er besaß insbesondere nichts von der Distinktion, auf welche Salonmenschen stolz sind. Aber etwas Festes, Ruhiges, Männliches in seinem Wesen erweckte Sympathie, und die Vornehmheit und der Glanz seiner Familie, seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum regierenden Hause und seine sehr ausgebreiteten Besitzungen übten eine magische Wirkung auf die Gesellschaft aus und ließen alle seine Eigenschaften wie in einer Art von bengalischer Beleuchtung erscheinen. Von allen Seiten wurde sein Eintritt freudig, von einigen sogar mit kühnen Hoffnungen begrüßt. Längst bildete es ein stehendes Gesprächsthema, daß es an Herren, und zwar nicht nur an Tänzern, fehle; einige Mamas fingen nachgerade an, ungeduldig zu werden und einige Komtessen zeigten sich ernstlich verstimmt. Das Auftreten eines jungen Herrn aus einer der allerersten Familien des Landes, der in der ausgesprochenen Absicht, sich eine Lebensgefährtin zu suchen, in die Residenz kam, machte die Gemüter derjenigen wieder heitereren Eindrücken zugänglich, welche die Nichtigkeit irdischer Freuden und die Zwecklosigkeit der Karnevale beseufzten. —

Fürst Georg hätte im Grunde wenig Lust verspürt, „seine Freiheit" schon in so jungen Jahren aufzugeben. Er war nicht sehr verliebter oder sentimentaler Natur, und es schien überhaupt seinem etwas schwerfälligen Wesen an Initiative in Gefühlssachen zu gebrechen. Die Angelegenheiten seiner

Güter, eine Reihe kleiner Liebhabereien und körperlicher Übungen, seine Jagd, seine Pferde, seine Hunde füllten seine Existenz aus; er hatte nichts vom Poeten oder Philosophen an sich, und das lange und ausschließliche Landleben hatte die ihm angeborene Scheu vor Damengesellschaft gesteigert und befestigt. Die Anregung war von außen an ihn herangetreten; seine Mutter hatte gefunden, „daß es an der Zeit sei", und ihr vermochte er nichts abzuschlagen, denn er widmete ihr eine tiefe Zärtlichkeit, die noch durch die Vorstellung gesteigert wurde, daß er so manches gut zu machen habe, was ein etwas rauher und tyrannischer Vater an ihr gefehlt hatte. Auch über den Beziehungen zwischen Mutter und Sohn waltete übrigens nicht die volle Klarheit, welche das leicht gesprochene Wort zu verbreiten pflegt. Sie sagten sich gegenseitig nicht, was sie von einander erwarteten, aber sie suchten es sich von den Augen abzulesen.

So war es in der letzten Zeit häufig vorgekommen, daß die Fürstin ohne äußeren Anlaß aufgeseufzt und geklagt hatte, daß es anfange, einsam um sie her zu werden, daß ihr armer Sohn sich furchtbar bei ihr langweile und schließlich noch ganz melancholisch werde. Vergebens versicherte Georg seiner Mutter, daß sie sich in einem Irrtum befinde; sie schüttelte daraufhin nur immer den Kopf und blickte ihn, wie er sich ausdrückte, „sphynxenhaft" an. Lange ahnte er nicht, wo dies hinaus-solle, bis eines Abends die Fürstin, wie zufällig, ins Gespräch einfließen ließ: „Man wird egoistisch in meinem Alter; ich möchte gerne Enkel um mich sehen."

Georg erschrack ganz über diese unerwartete Zumutung und schien anfangs den Wunsch der Mutter vollständig über-hört zu haben. Erst nach einigen Tagen kam er plötzlich darauf zurück: „Nun, wen soll ich denn heiraten, Mama? — Ich nehme jede, die Dir gefällt." . .

Er trug diese inhaltsschweren Worte im Tone des Scherzes vor, aber sie waren nichtsdestoweniger das Ergebnis eines langen und nicht leichten Kampfes.

Die Fürstin überflutete es wie neues Leben. „Jede, jede, die Du mir bringst, soll mir willkommen sein!“ rief sie; dann redete sie eifrig weiter und ging auf die Einzelnheiten und Möglichkeiten mit einer Sachkenntnis ein, welche deutlich genug verriet, wie viel sie sich schon mit dieser Angelegenheit beschäftigt hatte.

„In der Nachbarschaft ist absolut nichts, was in Betracht kommen könnte. Prinkens sind altmodische Leute, und auch Wildenaus fürchten sich förmlich vor jeder Berührung mit Menschen, weil sie sich für besser halten, als alle, obgleich sie infolge der langen Einsamkeit nur anders geworden sind. Lina Fitzthum gefällt Dir nicht?“

„Nein, sie ist mir zu affektiert.“

„Ihre Schwester Karoline auch nicht?“

„Ihr Organ klingt nicht angenehm.“

„Gisela Oehls wäre nicht übel; sie ist sehr reich.“

„Aber wir brauchen doch nicht auf Geld zu sehen, Mama. Eine „sehr Reiche“ hält es nie lange auf dem Lande, d. h. bei Dir und bei mir, aus.“

„Was denkst Du von Lili Baldern? Sie hat Geist.“

„Ja, aber ihre Mama hat etwas gar zu viel von sich reden gemacht.“

Auf diese Weise wurde der ganze Adel der Nachbarschaft, dann des ganzen Landes, insoweit er der Fürstin bekannt war, der Prüfung und Besprechung unterstellt. Hiebei ergab sich, daß Fürst Georg noch viel kritischer war, als seine Mutter, ja, daß eigentlich Keine Gnade vor seinen Augen fand.

Die Fürstin befremdete dieser Umstand nicht. „Du bist sehr „difficile“, mein Sohn,“ sagte sie, „und legst jetzt sehr

viel Gewicht auf jede Einzelnheit. Kaum aber wirst Du in der Residenz sein, so wirst Du Dich über Hals und Kopf in irgend eine junge Dame verlieben und diese dann vollkommen finden. Mir ist jede gleich lieb, ich wiederhole es.“ —

So sprach die Fürstin; aber sie hatte doch einen geheimen Herzenswunsch, den sie nur indirekt verriet. In ihren Gesprächen kehrte beständig der Name der Gräfin von Wehrenberg wieder, Mutter und Tochter, denen sie alle nur denkbaren Vorzüge nachrühmte, obwohl sie die Mutter nur vor Jahren gekannt, die Tochter aber erwachsen nie gesehen hatte. Aber es knüpften sich an diese Familie für sie die schmerzlich-süßesten Erinnerungen ihres Lebens, denen sie in verlorenen Stunden um so schwärmerischer nachhängen konnte, als über ihre zarte Blüte nie der Reif einer enttäuschenden Wirklichkeit dahin gegangen war. Graf Wehrenberg war seiner Zeit ein sehr gefeierter Husar gewesen, der die Fürstin in ihren Mädchenjahren ein paar Winter lang ausgezeichnet hatte. Seine Huldigungen hatten sich übrigens immer in den Schranken einer gewissen Förmlichkeit bewegt, und die beiderseitigen Verhältnisse mußten eine Verbindung immer unmöglich erscheinen lassen; aber als die Fürstin an der Seite ihres Gatten so manche Trübsal zu überstehen hatte, tauchte manchmal in ihrem Geiste die Illusion auf, daß dort nur Licht und Liebe gewesen wäre. Das Bündnis, das damals unmöglich war, der Sohn konnte es jetzt in anderer Gestalt verwirklichen. Wehrenberg hatte eine einzige Tochter hinterlassen, welche die öffentliche Meinung als eine Schönheit bezeichnete und welche von Seite der Mutter her sehr reich sein mußte. — So schrieb denn die Fürstin einen ihrer dringendsten Empfehlungsbriefe an die Witwe ihres einstigen Verehrers, die ihr immer als die beneidenswerteste unter den Sterblichen erschienen war.

Ihr galt denn auch einer der ersten Besuche des Fürsten.

Die Gräfin bewohnte unbestrittenermassen den weitaus schönsten Privatpalast der Residenz. Schon in seiner äußeren Anlage, in der ungewöhnlichen Größe seiner Verhältnisse, in dem reichen künstlerischen Schmuck seiner Außenseite an Wappen und Karyatiden machte sich der gediegene angestammte Reichtum seiner Besitzerin geltend.

Altenbrugk stand eben vor der Portierloge, als eine jugendliche Amazone, gefolgt von einem Kavalier mit etwas auffälliger Eleganz, in den Thorweg sprengte. Es war Komtesse Lara, die einzige Erbin aller Wehrenbergschen Güter, gefolgt von einem ihrer Verehrer, dem Baron Flips. Altenbrugk grüßte nicht; die beiden Herren blickten sich nur einen Augenblick lang feindselig in die Augen, gleich als ahnten sie schon bei der ersten Begegnung eine gewisse, zwischen ihnen bestehende Rivalität. Der Fürst hatte beabsichtigt, zunächst nur den Brief seiner Mutter abzugeben. Aber, da er auf den Lippen von Laras Begleiter ein spöttisches Lächeln bemerkt zu haben glaubte, das seine Opposition herausforderte, ließ er sich melden und wurde sofort angenommen.

Die Gräfin Wehrenberg erhob sich mit einiger Anstrengung von ihrer Chaiselongue, als der Fürst eintrat, und sah ihn mit müden, ängstlich prüfenden Augen an. „Sie brauchen mir nicht zu sagen, wer Sie sind, begann sie dann in etwas mattem, aber liebenswürdigen Tone, „die Ähnlichkeit verrät Sie; Sie sind ganz das Ebenbild meiner guten Georgine. Wie geht es ihr? Ist sie immer noch so romantisch? Ich glaube, sie hätte am liebsten einen Kreuzzug mitgemacht, oder sich ans Ende der Welt als barmherzige Schwester anwerben lassen. Sie hatte nicht die geringste Angst vor ansteckenden Krankheiten und schwärmte für Spitäler und Schlachtfelder.

Altenbrugk gab einige beruhigende Erklärungen über die derzeitige Sinnesart seiner Mutter ab; aber die Gräfin schien

ihnen wenig Glauben zu schenken und wechselte schnell den Gegenstand der Unterhaltung.

„Lara wird sogleich hier sein und Ihnen Thee geben. Haben Sie sie nicht begegnet? Sie ist mit Baron Flips — un nom impossible, n'est-ce pas? — ausgeritten. Ein Bankierssohn aus — ich weiß nicht woher. Sehr reich, wie man sagt. Kennen Sie ihn nicht? . . . Ich finde es durchaus nicht passend für junge Damen mit Herren lebensgefährliche Parforcetouren zu Pferde zu unternehmen, durchaus nicht passend; aber ich werde nicht gefragt; ich bin eine alte hilflose Frau, man geht über mich hinweg zur Tagesordnung über."

Die Gräfin hatte hiemit eine vollkommen begründete Klage ausgesprochen. Es war in der That immer über sie hinweg zur Tagesordnung übergegangen worden. Diese vielbeneidete arme reiche Erbin hatte ihrem eigenen Schicksal immer mehr als Zuschauerin, denn als handelnde Person anwohnen müssen und war Zeit ihres Lebens von Jemand beherrscht worden, zuerst von ihren Brüdern, dann von ihrem Gatten, jetzt, und nicht am wenigsten, von ihrer Tochter. Sie ließ es sich, schwach widerstrebend, gefallen und behielt sich nur vor, von Zeit zu Zeit ihr Los laut zu beklagen und auf das Mitleid ihrer Nebenmenschen Ansprüche zu erheben. Im Übrigen gehörte sie zu der Zahl der unglücklichen Schwachmütigen, die überall Unheil wittern und ihr ganzes Leben lang von beständiger Todesangst gequält werden. Bei dem kleinsten Unwohlsein glaubte sie von einer tödtlichen Krankheit befallen zu sein; es machte sie schon nervös, in einem Wagen schnell zu fahren, und sie würde um keinen Preis der Welt einen Nachen bestiegen haben.

„Ich kann nicht begreifen, wie ihre arme Mama beständig auf dem Lande leben mag," sagte sie aus diesem Gedankenkreise heraus zu Altenbrugk, indem sie ihn mitleidsvoll ansah.

„Weshalb nicht, Frau Gräfin?"

„Es muß ja furchtbar unsicher dort sein. Weit und breit keine Garnison! Man liest nichts, als von Raubmorden ... Haben Sie doch vergitterte Fenster und einen wachsamen Fanghund?"

„O, wir fürchten uns nicht!"

„Ganz wie meine Lara; sie fürchtet sich auch nie und will nie etwas von den Gefahren wissen, von denen man auf jedem Schritt und Tritt seines Lebens umgeben ist". . .

In diesem Augenblick trat die Dame, welche, wie Siegfried das Fürchten nicht gelernt hatte, in den Salon. Sie hatte das Reitkleid noch nicht abgelegt, das sie der herrschenden Mode gemäß so kurz trug, daß der wunderbar kleine Fuß frei blieb. Baron Flips folgte ihr.

Die Gräfin stellte den Fürsten vor und vergaß dabei, auch Baron Flips zu nennen, aber Keiner der beiden Herrn fühlte sich veranlaßt, sie auf dieses Versehen aufmerksam zu machen.

Gräfin Lara galt allgemein für eine Schönheit. Es lag nichts Mädchenhaftes in ihren etwas scharfgeschnittenen Zügen, in ihrer hohen schlanken Gestalt, noch weniger in der sicheren Art ihres Auftretens, in dem gebieterischen Ton ihrer Rede, in ihren etwas freien Manieren; aber sie trug, was man seltener an jungen Damen trifft, den Stempel der Vornehmheit unverkennbar an sich.

Altenbrugk starrte sie einen Augenblick lang überrascht an, wie eine Vision. So sahen die Fürstinnen aus, die in den Ahnengallerien seiner Schlösser hingen; sie entsprach ganz dem äußeren Bilde, das seine Mutter ihm von ihrem Vater entworfen hatte. Und doch ging es ihm kalt durch die Seele; in ihren Zügen, in ihrem Auftreten, in ihrem Wesen lag nichts, das auf den ersten Blick sympathisch zu ihm sprach.

Lara hatte sich dem Fürsten gegenüber gesetzt und faßte ihn unruhig ins Auge.

„Sie kommen vom Lande?“ frug sie ihn.

Der Fürst errötete leicht, indem er diese Frage bejahte.

„Ich frage Sie,“ fuhr die junge Gräfin fort, „weil Sie auf dem Lande wahrscheinlich auch Pferdezucht treiben und jedenfalls Pferdekenner sind.“

„Du bist so erhitzt,“ bemerkte jetzt die Mutter. „Ich bin sicher, daß Du Dir auf einem Deiner tollen Ritte noch einmal eine Lungenentzündung holst.“

„Ich bin nicht vom Reiten erhitzt, liebe Mama, sondern von einem Streite, den Fürst Altenbrugk jetzt entscheiden soll.“ „Baron Flips — dieser Herr ist nämlich Baron Flips, Mama vergaß ihn vorhin vorzustellen — behauptete mit dem Eigensinn, welcher die Herrn der Schöpfung auszeichnet, eine Dame müsse beim Reiten die Zügel möglichst kurz nehmen, um einen festeren Halt zu bekommen.“

„Ja, natürlich,“ fiel die Gräfin Wehrenberg ein, „und sich auf den Sattel festbinden lassen. Sie haben vollkommen Recht, Baron. Ich danke Ihnen, daß sie ein vernünftiges Wort mit diesem Wildfang gesprochen haben. Ich glaube, sie möchte am liebsten stehend ausreiten und durch Reife springen wie eine Kunstreiterin.“

„Ich behaupte das Gegenteil“, fuhr Lara fort, ohne die Einwendungen ihrer Mutter weiter zu beachten. „Eine Dame reitet viel besser mit langem Zügel; ich wenigstens fühle so . . . . . Was sagen Sie dazu, Fürst?“

„Ich stimme Ihnen bei“, entgegnete Altenbrugk. „Wenn man zuviel Kraft und Gewalt auf Pferde ausüben will, werden sie leicht störrisch und widerspenstig, während sie gelehrig und gefügig bleiben, wenn man ihnen mehr Freiheit läßt.“

„Sie haben also Ihrer Meinung nach — Männerverstand,“ scherzte Baron Flips.

„Ziehen Sie nicht Alles ins Lächerliche!“ herrschte Lara ihn an. „Sie verstehen blutwenig von Pferden und sollten ihre Stimme nur abgeben, wenn vom Kurs der Staatspapiere die Rede ist.“

Jeden Anderen hätte wohl diese in scharfem Tone vorgetragene Abweisung etwas aus der Fassung gebracht, die dadurch noch an Bitterkeit gewann, daß sie in Gegenwart eines Fremden geschah. Lara wußte dies wohl; aber gerade in Gegenwart des Fürsten hatte sie beweisen wollen, wie wenig Flips ihr war und wie gering sie ihn schätzte. Zu seinem Glück besaß der Baron eine vollständige Herrschaft über seine Person und jene unentwegbare Sicherheit des Auftretens, welche im Salon das ist, was die Kaltblütigkeit auf dem Schlachtfelde.

Ohne eine Miene zu verziehen, verneigte er sich leicht und sagte: „Wie Sie befehlen, meine ungnädige Gnädige . . .“ Von da ab beteiligte er sich nicht weiter an der Unterhaltung. Er blickte im Salon umher, als ob alle Gegenstände desselben für ihn ein neues und erhöhtes Interesse gewonnen hätten und nahm endlich ein Album an sich, das in seiner Nähe lag, um sich in seine Betrachtung zu vertiefen.

Lara wandte sich daraufhin ganz dem Fürsten zu. „Ist es hübsch bei Ihnen?“ „Haben Sie Nachbarschaft?“ „Lieben Sie Jagdgäste?“ „Werden Sie ausgehen?“ „Tanzen Sie gern?“ — — es waren lauter konventionelle Fragen, die sie an ihn richtete, aber man gewahrte dabei, daß sie ihm gegenüber mehr that, als den Anderen gegenüber, und daß sie den Wunsch hatte, ihm zu gefallen.

Als der Fürst sich zurückgezogen hatte, war es, als ob sie ordentlich wieder zu sich komme; sie erschrack über den

spöttischen Blick Flips und frug etwas verlegen: „Nun, wie finden Sie ihn?“ —

„Was kann Ihnen an meinem Urteil liegen?“ sagte der Baron ausweichend. In Wahrheit lag Lara sehr viel daran; denn aus Flips' Munde sprach für sie die Stimme der Welt. Sie sah ihn fragend an.

„Sie haben ganz richtig bemerkt, ich habe eine außerordentlich beschränkte Zuständigkeit.“

„Seien Sie doch nicht empfindlich! Wie finden Sie ihn?“

„Charmant!“ antwortete Flips ironisch.

„Reden Sie im Ernst!“ — gebot Lara etwas heftig, ohne zu bedenken, daß dies für Flips meistens ein Ding der Unmöglichkeit war.

„Ich rede im Ernst. Seine Durchlaucht haben meinen vollen Beifall und mein ganzes Vertrauen, und Sie können sich darauf verlassen, daß ich ihm meine Stimme mit Vergnügen geben würde, wenn er sich je um die Stelle des Vorstandes des landwirtschaftlichen Vereines unseres Distriktes bewerben sollte.“

Als Baron Flips diesen Pfeil abgeschossen hatte, erhob er sich, leicht wie eine Feder, von seinem Stuhl, griff gewandt nach seinem Hut, verbeugte sich vor der Gräfin Wehrenberg und hielt Lara die Hand hin.

Die junge Gräfin starrte ihn finster an. Wieder hatte er den Finger an eine Wunde gelegt und die schwache Seite eines jungen Mannes enthüllt, den die geschäftig vorauseilende Fama schon als einen ihrer würdigen Gatten bezeichnete. Flips hatte Recht. Altenbrugk war nicht schüchtern, aber er war etwas schwerfällig und seine breiten Hände, seine stark entwickelten Muskeln, das sonnenverbraunte Gesicht, das so wenig zu seinen hellblonden Haaren paßte, sein ganzes Äußere verriet, daß er in der Freiheit seiner Wälder aufgewachsen war.

„Sie begreifen nur den Geist, dem Sie gleichen,“ sagte Lara. „Was nicht Salonmensch ist, existiert für Sie nicht.“

„Und jene Wilden sind doch bessere vornehmere Menschen, nicht wahr?“ scherzte der Baron.

„Es ist wenigstens ein wahres Glück, daß es noch andere Menschen gibt, als Salonmenschen.“

„Gewiß; denn die letzteren würden ungemein im Kurse sinken — Sie haben selbst gesagt, daß ich mich auf den Kurs verstehe — wenn ihnen die letzteren nicht zuweilen als Folie dienten.“

Lara that übrigens dem Baron Unrecht. Er war nicht einmal ein Salonmensch im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Dazu war er viel zu intelligent, zu streitbar, zu scharf; aber freilich bot ihm der Salon den liebsten, ja den einzigen Kampfplatz für seinen mehr glänzenden, als tiefen Geist. Seine Häuslichkeit fand er leer, und die Natur schien keine Reize für ihn zu besitzen.

„Bessern Sie sich!“ rief ihm die Gräfin Wehrenberg bei seinem Abgange nach. Die Kälte und Berechnung in seinem Wesen machten in ihr unheimlich. Nie schien ihn eine Zurücksetzung zu berühren, die er erfuhr; und doch wußte man, daß er keine Beleidigung vergaß, sich aber erst dann rächte, wenn er sicher war, zu treffen und die Lacher auf seiner Seite zu haben. Wenn sie sich am höchsten in ihren Unglücksprophezeihungen verstieg, pflegte die Gräfin, zuweilen der Tochter zu drohen: „Du wirst sehen, Flips heiratet Dich noch!“ Auch die öffentliche Meinung schrieb dem Baron ehrgeizige Pläne dieser Natur zu. Allein, wenn Lara etwas dergleichen zu Ohren kam, zog sie die Brauen finster zusammen; ihr Gesicht nahm den hochmütigsten Ausdruck an, dessen es fähig war, und sie sagte kalt: „Ein Baron Flips ist keine Partie für eine Wehrenberg.“ Sie behauptete zuweilen, ihn zu hassen;

er verletzte beständig ihren Hochmut und ihr Standesgefühl, aber wenn er und seine Opposition nicht da waren, fehlte ihr etwas und sie gähnte noch häufiger, als sonst.

Baron Flips machte kein Hehl aus seiner Abstammung und setzte dem Stolz alter Familientraditionen das Selbstbewußtsein seines neuerworbenen Reichtums gegenüber. Nach seiner Theorie war der Adel nichts Anderes, als die staatliche Anerkennung von Macht und Besitz und er war geneigt, dem Zustand der Gegenwart einen höheren Wert beizulegen, als den Erinnerungen der Vergangenheit. Was ihm an der Familie Wehrenberg imponierte, war denn auch nicht sowohl ihre Geschichte, als vielmehr der angeheiratete Reichtum, mit dem sie ihren alten Wappenschild neu vergoldet hatte.

Der Erfolg Altenbrugks in der Gesellschaft, der von Anfang an gesichert schien, trat von Tag zu Tag deutlicher hervor. Alle nahmen ihn mit offenen Armen auf; die Hochgestelltesten erkannten ihn gern als ihresgleichen an und die, deren „Position" eine minder gute war, glaubten sie zu verbessern, indem sie auf vertrauten Fuß mit ihm zu treten suchten. Man legte an ihn einen milderen Maßstab an, als an andere Menschen und fand alles bemerkenswert, was er sagte, und richtig, was er that. Auf diese Weise werden viele Charaktere verdorben, denn die Menschen sind nur zu sehr geneigt, die Huldigungen, die ihrer Geburt und ihren Glücksgütern dargebracht werden, als einen unwiderleglichen Beweis ihrer persönlichen Vortrefflichkeit hinzunehmen. Für Altenbrugk bestand diese Gefahr nicht so, wie für die meisten. Er gehörte zu den wenigen, welche ganz frei sind von den Vorurteilen der Geburt und bei denen ein erlauchter historischer Name die Entwickelung und freie Entfaltung der eigenen Persönlichkeit nicht beeinträchtigt. Wenn es ihm etwas an Phantasie fehlte, so gab er sich dafür doch auch nicht leicht Illusionen über sich selbst

und über das Verhalten der Welt zu ihm hin. Der Schein trügte ihn nicht und Äußerlichkeiten vermochten ihn nicht zu blenden. Sein Herz schien ganz ruhig und mehr einer treuen Beständigkeit, als einer großen heftigen Leidenschaft fähig.

Obwohl er überall Karten abgegeben hatte und alsbald auf allen Bällen und Routs der Hofgesellschaft erschien, bildete doch das Haus der Gräfin Wehrenberg sein eigentliches Standquartier, ohne daß er indessen den beiden Gräfinnen näher getreten wäre, oder auch nur seine etwas feindselige Haltung gegen Baron Flips, den beinahe täglichen Gast derselben, aufgegeben hätte. Was ihn in das Palais Wehrenberg führte, war nicht sowohl der Zug des Herzens, als vielmehr eine schicksalhafte Verkettung kleiner und kleinster Umstände. Ein Besuch ergab sich immer mit Notwendigkeit aus dem anderen und die Gesellschaft that ihrerseits alles, die entstehenden Bande fester zu knüpfen. Es war wie eine stille Verschwörung Aller. Man anerkannte Lara Wehrenberg als die schönste und reichste Erbin des Landes und Georg Altenbrugk als den vornehmsten jungen „épouseur“ und machte es sich zur Aufgabe, ihre Vereinigung thunlichst zu befördern. Bei jedem Diner wurden sie nebeneinander gesetzt; wer mit Lara Quadrille tanzte, hielt sich verpflichtet, sich Altenbrugk als vis-à-vis zu erbitten, und es wäre geradezu für taktlos befunden worden, das Eine ohne das Andere zu irgend einem Feste einzuladen. Kein Unberufener wollte sich mehr zwischen diese Beiden drängen, niemand wagte es, dem Einen oder dem Anderen Konkurrenz zu machen und selbst Flips zog sich allmählich zurück und vermied ängstlich alles, was seinen Beziehungen zu Lara den Charakter einer offenen oder versteckten Werbung hätte geben können.

Lara fand es ganz selbstverständlich, daß sämtliche „Komtessen“ ihr in diesem Punkte sozusagen den Vortritt ließen; der Gedanke, Fürstin Altenbrugk zu werden, war außerdem

durchaus nicht ohne Reiz in ihren Augen und ließ sie manchen Mangel in der Person des Fürsten Georg übersehen. Indessen widerstrebte es ihrem Stolze, den ersten Schritt zu thun, oder auch nur Altenbrugk gegenüber weniger hochfahrend und unliebenswürdig zu sein, als sie es, wenn ihre Laune es erheischte, gegen alle war.

Der junge Fürst befand sich in der peinlichsten Stimmung von der Welt. Der ungünstige erste Eindruck, den er von Lara empfangen, war inzwischen keinem besseren gewichen. Er übersah sie mit kritischem Blick, und das strenge Urteil, das sein praktischer, etwas nüchterner Verstand über sie fällte, milderte keine Regung eines sanfteren Gefühles. Gewiß, sie besaß Vorzüge, die in diesem Grade selten waren, selbst an einer Dame aus ihren Kreisen. Sie wußte sich zu kleiden, wie Keine und verstand es wunderbar zu repräsentieren. Nie verlor sie Fassung und Haltung in Gesellschaft und nie fehlte es ihr am rechten Wort. Daß sie Verstand hatte, mußten selbst ihre zahlreichen Feinde zugeben, nur über die Beschaffenheit ihres Herzens wurden zuweilen Zweifel laut, die wenig Widerspruch fanden. Im Grunde war sie ein recht launisches, herrschsüchtiges Geschöpf; aber je hochfahrender und ablehnender sie sich benahm, um so mehr stiegen die Touren ihrer Tanzkarte in der Wertschätzung verblendeter junger Gecken.

In der ersten Anwandlung der Entmutigung war dem Fürsten der Plan durch den Kopf geschossen, ohne Abschied abzureisen, sich seiner Mutter zu Füßen zu werfen und sie zu beschwören, ihn mit Heiratsideen fortan zu verschonen. Aber es gelang ihm nicht einmal, ihr ein klares Bild von seinem Seelenzustande zu geben. Er schrieb der Fürstin, sie habe durchaus nicht übertrieben, Lara sei in der That das schönste Mädchen, das er je gesehen; er wähnte, dies werde kalt klingen, die bloße Betonung äußerlicher Vorzüge werde die Mutter

erschrecken, sie werde die Wahrheit zwischen den Zeilen lesen, kurz, ein Wunder werde geschehen. Allein die Fürstin empfing von dieser Kundgebung des Sohnes einen ganz anderen Eindruck, als den gewollten. Sanguinisch, wie sie war, glaubte sie in der rückhaltlosen Anerkennung von Laras Schönheit schon die Vorboten einer aufkeimenden Leidenschaft erblicken zu dürfen und antwortete frohlockend, sie werde ihre müden Augen gerne zum ewigen Schlummer schließen, wenn dieser ihr Lieblingswunsch auf so wunderbare Weise noch werde in Erfüllung gegangen sein.

Das war ein harter Schlag für den Fürsten! Eine so starke Illusion zu zerstören, fehlte ihm der Mut. So blieb er denn in der Residenz und beugte den Nacken dem, was er für unvermeidlich, was er für sein Schicksal hielt.

Lara erwartete inzwischen seine Erklärungen wie etwas, auf das sie Anspruch machen konnte. Als sie zu lange ausblieben, fing sie an, ungeduldig zu werden und Altenbrugk nun ihrerseits einer näheren Prüfung zu unterwerfen. Nicht alles war ihr klar und verständlich an ihm und konnte ihr klar und verständlich sein. Aber sie ahnte den wahren Stand der Dinge und begriff dunkel die tiefe Kluft, die sie trennte. Ihre Ideale waren verschieden, wie ihre Naturen. Die Eitelkeiten der großen Welt hatten gar keinen Reiz in Altenbrugks Augen; Salonerfolge, rauschende Hoffeste, „eine Position“ in der Gesellschaft galten ihm nichts; sein Sinn zog ihn zu den stillen Freuden der Intimität, zu der Frische, der Einfachheit, der Freiheit des Landlebens. In der Stadt erschien er oft schwerfällig und langweilig; hier fühlte er sich nicht an seinem Platze. Es ging die Sage, daß sich sein Stammbaum bis hinauf in die Geschlechter der Germanischen Könige verzweige und germanisch war er durch und durch, selbst in seinen Unzulänglichkeiten. Die Gabe der leichten Unterhaltung fehlte

ihm fast ganz. Die menschliche Rede war für ihn nur ein Werkzeug der Not und des Bedürfnisses, kein verfeinertes Instrument, auf dem man zuweilen zum bloßen Vergnügen spielt. Unter Menschen versiegten ihm die Ideen mehr, als daß sie ihm zuflossen. Die schnelle Replik war ihm versagt und er verstand es nicht einmal zur rechten Zeit zu scherzen. Das Tändelnde, Leichte, Graziöse ertrug er schwer an anderen, an ihm selbst wäre es ihm wie frivol erschienen.

Lara hatte zu viel Verstand, um nicht wenigstens widerstrebend Altenbrugks Wert anzuerkennen. Was er war, wurde ihr insbesondere deutlich, wenn sie ihn mit Flips verglich. Der Baron war nie langweilig; er wußte alle Neuigkeiten des Tages, alle persönlichen Verhältnisse der Leute, die ausgingen, jeden Skandal, der vorkam. Sein Witz und sein Erzählungstalent waren allgemein anerkannt. Viele glaubten sogar, daß er zu allem fähig und tauglich sei, weil er von allem so angenehm zu reden wußte. Man hatte gut ihm hochmütig den Rücken wenden; er sagte ein glücklich gefundenes Witzwort, und ein ganzer Salon brach in ein Gelächter aus, das seinen Ohren klingen mochte, wie der Applaus denen eines beliebten Schauspielers. Er war des schließlichen Erfolges sicher und wußte sich ungemein schnell von den kleinen Niederlagen zu erholen, die auf dem glatten Parkett der vornehmen Welt keinem erspart bleiben. Lara war er fast unentbehrlich; aber wie kam es, daß sie ihn doch so gering schätzte? — Es war nicht ihr Standeshochmut allein, was hiebei zum Ausdruck kam; es war auch eine dunkle Vorstellung von der wahren Natur seines Wesens und seines scheinbar so glänzenden Geistes. Seit seine Aussichten bei der jungen Erbin infolge der Dazwischenkunft des Fürsten auf den Nullpunkt gesunken waren, hatte er Stunden und Tage, in denen er sich müde und abgespannt zeigte. Dann schimmerte etwas von der Leere seines

Gemütes, von dem Egoismus seines Charakters, von der Eitelkeit seiner Bestrebungen durch die lächelnde Maske. Aber der Fürst! — Wie war er doch immer so ernst, so gleichmäßig, so männlich, so gediegen! Er glänzte nie, aber er leuchtete und erwärmte immer; er errang nie rauschenden Beifall, aber alle achteten ihn und hätten ihn achten müssen, auch wenn kein Fürstenhut auf seinem Wappen geprangt hätte. Und doch war er Lara nicht recht, so wie er war; sie wollte ihn lebhafter, sprühender, gewandter. Um die gewollte Änderung herbeizuführen, neckte sie ihn, verhöhnte sie ihn, beunruhigte sie ihn und glaubte mit ihm spielen zu können, wie sie mit so manchem gespielt hatte, der einen Karneval lang zu ihren Füßen gelegen war. Der Erfolg, den sie auf diese Weise erzielte, war ein durchaus negativer. Man ändert nicht einen Charakter wie den des Fürsten Georg, indem man sein innerstes Wesen gleichsam verneint und thörichte Launen an ihm ausläßt. Die Entfremdung zwischen Beiden wuchs so von Tag zu Tag, der Fürst fühlte sich immer unglücklicher und faßte trüben Blickes die Zukunft ins Auge, die ihm an der Seite einer solchen Gattin beschieden sein werde. Jeden Nachmittag Besuche, jeden Abend eine Soiree oder ein Ball, den ganzen lieben langen Winter; . . im Sommer ein kurzer Aufenthalt auf seinen Gütern, wo er die Tänzer seiner Gattin zur Jagd empfangen mußte . . . Eine stete Flucht vor dem Alleinsein, keine Konzentration des Lebens auf höhere und widerstandsfähigere Genüsse, eine immerwährende Zersplitterung und Sucht nach ermüdenden, betäubenden Zerstreuungen . . . So lebte, wer „chic“ war, das nannte man „grand train führen“, und auf ein solches Dasein hatte eine „Komtesse“ von dem Äußeren, von der Familie, von den Vermögensverhältnissen Laras einen unbestrittenen Anspruch. Außerhalb des Zauberkreises der Gesellschaft war sie wie ein Fisch an der Luft.

Das Leben in einfachen Verhältnissen mußte sie angähnen, wie es eine Schauspielerin angähnt, welcher fern vom Theater immer die Ovationen der Menge fehlen; nie wird sie das Heimweh nach der großen Welt und ihrem Treiben überwinden können .... Hatte es doch sogar in der edelsten, besten, aufopferungsfähigsten der Frauen, die er kannte, in seiner Mutter, zuweilen leise angeklungen ....

Das also war er seiner Geburt, seinem Namen, den Lieblingswünschen seiner Mutter schuldig! — O, mein Gott, wenn er doch lieber nicht Fürst gewesen wäre! — Hätte er einen Bruder gehabt, wie gerne würde er zu seinen Gunsten auf die Standesherrschaft Verzicht geleistet haben! Aber er war der letzte seines Stammes; er durfte sich nicht nachgeben, es galt sich zu opfern. Hatte nicht jeder sein Kreuz zu tragen? Er, der so selten Romane las und so wenig Vergnügen dabei fand, bildete sich ein romanhaftes System von seinen angeblichen höheren Pflichten aus, daneben eine Art von Fatalismus, der seinen Willen stählte und sein Widerstreben abstumpfte. —

Aber gab es denn nicht andere junge Damen in der Hofgesellschaft von ungefähr gleichem Rang und ungefähr gleichen Vorzügen, welche Altenbrugk sein Opfer leichter erscheinen lassen konnten? Der Fürst hatte es nicht an schüchternen Versuchen fehlen lassen, sich solchen zu nähern. Allein es war merkwürdig, wie schnippisch und ablehnend sie ihm bei jedem intimeren Worte begegneten, seit es als eine ausgemachte Sache galt, daß er anderswo dauernd gebunden sei. Man sah ihn so vorwurfsvoll an, wenn er gegen andere freundlich war, als ob er sich der äußersten Flatterhaftigkeit, ja eines halben Treubruches schuldig machen wolle und verhöhnte ihn auf das Grausamste über jede kleine Verstimmung in seinem Verhältnis zu Lara, deren Kenntnis nach außen drang. So

blieb ihm denn nichts übrig, als immer wieder in den Bann der schönen kalten Gräfin zurückzukehren.

Die Verstimmungen zwischen den Beiden wurden um so häufiger, als es Altenbrugk bald selbst in Laras Gegenwart nicht mehr möglich war, die Gefühle der Bangigkeit um seine Zukunft zu verbergen. Er zeigte sich ihr ernst, einsilbig, unzugänglich; „lugubre“, wie die junge Gräfin es nicht unzutreffend nannte. Selbst förmliche kleine Scenen konnten bei einem auf so falschen, unsoliden Grundlagen ruhenden Verhältnisse nicht ausbleiben. Noch hielten sie freilich die Gesetze der gesellschaftlichen Konvenienz in den gehörigen Schranken, und was zu Tage trat, war meistens nichts anderes, als ein Sturm in einem Glas Wasser: ein heftiges Wort, ein Aufflammen der Augen von seiten Laras; ein tiefes Erröten und plötzliches Verstummen von seiten Altenbrugks.

Unter anderem war es zu einer Art von Gewohnheitsrecht geworden, daß der Fürst mit Lara auf jedem Ball den Kotillon tanzte, dessen Länge eine nähere und intimere Bekanntschaft ermöglichte. Altenbrugk wußte nicht, wie er sich dieser Verpflichtung entziehen solle, die ihm lästig genug war, da sie am meisten dem Gerüchte von seiner nahe bevorstehenden Verlobung Vorschub leistete. In der letzten Zeit kam er ihr immer nur zögernd nach, in der geheimen Hoffnung, daß irgend ein anderer ihn im letzten Augenblick davon befreien werde.

„Sie haben natürlich wieder keinen Stuhl,“ rief Lara dem Fürsten ungeduldig zu, als schon die ersten Takte des Kotillons auf dem Ball bei dem spanischen Gesandten begonnen hatten.

Altenbrugk blickte unschlüssig im Saal umher, ohne die an ihn gestellte Frage zu beantworten. In der That schienen alle verfügbaren Stühle von pflichteifrigeren Tänzern bereits mit Beschlag belegt zu sein.

„Nehmen Sie doch Mickys Stuhl!“ herrschte die Gräfin ihm zu. — Micky Fallerstein hatte unglücklicherweise ihren Beobachtungswinkel an jenem Abend in der Nähe Laras gewählt und glaubte sich hinter einer großen Palme vor allen Anfechtungen geborgen.

Der Ton Laras war so bestimmt gewesen, daß Altenbrugk unwillkürlich einen Schritt vorwärts that; dann erkannte er plötzlich das Unmögliche von Laras Zumutung und richtete einen langen vorwurfsvollen Blick auf sie.

„Micky kann ja stehen, oder ins Theezimmer gehen; sie nimmt ja ohnedem nur Anderen den Platz weg . . .“

Lara sprach zu laut, als daß Micky Fallerstein ihre grausamen Worte hätte überhören können. Das Rot einer tiefen Beschämung überflutete ihr Gesicht, sie stand schnell auf wie eine Schuldige, die über einer freventlichen Unbescheidenheit ertappt wird und schob dem Fürsten mit einer unterwürfigen Geberde ihren Stuhl hin, gleich als ob es sich um die selbstverständlichste Sache von der Welt handle. Dann zuckten ihre Augen und suchten irrend und hilflos einen Ausweg durch die dichten Wogen der tanzenden Paare, die sie umgaben.

Der Fürst sah dies Alles mit wachsendem Staunen und erkannte die Situation nach allen ihren Seiten hin. Micky Fallerstein war ihm bis dahin ganz fremd geblieben; ihr, dem Aschenbrödel der Gesellschaft, hatte er sich bisher nicht einmal vorstellen lassen, da ihm dieß als ganz überflüssig, ja als nachteilig bezeichnet worden war.

„So eilen Sie doch!“ — Drängte Lara nervös.

Die blauen Augen des Fürsten verdüsterten sich, und um seine Mundwinkel zuckte es wie Zorn und Entrüstung.

„Stellen Sie mich der Baronesse Fallerstein vor!“ sagte er eine leise Bewegung in der Stimme.

„À quoi bon?“ flüsterte Lara, indem sie sich abwandte.

„Ich bitte Sie!“ sprach der Fürst in einem Tone, der ganz wie ein Befehl klang und Lara neu an ihm war. Sie erschrack. „Fürst Altenbrugk,“ sagte sie kleinlaut, ihn Micky vorstellend.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, Baronin, Sie gestört zu haben,“ wandte der Fürst sich an diese. „Behalten Sie doch Ihren Platz; ich werde den Kotillon diesmal — „stehend tanzen“.

„Mit wem?“ fuhr jetzt Lara auf, welche die alte Sicherheit wieder gewonnen hatte. „Mit mir nicht, denn es macht mich nervös, wenn mein Tänzer während des ganzen lieben langen Kotillons steht.“

Der Fürst zuckte die Achseln. „Dann muß ich wohl auf das Vergnügen verzichten,“ sagte er ohne Ironie, aber mit Festigkeit.

Lara stand auf. Einen Augenblick zögerte sie noch. „Sie sind wirklich unausstehlich heute!“ warf sie hin, wie um einzulenken. Doch der Fürst schien diese gute Absicht nicht zu erkennen; er blieb stehen wie ein Bild aus Stein und bot ihr nicht einmal den Arm, um sie zu ihrer Mutter zurückzugeleiten.

„Abtanzen!“ — kommandierte jetzt der Kotillonführer mit schnarrender Stimme. Altenbrugk verneigte sich vor Micky in der Haltung, in der man eine Dame zum Tanz auffordert.

Sie zögerte nur einen Augenblick; dann leuchteten ihre dunklen Augen auf, und sie überließ sich seinem Arme. Nur wenige von den Zuschauern gewahrten in der allgemeinen Bewegung das neue, ungewohnte Paar. Micky tanzte vortrefflich, und als sie auf ihren Platz zurückgekommen war, schlug ihr Altenbrugk lächelnd vor, den Umstand, daß sie ohne Tänzer und er ohne Stuhl gewesen sei als eine Vorbedeutung dafür

zu betrachten, daß sie mit ihm den Rest dieses Kotillons zu tanzen habe.

„Aber sind Sie denn nicht mit Lara engagirt?“ wandte Micky stockend ein.

„Ich war es,“ entgegnete der Fürst; „aber sie hat mich böswillig verlassen und tröstet sich jetzt am Arme des Baron Flips, der besser tanzt, besser spricht als ich und nie — um einen Stuhl verlegen ist.“

Micky lächelte und ließ es jetzt gerne geschehen, daß der Fürst ihren Stuhl neben den verlassenen Laras schob.

„Sie ist etwas launisch, die gute Komtesse,“ sagte Altenbrugk, dessen sonst so verschlossenes Wesen Mickys Gegenwart seltsamerweise mitteilsam machte.

„Es sind die Herrscherlaunen der Schönheit,“ meinte Micky. „Ihre Bewunderer ertragen sie gern. Sehen Sie nur, wie graziös sie tanzt!“

Der Fürst sah nicht nach Lara hin. Mickys etwas umflorte und heisere Stimme klang ihm sympathisch. War sie denn wirklich so häßlich, wie die Leute sagten? Wenn sie nur anders frisiert gewesen wäre; ihre Augen schienen sanft und gutmütig und wenn sie lachte, zeigte sie hübsche weiße Zähne. Die Gesellschaft vermag Alles; sie kann selbst den Ruf einer falschen Häßlichkeit, wie den einer falschen Schönheit begründen. —

Alle Herren vermieden es während des Kotillons, soweit es nur immer anging, mit Micky zu tanzen und sie war fast ausschließlich auf Altenbrugk angewiesen. Aber auch ihm machte es mehr Vergnügen, mit ihr zu reden, als mit ihr zu tanzen. Seiner einfachen harmlosen Art gegenüber hatte sie bald ihre Schüchternheit überwunden und konnte sich geben, wie sie in Wahrheit war. Es lag etwas so Originelles in ihrem Urteil über Menschen und Dinge.

„Wie denken Sie über Fifi Pruck?“ hatte er sie gefragt.

„Sie hat zu viel Geist für diese Welt.“ „Das heißt, sie läßt an niemanden ein gutes Haar!“ —

„Sie hat ihre Mama frühe verloren,“ plaidierte Micky, „und ist unter ihren jüngeren Brüdern aufgewachsen, die gerne schlechte Witze machen.“

„Wenn Sie wüßten, was sie über Sie sagt!“ ...

„Über mich? — Sie dürfen nicht die Leute nach dem beurteilen, was sie über mich sagen.“

„Weshalb nicht?“

„Ich bin vogelfrei!“ sagte sie achselzuckend mit einer lustigen Resignation, durch die nur leise ein geheimer Schmerz klang.

Er verstummte und sie begannen wieder zu tanzen.

Als Altenbrugk nach jenem Kotillon nach Hause kam, blieb er lange in Gedanken versunken sitzen, bis er sich entschließen konnte, seinen eingeschlafenen Bedienten zu wecken, um sich auskleiden zu lassen. Zum erstenmale, seit er „ausging“, war er einer eigenartigen Intelligenz bei einem jungen Mädchen begegnet. Vieles von dem, was Micky gesagt hatte, gab ihm zu denken. Sie hatte ein merkwürdig richtiges Urteil über die Menschen und sprach das aus, was er nur dunkel empfand.

Von jenem Abende an tanzte er bei jeder Gelegenheit mit ihr, am liebsten Quadrillen, die eine längere Unterhaltung zuließen. So lernte er sie näher kennen. Zwei Dinge überraschten ihn am meisten in ihrem Wesen; das eine bezog sich auf ihren Geist, das andere auf ihr Gemüt. — Sie verriet eine ungemeine Schnelligkeit und Lebhaftigkeit der Auffassung. Alles schien sie zu interessieren und fast nichts ließ sie ganz gleichgiltig. Wenn ihre runden Augen aufleuchteten, war es, als würfen sie förmlich Strahlen auf die Gegenstände, von

denen sie sprach; und wenn sie lachte und ihre kleinen weißen Zähne zeigte, sah sie nicht gerade sehr distinguiert aus, aber es regten sich angenehme Empfindungen in der Seele des Fürsten; sein etwas schwerfälliges, ernstes, ja beinahe tristes Wesen fühlte sich sichtlich angeregt und erfrischt von ihrer Heiterkeit, ihrem Geist, ihrem Lachen, ihrem Gespräch.

Die andere Überraschung, die sie ihm bereitete, bezog sich auf ihr Gemüt. Die Zurücksetzungen, die sie erfuhr, hatten ihren Charakter nicht verbittert. Sie fand ein mildes heiteres Wort für alles und für alle, ohne in den Fehler einer gleichmäßigen Schönfärberei zu verfallen, welcher da, wo er nicht ein Ausfluß serviler Schmeichelsucht ist, Mangel an Urteil, oder an einem entwickelten moralischen Gefühle bekundet. Durch Mickys allgemeine Nachsicht leuchtete eine gewisse Überlegenheit und ihre Güte war bald ein Mitgefühl für fremde Schwächen, bald ein selbstloses Verzeihen fremder Fehler.

Man möchte sich fragen, wie ein Mädchen mit so viel Vorzügen des Herzens und des Charakters, wie eine solche Perle so schwer verkannt und endlich zum allgemeinen „Schreckhorn“ werden konnte. Allein in jedem Kreis menschlicher Beziehungen haben immer nur gewisse Eigenschaften Kurs. Die Tugenden Mickys waren Tugenden der Intimität; in der Menge traten nur ihre Fehler zu Tage, deren größter der war, daß sie anders erschien, als die übrigen, daß sie anders redete, lachte, tanzte und sich gebärdete. „Sie hat kein „chic“, hieß es. Der innere Wert ist ein Schatz, welcher für den oberflächlichen Beobachter immer vergraben bleibt und vermag die Äußerlichkeiten nicht zu ersetzen, nach denen Rang und Wertschätzung in der großen Welt sich bemessen.

Anfangs lachte man über „die kleine Marotte“ des Fürsten. „Micky Fallerstein,“ hieß es, „habe eine Eroberung gemacht; Altenbrugk habe sich „ins Schreckhorn jagen lassen“,

oder „blase Flöte auf dem Schreckhorn“. Als „die kleine Marotte“ etwas länger dauerte, als man es für möglich gehalten hätte, gaben einige „Komtessen“ Altenbrugk kurze Antworten und hatten keine Tour mehr frei, wenn er sie zum Tanz aufforderte. Lara faßte die Aufmerksamkeiten, die der Fürst Micky erwies, als eine persönliche Beleidigung auf, die ihr widerfuhr. Sie erklärte, daß sie es empörend finde, auf diese Weise mit einem Geschöpf wie Micky Fallerstein gleichsam auf dieselbe Stufe gestellt zu werden. Den Fürsten nannte sie von dieser Zeit an nie mehr anders, als „le paysan Georges“ und glaubte ihn namenlos zu hassen, obwohl sie erst damals anfing, ihn heimlich zu lieben.

Das Gerede der Welt, die allgemeine Mißbilligung, der unermüdliche erfinderische Spott über seine Annäherung an Micky drang zu den Ohren Altenbrugks und beunruhigte ihn tief; man mag so wenig eitel sein, als man will, es ist doch immer kein leichter Schritt, sich mit der ganzen öffentlichen Meinung in Widerspruch zu setzen. In seinem Innern brach ein Zwiespalt aus; er hatte Anwandlungen der Umkehr zu den höheren Regionen der Gesellschaft und warf nur zuweilen verstohlens prüfende Blicke auf die Verfehmte.

Seit Micky sich als Gegenstand so hoher Auszeichnungen wußte, war sie sich zum erstenmale häßlich und vernachläßigt vorgekommen. Sie wandte von jetzt an ihrem Anzug eine größere Aufmerksamkeit zu und war sichtlich bestrebt, besser auszusehen, als bisher. Leider stellte sich mit dem guten Willen nicht auch die erforderliche Fähigkeit ein. Die Gabe des guten Geschmacks war und blieb Fräulein von Fallerstein versagt und die ganz unverständlichen Zuthaten, die sie an ihrem Anzug anbrachte, verschlimmerten die Sache noch. Wenn sie die prüfenden Blicke des Fürsten auf sich ruhen fühlte, kam eine vollständige Verwirrung über sie, und sie zitterte wie eine

Schuldige. Aber, was der Fürst an ihr sah, waren nicht zerknitterte Bänder und auffallende Blumen — es war nur die Blässe ihres Gesichtes, die Demut ihrer Haltung, der stille Kummer, der beredt aus ihren Augen sprach. Sie rührte ihn und das Mitleid benahm ihm die Kraft des Widerstandes. Wieder dachte er an Flucht und ein kindliches Heimweh überkam ihn. In dieser dunklen Stunde setzte er sich nieder und schrieb an seine ferne Mutter. Er war bisher selbst in seinen Briefen nicht sonderlich expansiv gewesen; jetzt aber strömten ihm die Worte förmlich zu; er überlegte nicht, er setzte nicht aus, er suchte nicht nach dem passenden Ausdruck; es ging in einem Zuge fort vom Anfang bis zum Schluß. Was er aber schrieb, war eine Anklageschrift gegen Lara Wehrenberg, er schilderte sie, wie sie ihm erschien, als hochmütiges kaltes Weltkind, das weder wahres Glück zu geben, noch zu empfinden im stande sei. Zum Schlusse bat er die Mutter, diesen Kelch von ihm zu nehmen; jeden anderen Wunsch werde er ihr gerne erfüllen, nur möge sie ihn wieder heimkehren lassen zu ihr, wo allein seine Ruhe, sein Glück und seine Zukunft sei . . . Von Micky Fallerstein enthielt der Brief kein Wort.

Die Fürstin Altenbrugk erschrak aufs tiefste, als sie diese Botschaft erhielt, auf die nichts in den vorausgegangenen Kundgebungen des Sohnes sie vorbereitet hatte. „Ich war eine arge Egoistin,“ schrieb sie ihm zurück, „und wollte in die Wege der Vorsehung eingreifen, während das wahre Glück doch nur in der reinen Luft voller Freiheit gedeiht. „Ich hätte wissen sollen,“ endete sie mit einer für den Sohn etwas rätselhaften Wendung, „daß diese Familie auf die Dauer keine wahre Befriedigung bieten kann und daß die Schönheit ihrer Seelen der Schönheit ihrer Gesichter nicht entspricht.“ . . . Dann bat sie ihn so zärtlich als möglich, zurückzukommen und schwur ihm, daß sie nie mehr im Leben, etwas Höheres und

Schöneres vom Himmel sich erbitten wolle, als ihn beständig um sich und bei sich zu haben.

Aber die Stimmung Georgs, die sich in dem Briefe an die Mutter Luft gemacht hatte, war inzwischen eine andere geworden. — Als er bei seinem Eintritt in die große Welt vor Lara fliehen wollte, hatten ihn die Briefe seiner Mutter in die Residenz fest gebannt; jetzt, da es galt, Micky zu fliehen, rief die Mutter ihn aufs zärtlichste zu sich. Aber er konnte, wie sich plötzlich herausstellte, diesem Rufe nicht mehr folgen; es hielt ihn eine Macht zurück, die viel stärker war, als der Verstand, der ihn „vor der Gefahr" warnte. Es war ihm ein unwiderstehliches Bedürfnis, Micky zu sehen, sie zu hören, mit ihr zu sprechen. Diese schwarzen Augen hatten einen Glanz, den er in den Blicken strahlender Schönheiten vermißte, diese Stimme hatte für ihn einen Klang, der dem sicheren Weltton der „Komtessen" fehlte, diese Reden hatten einen Gehalt, eine Anziehungskraft, welche die Salongespräche entbehrten.

Allein, konnte denn nicht auch Freundschaft zwischen zwei Wesen bestehen? Mußte denn jedes freundliche Wort, das er an eine junge Dame richtete, zu den Präliminarien einer Verlobung gerechnet werden? Er beschloß, dieser Annahme entgegen zu wirken und seinem Verkehr mit Micky den Charakter des Außergewöhnlichen und Ausschließlichen zu nehmen. Eifriger, als zuvor, besuchte er wieder die Salons; ja sogar mit Lara fand eine Art von Aussöhnung statt. Altenbrugk erschien an einem der Empfangstage der Gräfin Wehrenberg und diese machte ihm keinen anderen Vorwurf, als daß er sich so selten bei ihr sehen lasse. Lara trug eine bei ihr ganz ungewöhnliche elegische Stimmung zur Schau und des kleinen Auftritts auf dem Balle des spanischen Gesandten geschah von keiner Seite Erwähnung.

Zum Unglück war auch Baron Flips anwesend, der die

Geschichte des neuesten Kopfputzes der Baronin Fallerstein zum Besten gab. Derselbe bestand in einem hellgrünen Papagei, species Lori, den die Baronin Mutter angeblich „mit Stumpf und Stiel“ auf dem Hute trug. Flips erzählte von ihm, ein ganzes Stadtviertel habe sich wegen seines unausstehlichen Geschreis, uneingedenk der bisherigen Dissidien, zu seinem Untergang verschworen gehabt; er sei denn auch in der That das Opfer eines schändlichen Meuchelmords geworden, aber seine Devise sei gewesen: „non inultus morior“, denn er schreie jetzt nach seinem Tode mit seinen giftgrünen Farben auf dem Hute der Baronin Mutter viel mehr, als er es je zu seinen Lebzeiten durch seine Kehle vermocht hätte.

Alle Anwesenden lachten laut über diese kleine Geschichte, welche Baron Flips mit dramatischer Bewegung vortrug; nur Fürst Georg empfand sie als eine gegen ihn gerichtete Beleidigung. Er hätte so gerne geantwortet, aber der Zorn machte ihn stumm und nur die tiefere Röte seiner Wangen verriet, was in ihm grollte. Lara kam ihm dieses Mal zu Hilfe; sie erklärte die Erzählung des Barons für albern und wechselte den Gesprächsstoff. Man sprach von einer Sängerin, welche Gastrollen gab, aber die Gräfin Wehrenberg erklärte, ins Theater zu gehen, heiße bei den häufigen Theaterbränden geradezu, sich mutwillig in Gefahr begeben. Einige junge Damen schwärmten für das Schlittschuhlaufen und Eisfeste; doch die gute Gräfin Wehrenberg wußte auch ihren Eifer etwas zu dämpfen, indem sie von einer jungen Dame erzählte, die beim Schlittschuhlaufen auf den Hinterkopf fiel und seit jener Zeit stottere, sowie von zwei Schwestern, die erst vor ganz kurzer Zeit, d. h. höchstens vor zehn Jahren, spurlos unter einer zu dünnen Eisdecke verschwunden seien. Die Unterhaltung wollte nach so traurigen Erinnerungen nicht mehr recht in Fluß kommen, und auch Altenbrugk entfernte sich bald.

Sein Besuch bei der Gräfin Wehrenberg blieb indessen nicht unbemerkt in der Gesellschaft; man nannte ihn: „le retour du paysan“ und war überzeugt, daß von nun an wieder alles in das frühere Geleise kommen werde. Auch in Laras Seele leuchtete eine Hoffnung auf.

Dem Fürsten war das Treiben und der Ton der Gesellschaft nie so schal und leer vorgekommen. Die er suchte, floh ihn. Fallersteins waren in der jüngsten Zeit nicht mehr „ausgegangen“. Micky bestand einen Strauß mit ihrer Stiefmutter und erklärte mit seltener Festigkeit, daß sie für diesem Winter der Freuden der Welt satt sei. Es geschah nicht aus Koketterie — einer solchen wäre sie nicht fähig gewesen — ja, nicht einmal die umlaufenden Gerüchte schreckten sie; — was lag ihr an der Welt? — aber sie war sich einer Gefahr bewußt geworden, die ihr Leben zu zerstören drohte. Zum erstenmale war in ihrem jungfräulichen Herzen ein Gefühl aufgeblüht, vor dessen Stärke sie erbebte. Es war nicht Liebe im gewöhnlichen Sinne des Wortes; es war mehr eine begeisterte Verehrung, eine schwärmerische Hingabe, eine fraglose Unterwerfung, die ihr nur den dunklen Ausweg der Verzweiflung und Selbstvernichtung offen zu lassen schien; sie hatte in ihrem noch kurzen Leben Vieles und Schweres überwunden; zum erstenmale schien ihre Kraft nicht auszureichen und sie ging dem Kampfe aus dem Weg.

Altenbrugk war anfangs förmlich froh, sie nicht mehr zu sehen. Nun würden doch die Gerüchte und Spöttereien verstummen und auch sein Gemüt glaubte er erlöst von dem Zwang dieser Sehnsucht. Aber ein Netz von angenehmen Erinnerungen hielt ihn gefangen und er konnte, fern von ihr, das Gefühl der Leere nicht mehr los werden. Es fehlte ihm der heisere Klang ihrer Stimme, der kleine runde Arm, der sich stets so vertrauungsvoll in den seinen gelegt hatte, es

fehlten ihm ihre Reden voll Herzenswärme und Anteilnahme an allem Menschlichen. Er wurde ganz melancholisch, aber ihm selber unbewußt arbeitete in seinem Innern die Kraft fort, welche das Verworrene klärte und die falschen Elemente aus seinem reinen und gesunden Charakter ausstieß.

Sein Heimweh war ganz vergangen; er dachte seit einiger Zeit sehr wenig mehr an die zärtliche Mutter und auf ihre dringenden Einladungen, heimzukehren, hatte er ziemlich flüchtig geantwortet, er habe sich anders besonnen; seine plötzliche Abreise könne ein unliebsames Aufsehen erregen, er müsse daher wenigstens bis zum Schluß des Karnevals ausharren.

Es war in jenen Jahren Brauch, daß gegen Schluß des Karnevals die unverheirateten Herren einen Ball veranstalteten, zu welchem sie die Familien einluden, in deren Häusern sie während des Winters Gastfreundschaft genossen. Zu diesem Zwecke bildete sich auch in jenem Jahre ein eigenes Komitee, in das auch Fürst Altenbrugk gewählt wurde. Gleich in einer der ersten Sitzungen desselben wurde die Liste der Einladungen beraten, welche damals von den Komiteemitgliedern persönlich besorgt zu werden pflegten. Als die Liste zur Verlesung kam, bemerkte Altenbrugk, daß der Name „Fallerstein“ fehlte. Es pochte ihm das Herz vor innerer Bewegung und seine Stimme war merklich unsicher, als er sagte: „Die Baronin Fallerstein mit Tochter fehlt.“

„Sie gehen nicht mehr aus,“ antwortete sehr verbindlich der Antragsteller, Baron Stahren, ein junger Herr, der sich für die Diplomatie ausbildete und es gerne allen Leuten recht gemacht hätte.

„So viel ich weiß, doch,“ wandte der Fürst ein.

Nun ließ sich eine andere Stimme vernehmen. „Ich glaube, man thut ihnen den größten Gefallen, wenn man sie

wegläßt," sagte Herr von Trumm, ein kleiner dicker Herr, dem nichts über seine Bequemlichkeit ging und der nicht wußte, was Ehrgeiz ist. „Ich erinnere mich, daß das letzte Mal niemand die beiden Damen zum Souper führen wollte. Sie saßen mutterseelenallein an einem Katzentischchen. Es war bei Gott pitoyable anzusehen und ich hätte mich beinahe selbst erbarmt, wenn es nicht ganz gegen meine Grundsätze ginge, die ohnedem so kurze Souperzeit mit Galanterien zu verleppern."

„Es wäre Sache des Komitees gewesen, dafür zu sorgen," sagte Altenbrugk.

Baron Stahren errötete; aber Flips kam ihm zu Hilfe. „Man darf dem Komitee doch nicht gar zu viel zumuten," meinte er. „Es hat ohnedem genug zu thun und kann nicht alle sitzen gebliebenen Damen zum Souper führen oder Ballgendarmerie zu diesem Zweck aufbieten. — So ist es auch mit den Einladungen. Wenn jemand die „Baronin Mutter" einladen will, soll es mich freuen; was mich betrifft, so bedanke ich mich dafür."

Es war nicht gerade sehr komisch, was Baron Flips vorgebracht hatte; aber es war nun einmal üblich, daß man lachte, wenn er sprach; und als er nach Beendigung seines kleinen Speeche's die Augen fragend im Kreise umherschweifen ließ, hatte er einen Heiterkeitserfolg, der die Sache der Baronin Fallerstein nicht wenig verschlechterte. Niemand erachtete sich daraufhin mehr berufen, etwas zu ihren Gunsten vorzubringen.

Altenbrugk fühlte plötzlich, wie die Beklemmung wieder über ihn kam, die sich jedesmal einstellte, wenn er eine heftigere Gemütsbewegung hatte; er fühlte aber auch, daß er sie dieses Mal überwinden müsse, koste es, was es wolle. Oder sollte er, den man ritterlich, den man vornehm, den man hochgestellt nannte, sich feig zurückziehen und der Angst vor dem Hohn der Welt seine bessere Überzeugung zum Opfer bringen? —

Freilich, er hatte soweit eigentlich nicht gehen wollen, aber die anderen trieben ihn vorwärts . . . . .

„Ich werde es gerne übernehmen, den Baron Fallerstein mit Frau und Tochter persönlich einzuladen,“ sagte er.

„Ah, Sie selbst, Fürst! Charmant!“ frohlockte Baron Stahren, der sehr falsch war. „Sollen wir nach diesem schätzbaren Anerbieten Seiner Durchlaucht noch abstimmen?“

Dies wurde für überflüssig erklärt und Altenbrugk alles Weitere übertragen.

Der Fürst nahm an dem ferneren Verlauf der Komiteesitzung fast gar keinen Anteil mehr; er fand alle Vorschläge, die von irgend einer Seite her gemacht wurden, gut und trefflich, denn seine Stimmung hatte plötzlich eine merkwürdige Wendung zum Besseren genommen. Es war ihm, als sei ihm ein Stein vom Herzen gefallen, als habe er eine schwere und im Grunde doch angenehme Pflicht erfüllt. Noch am Abend desselben Tages frug er Baron Fallerstein im Klub, wann wohl seine Damen am besten zu treffen wären. Baron Fallerstein schaute etwas zerstreut von dem Whisttisch auf, an dem er seine Tage mehr genuß- als gewinnreich verbrachte und nannte eine beliebige Stunde, in der Erwägung, daß seine Gemahlin, welche nur sehr selten jemand bei sich sah, ohne Vorbereitung fast nie „in der Verfassung“ war, zu empfangen. Leider vergaß er dann in seiner Zerstreutheit, seinen Damen Altenbrugks Besuch anzukündigen und als der Fürst gemeldet wurde, geriet die ganze Familie in Bewegung. Die Baronin Mutter sprach ihr Bedauern darüber aus, daß sie nicht ihr neues grünseidenes Kleid mit den gelben Tupfen anhabe, besaß aber Geistesgegenwart genug, sich schnell einen ihrer originellen Kopfputze aufzustülpen, der zufällig ganz die Form und Farbe eines Krautsblattes hatte. Dann nahm sie auf der Chaise longue eine nachlässige Haltung ein, welche jeden

Uneingeweihten auf den Gedanken bringen mußte, daß sie den ganzen lieben langen Tag nichts anderes thue, als Besuche empfangen und Gnaden austeilen.

Der Baron hatte im blinden Übereifer dem Ankömmling entgegeneilen wollen, war aber gerade noch im letzten Augenblick vierhändig von der Thüre zurückgerissen und darauf aufmerksam gemacht worden, daß ein solcher Schritt des Entgegenkommens nichts anderes bedeuten würde, als die tiefste Selbsterniedrigung, ja geradezu einen moralischen Selbstmord.

Am bewegtesten von allen aber war Micky; sie wechselte die Farbe und wußte nicht, ob sie im Salon bleiben, oder sich zurückziehen solle. Unschlüssig ging sie von einem Platz zum anderen und mit unstäten Händen schlug sie ein Buch, in dem sie gelesen hatte, auf und zu.

„Aha!“ machte der Vater, als er ihre Verwirrung gewahrte.

„Was meinst Du, Papa?“ frug sie errötend.

„Ich? Nichts!“ — sagte er lächelnd und begann auf dem Tisch seinen Lieblingsmarsch zu trommeln.

Schauspieler machen manchmal die Bemerkung, es sei erstaunlich, wie gut sich oft vor dem Publikum Stücke abspielten, die auf der Probe noch herzlich schlecht gegangen seien. Dies war auch hier der Fall. — Im Feuer wachsen die Kräfte, und die durch die Gegenwart angeregte Phantasie füllt leicht Lücken aus, welche die erwartungsbange erschrecken.

Der Empfang, welchen die Fallersteins Altenbrugk bereiteten, war ein herzlicher und natürlicher. Man setzte sich, und der Fürst brachte seine Einladung vor.

In dem Geiste der Baronin Fallerstein, zu dessen Schattenseiten Unentschlossenheit nicht gehörte, stand sogleich das Eine fest, daß nur, was der Jurist eine vis major nennt, d. h. ein Erdbeben, ein plötzlich erklärter Krieg, eine Feuersbrunst,

oder etwas dergleichen sie abhalten könne, den Ball der jungen Herren zu besuchen; allein sie fand es süß, sich bitten zu lassen — begegnete es ihr doch so selten! —

„Wir sind schon so viel ausgegangen diesen Winter“ . . . begann sie zögernd. „Es war wirklich recht animiert,“ schaltete sie mit einem verzückten Augenaufschlag ein . . . „Man ist etwas müde zuletzt . . . doch, wenn Micky will! . . . ich opfere mich, wie immer.“

„Ich, Mama?“ frug Micky und ihr Blick sprach alle Befremdung und den ganzen Vorwurf aus, den ihre Lippen verschwiegen.

Doch die „Baronin Mutter“ ließ sich durch einen bloßen Blick nicht aus der Fassung bringen. „Ja, natürlich Du!“ betonte sie. „Meinetwegen gehen wir doch nicht aus, das kann sich die Durchlaucht denken. Wenn ich einmal wo bin, freilich, amüsiere ich mich so gut es eben geht. Leben und leben lassen — das ist meine Lebensphilosophie. Ich finde immer noch ein paar gute alte Freunde, die lieber lachen, als Trübsal blasen und sich gerne mit mir von den alten Zeiten unterhalten . . . Sie werden mir darin Recht geben, Prince, ein guter Humor ist der größte Schatz, den man im Leben besitzen kann. Er hilft über alles hinweg. Mein Gott, wo wäre ich ohne ihn! . . . Kennen Sie den Grafen Schwips? Ein Regimentskamerad meines Mannes. Er war der beste Tänzer seiner Zeit und würde auch noch jetzt vorzüglich walzen, wenn er nicht so schnell außer Atem käme . . . Wir tanzten immer nur Sechsschritt; es macht sich das viel besser, als das sinnlose Gerase von heutzutage. Er war zweimal verheiratet; leider beide Male sehr unglücklich. Seine erste Frau war eine geborene . . . . Warten Sie!“ . . .

Hier drohte die „Baronin Mutter“ den Faden der Logik vollends und auf immer zu verlieren; doch Baron

Fallerstein brachte das Gespräch schnell wieder in das richtige Fahrwasser.

„Es wäre sehr wenig artig," sagte er, „wenn Ihr die freundliche Einladung der jungen Herren nicht mit Dank annehmen wolltet."

„Es liegt mir sehr viel daran, daß gerade Sie kommen, Baronin Micky," wandte der Fürst sich mit leiserer Stimme direkt an diese.

Micky glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen; es war ihr, als thäten sich plötzlich vor ihr die Pforten des Paradieses auf und als töne ihr daraus die Stimme eines rufenden Engels entgegen. Sie senkte den Blick, ihr Herz schlug lauter, aber sie antwortete nicht.

Der Fürst gewahrte ihre Bewegung und suchte daraufhin, den Sinn seiner etwas ungewöhnlichen Rede abzuschwächen.

„Sie wissen ja, wie gerne ich mich mit Ihnen unterhalte," warf er hin. „Seit Sie nicht mehr ausgehen, tanze ich weder Quadrillen, noch Kotillons."

„Das ist aber wirklich zu schmeichelhaft!" — rief die Baronin Mutter im Tone der tiefsten Überzeugung und warf der Stieftochter einen Blick zu, der in Worte übersetzt etwa gelautet hätte: „So rede doch, Du Gans!"

„Haben Sie sich gut hier amüsiert?" frug Baron Fallerstein den Fürsten.

Die Baronin wurde ganz elegisch bei dieser Frage. „Man amüsiert sich nicht mehr, wie zu unserer Zeit, Heinrich," seufzte sie. „Damals war alles anders; ganz anders! . . . (Die ganze Verschiedenheit bestand darin, daß es eben ihre Zeit war.) „Man war so harmlos und genügsam! . . Ich habe mein weißes Mousselinballkleid — weißt Du, Heinrich, das mit den Rosaschleifen, in dem Du mich zum erstenmale sahest — wenigstens sechsundzwanzigmal getragen. Es war

waschbar. Einfachheit ist doch der schönste Schmuck einer Frau!" rief sie begeistert aus und griff dabei nach ihrem Haupte, auf dem inzwischen eine ganz kleine Straußenfeder aufgestanden war und sich neugierig unter dem krautsblattartigen Kopfschmuck hervordrängte. „Der übermäßige Luxus, die großen Ansprüche und die Extratouren untergraben noch die ganze Gesellschaft. Finden Sie nicht?"

Fürst Altenbrugk gab sehr zerstreut seine Zustimmung zu dieser Theorie. Er hatte dem kleinen Vortrag der Baronin nicht die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt und lediglich darauf gewartet, daß sie eine Pause eintreten lassen werde, um während derselben das Wort an Micky richten zu können, welche das einfache Hauskleid, das sie trug, ungemein viel besser kleidete, als ihre gewohnten, immer etwas „chiffonierten" Ballanzüge.

„Darf man wissen, was Sie gelesen haben?" frug er, indem er das Buch an sich nahm, das vor ihr lag und einen Blick auf den Titel warf.

„O, sie liest noch die ganze Leihbibliothek aus," kommentierte die Baronin. „Es ist jammerschade um die schöne Zeit, wir sind mit so vielen Besuchen im Rückstand."

„Die Damen der Gesellschaft lesen im allgemeinen wenig, nicht wahr?" erkundigte sich Altenbrugk.

„Blutwenig!" bestätigte der Baron, der nicht sonderlich gut auf die Hofgesellschaft zu sprechen war.

„Aber, lieber Heinrich, wo sollen sie denn die Zeit hernehmen?" verteidigte sie die Baronin. „Auch für sie hat der Tag nur vierundzwanzig Stunden; sie müssen Besuche machen und an ihre Toilette denken. Man hat so viele Verpflichtungen . . . Und wie abscheulich diese Leihbibliothekbücher meistens aussehen und duften! . . Fi donc! Ich kannte eine Dame" . . .

Abermals stürzte Baron Fallerstein sich unerschrocken

mitten in den Redestrom seiner Gemahlin. „Man kann auch Bücher kaufen,“ sagte er. „Ich habe freilich Schlösser besucht, die mit verschwenderischer Pracht ausgestattet waren und allen und jeden Komfort enthielten, mit einziger Ausnahme eines Bücherschrankes, oder gar einer Bibliothek, wo nicht eine solche mit alten Scharteken aus dem vorigen Jahrhundert stehen geblieben ist.“ . . .

„Und doch,“ ergriff jetzt Micky das Wort, „könnte ich mir nichts Reizenderes denken, als eine gute Bibliothek in einem alten Schlosse auf dem Lande; einen stillen Raum, in dem man die Geister aller Zeiten citieren und bei sich empfangen kann, so lang und so kurz als man will. . . Wenn man viele Bücher hat, braucht man wenig Menschen.

Altenbrugk hatte sich durch die Äußerung des Baron Fallerstein getroffen gefühlt; nun ging er mit einer bei ihm ungewöhnlichen Lebhaftigkeit auf die Ideen Mickys ein. „Die Bücher müßten möglichst gleich gebunden und in großen Wandschränken aus geschnitztem Eichenholz untergebracht sein.“ „Welche sind ihre Lieblingsschriftsteller?“ wandte er sich dann an Micky.

„Göthe!“ — antwortete statt der Stieftochter die Baronin, die nie etwas las, um sich interessant zu machen.

Aber Micky schüttelte den Kopf dazu. „Ich habe einen herzlich schlechten Geschmack,“ sagte sie, „und lese am liebsten spannende englische Romane.“

Auch diese Äußerung mißfiel dem Fürsten nicht; er selbst war ganz unbelesen, ja fast ohne literarische Bildung und fürchtete schon darum nichts mehr, als die falsche Überlegenheit und den eitlen Dünkel einer oberflächlichen Institutsweisheit.

Als er dann endlich aufgebrochen war, rieb Baron Fallerstein sich vergnügt die Hände und küßte seine Tochter auf beide Wangen, ohne sich darüber zu erklären, was ihn zu

Äußerungen einer so stürmischen Zärtlichkeit hinriß. „Wahrscheinlich eine seiner Wahnideen," meinte die Baronin, die ihn zu kennen behauptete, wie ihre Tasche. — Allein Baron Fallerstein blieb undurchdringlich und wandte sein Nachdenken jetzt dem „Menü" zu, das man dem Fürsten vorsetzen werde, wenn er, wie er es versprochen hatte, einmal zum Abendessen „à la fortune du pot" erscheine. Seine so ergiebige Phantasie war gerade in diesem Punkte sehr schöpferisch, denn er war Feinschmecker und lange Jahre einer der erprobtesten culinarischen Beiräte der Offiziersspeiseanstalt.

Von allem Anfang an stand es fest, daß man den Besuch des Fürsten doch nicht so ganz dem bekanntlich oft tückischen Zufall überlassen könne. Die Baronin Mutter stellte in Aussicht, sie wolle eine Karte „lancieren", die nichts enthielte, als: „La Baronne de Fallerstein sera chez elle le jeudi à 7 h;" aber der Baron bemerkte dagegen, daß dies nur bei ganz großen Routs üblich sei; sie möge dem Fürsten „mit ihrer reizenden kleinen Hand" lieber ein Billet schreiben: „Wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, kommen Sie Donnerstags abends 7 Uhr zu uns zum Thee." Dies fand nun aber wieder Micky furchtbar banal und so kam man schließlich überein, der Baron möge dem Fürsten nur „ganz en passant" im Klub sagen, seine Damen seien Donnerstags abends zu Hause und würden sich sehr freuen, ihn zum Thee zu sehen.

Diese Mission wurde dem Baron indessen erst anvertraut, nachdem er feierlich gelobt hatte, die in Aussicht genommenen Speisen und die Art ihrer Zubereitung in seinem Hause nicht vorher anpreisen zu wollen. Er entledigte sich denn auch seines Auftrages so diplomatisch, als möglich, konnte sich aber doch nicht enthalten, dem Fürsten streng vertraulich mitzuteilen, daß soupiert werde und daran eine kleine, aber sehr gediegene

Abhandlung über die Speisestunden bei den verschiedenen Völkern und Gesellschaftsklassen zu knüpfen.

Der Fürst folgte gerne der an ihn ergangenen Einladung. Wenn er auch in Bezug auf Micky keine bestimmten Pläne hatte, so war es ihm doch angenehm, sie näher kennen zu lernen. Wie hatte doch seine Mutter gesprochen, bevor sie ihn auf die Brautschau ausgesandt? Man kennt ein Mädchen nicht, das man bloß im Ballsaal gesehen hat. Die Kronleuchter eines Ballsaales werfen ein blendendes, aber trügerisches Licht. Noch gibt es eine Reihe anderer Beleuchtungen, in denen man einen weiblichen Charakter beobachtet haben muß, um sein Wesen zu erkennen ... Da ist die grelle, jeder Illusion feindliche Helle des Alltags, der trauliche Lampenschimmer im Familienkreise, das Zwielicht kummervoller Stunden ... Und als er dann gefragt hatte, welche von diesen verschiedenen Beleuchtungen im Zweifel denn die entscheidende sei, hatte die Fürstin nicht sogleich geantwortet, aber schließlich einräumen müssen, daß man die Gefährtin seines Lebens häufiger und länger im erbarmungslosen Lichte des Alltags und beim traulichen Lampenscheine trifft, als unter den flimmernden Kerzen eines Ballsaales.

Micky waltete im häuslichen Kreise wie eine Fee; hier war sie auf ihrem Platze, hier ruhte kein Schatten der Geringschätzung auf ihr; ja sie schien Allen überlegen, denn alle Fäden des kleinen Haushaltes liefen in ihrer Hand zusammen und alle dienstbaren Geister erholten bei ihr ihre Weisungen.

Baron Fallerstein war der angenehmste, jovialste Wirt, den man sich denken kann und verbreitete, wie die meisten Optimisten eine Atmosphäre von Wohlbehagen und Harmlosigkeit um sich. Er ließ alle Menschen für das gelten, für was sie sich ausgaben, schwärmte für Einige und entdeckte einige leidliche Seiten sogar an den Verwerflichsten. Es fehlte ihm

im allgemeinen keineswegs an Verstand und Urteil, aber, wie es Leute gibt, welche des musikalischen Gehörs bar sind, so gibt es auch solche — ach, es sind dies nicht einmal die beklagenswertesten! — welche für die Mißtöne und falschen Akkorde in den Charakteren und in dem Wesen ihrer Nebenmenschen taub sind. Mit anderen Worten: Baron Fallerstein besaß auch nicht eine Spur von Menschenkenntnis, die ja viel weniger ein erlernbares Wissen und ein verstandesmäßiges Beurteilen, als vielmehr ein instinktives Fühlen und ein selbstwirkendes Beobachten zu ihren Ausgangspunkten hat.

Besonders dem schönen Geschlecht gegenüber war er von jeher unglaublich schwach und widerstandslos gewesen. Wenn er im übrigen auch alle Damen verehrte, so hatte er doch Grade der Schwärmerei und teilte das ganze schöne Geschlecht in Engel ohne, mit einem oder mit zwei Flügeln ein, wie etwa die Stabsoffiziere seiner Zeit je nach ihrem Rang ein oder zwei Epauletten trugen. Auf die Anciennetät dehnte er freilich den Vergleich nicht aus.

Viele bemitleideten sein Los, an der Seite einer solchen Gattin leben zu müssen, man frug sich, wie er, ein Mann von so viel natürlicher Distinktion sie überhaupt ertragen könne und weshalb er sich nicht von ihr scheiden lasse. Allein diese irrten sehr. Das Glück darf nicht objektiv beurteilt werden; es ist etwas rein Subjektives und besteht nur in der Vorstellung jedes Einzelnen. Baron Fallerstein, weit entfernt, unter seiner Gemahlin zu leiden, liebte sie aufrichtig und widmete ihr eine Art von stetem galanten Ritterdienst. Er war eine zu dankbare Natur, als daß er ihr je hätte vergessen können, daß sie ihm einst vor einem finanziellen Schiffbruch Ehre und Ansehen hatte retten helfen. Auch als das Muster einer Stiefmutter galt sie ihm, weil sie manchmal Micky als kleines Mädchen aufgeputzt hatte, um mit ihr zu prunken. Und als

er später sah, daß in dem Verhältnisse zwischen Beiden eine wirkliche Herzlichkeit niemals aufkommen konnte, war er schnell mit der Erklärung bei der Hand, es sei dies nichts anderes, als eine kleine Eifersucht auf ihn. Die Lächerlichkeiten der Baronin schmolzen in seinen Augen zu winzigen Sonnenfleckchen zusammen und ihre kleinen Tugenden leuchteten vor ihm wie Fackeln. Er wurde nie müde, ihren schönen Arm, ihr Gedächtnis, ihren praktischen Sinn zu rühmen und behauptete einer ganzen Generation ins Gesicht, die sich vom Gegenteil zu überzeugen Gelegenheit gehabt hatte, seine Frau sei in jungen Jahren eine vollendete Schönheit gewesen.

Im Zusammenhang mit diesem Ideenkreis stellte er auch die allerdings nur scherzhaft gemeinte Fiktion auf, sein alter, sechzigjähriger Hausfreund Major von Wiedenthal sei sterblich und hoffnungslos in die Baronin verliebt und es gehörte zu seinen stehenden Witzen, ihn mit einer Rechenschaftsforderung hiewegen zu bedrohen.

Herr von Wiedenthal war von Jugend auf mit Baron Fallerstein befreundet gewesen und bei der Unselbständigkeit und Schwerfälligkeit seines Wesens immer von ihm beherrscht worden. Es war ihm nicht möglich gewesen, es getrennt von seinem Freunde im Dienste auszuhalten, obwohl übergroße Korpulenz ihn keineswegs zum Rücktritt genötigt hätte. Von jeher hatte er seinen etwas pedantischen Geist mit historischen Detailforschungen beschäftigt und schließlich die Geschichte seiner Familie und die anderen Adelsgeschlechter zu seiner Spezialität erwählt. Er war nicht wenig stolz darauf, daß in der Zeitschrift eines historischen Vereines seine Abhandlung „über die reichsritterschaftliche, uralt-adelige Freiherrliche Familie von Wiedenthal" zum Abdruck gelangt war, obgleich sie vielleicht niemals ein menschliches Wesen, am wenigsten sein intimster Freund Baron Fallerstein trotz aller Bitten des Verfassers ge-

lesen hatte. Dies verhinderte aber den letzteren nicht, die „auf streng kritischen Forschungen" beruhende Abhandlung als „einen Ritterroman älteren Stiles zu bezeichnen und „sobald er dazu komme" eine Gegenschrift in Aussicht zu stellen, welche den Titel tragen sollte: „Die Wahrheit über die nicht ritterschaftliche, nicht uralt-adelige und nichtfreiherrliche Familie von Wiedenthal."

Als man zu Tische ging, bot Altenbrugk Micky den Arm, während der Major die Baronin Mutter führte.

„Sie sind sehr bescheiden," scherzte Baron Fallerstein zu dem Fürsten gewandt. „In Wahrheit hätten Sie Anspruch gehabt, auf den schönsten Arm der Residenz; aber Othello gönnt ihn Ihnen nicht. So nimm Dich wenigstens zusammen, lieber Wiedenthal und bedenke, daß Du Deinen grauen Haaren und der Tugend das erhabene Schauspiel einer allerdings fast übermenschlichen Selbstbeherrschung schuldest."

„Ach, was redest Du wieder dummes Zeug," unterbrach ihn die Baronin, indem sie den Kopf graziös zu ihm hin bog.

„Verzeihe mir, wenn ich eine kleine Indiskretion beging, meine Theuerste, rechtfertigte sich der Baron. „Aber ich war dem Fürsten diese Erklärung schuldig, die ich ihn übrigens bitte, als eine streng vertrauliche zu betrachten."

Man setzte sich zu Tische. Die Baronin präsidierte, aber auch hier hatte Micky überall die Augen und ihr allein war es offenbar zu danken, daß Alles leidlich von statten ging.

Baron Fallerstein war immer gut gelaunt, wenn er bei Tische saß, aber an jenem Abend übertraf er sich entschieden selbst. Er erzählte die schnurrigsten Geschichten von der Welt und sein lautes Lachen hatte einige Ähnlichkeit mit der Fidel im Mährchen, die Alle tanzen machte — Alle mußten mitlachen, sie mochten wollen, oder nicht. Nur zuweilen unterbrach er sich, um den Major, wenn er sich zu der Baronin

neigte, um ihr etwas anzubieten, oder mit ihr zu sprechen, zuzurufen: „Lieber Wiedenthal, das sind ganz französische Sitten!“ „Lieber Wiedenthal, wenigstens nicht vor der Welt!“ „Lieber Wiedenthal bedenke, daß es eine sehr scharfe Forderung werden müßte!“ —

Die Baronin verzog bei dergleichen Äußerungen ihres Gatten stets das Gesicht und verwies sie ihm im Tone halber Kränkung, aber man sah ihr dabei an, wie sehr es ihr schmeichelte, und sei es auch nur im Scherze, noch Gegenstand der Eifersucht zu sein.

Major von Wiedenthal seinerseits machte vergebliche Versuche, sich etwas ergiebiger an der Unterhaltung zu beteiligen; es gelang ihm höchstens, so oft eine adelige Familie genannt wurde, ihre Wappenfiguren und das Datum ihres ersten Auftretens in der Geschichte einzuschalten, wenn er aber versuchte, sich etwas weiter über sein Lieblingsthema zu verbreiten, wurde er von Baron Fallerstein sofort aufgefordert: „Laß doch die Todten ruhen, lieber Wiedenthal!“ und es lag dann soviel Strenge im Tone des Freundes, daß er immer errötend verstummte.

Altenbrugk entging nichts von dem allem, obgleich er sich hauptsächlich mit Micky beschäftigte und dieselbe einem kleinen Examen über Fragen und Ansichten unterwarf, die ihm vor anderen am Herzen lagen. Er fühlte sich von dieser heiteren, harmlosen Unterhaltung, ja selbst von dieser Karrikatur eines ehelichen Glückes angeheimelt.

Den Thee nahm man im Salon. Noch stand das Piano offen. „Ich bitte Dich,“ sagte der Baron, den der Wein etwas sentimental gemacht hatte, „spiele mir mein Lieblingsstück.“

„Aber, Papa, Fürst Altenbrugk ist sicher zu verwöhnt, um an meinem Geklimper Gefallen zu finden.“

„Geklimper! Ich bitte Dich, verleumde meine Tochter nicht! — Sie spielt vorzüglich, Fürst, und es ist ein Genuß, ihr zuzuhören. Ich liebe im übrigen das Klavier durchaus nicht, und finde, daß es das elendeste Hackbrett ist, das man sich denken kann, wenn man es seelenlos bearbeitet. Laß Dich nicht lange bitten, spiele die Gavotte Louis XIII. oder etwas dergleichen! . . . Lieber Wiedenthal habe die Güte, nicht inzwischen der Baronin Fallerstein Erklärungen zuzuflüstern, die sie nicht anhören darf!“ —

Micky ließ sich denn auch nicht länger bitten; sie setzte sich ans Klavier und spielte recht leidlich einige Stücke. Altenbrugk, der nicht musikalisch war, fand, daß sie eine vollendete Virtuosin sei und dachte daran, wie reizend es sein würde, wenn sie mit seiner Mutter vierhändig spielte.

Die Baronin saß äußerst huldvoll auf dem Diwan und kam sich in ihrem grünen Kleid mit den gelben Tupfen sehr distinguiert vor. Wenn sie das Wort an Altenbrugk richtete, schmückte sie ihre Sätze durch die etwas verschwenderische Anbringung der Anrede: „Prince!“ wobei sie stets den Nasenlaut stark markierte und den Mund spitzte, als wolle sie einen eben vorüberziehenden Zephyr küssen. Altenbrugk fing nichts destoweniger an, sich auch mit ihrem Wesen etwas besser zu befreunden und zu finden, daß sie im Grunde eine recht gute Frau sei. Sie hatte nach Beendigung von Mickys Vortrag erwähnt, daß ihre selige Mutter die hervorragendste Harfenspielerin ihres Jahrhunderts gewesen sei und daran eine sehr detaillierte Biographie dieser würdigen Dame nebst der vollständigen Liste aller derjenigen Herren gereiht, die sich aus Liebe zu ihr beinahe Kugeln vor die Köpfe geschossen hätten, „später“ aber äußerst merkwürdige Lebensschicksale hatten und sehr zahlreiche Familien hinterließen.

Es gehörte indessen dermaßen zu den Gepflogenheiten

der Familie Fallerstein, den weitverzweigten Erzählungen der Baronin eine nur sehr geteilte Aufmerksamkeit zu schenken, ja sie gewissermaßen als Monologe zu betrachten, daß selbst Major von Wiedenthal sich gestattete, mitten in der Erzählung seiner angeblichen Flamme Altenbrugk beiseite zu nehmen, um ihn zu fragen, ob er nicht wisse, wer die zweite Frau seines Ahnen des Fürsten Bernhard Claudius (1340—1385) gewesen sei. Er habe es trotz eifriger Nachforschungen niemals herausbringen können und glaube daher die Vermutung hegen zu dürfen, daß sich hier vielleicht eine kleine Mißheirat in den sonst so tadellosen Altenbrugk'schen Stammbaum eingeschlichen habe.

Den Fürsten, der sich nie eingehender mit seiner Familiengeschichte beschäftigt und daher keine Ahnung von dem Fürsten Bernhard Claudius und dessen zweiter Gemahlin hatte, setzte diese Frage einigermaßen in Verlegenheit, so daß der Major, der seine Verwirrung falsch deutete, ihn mit der Versicherung beruhigen zu sollen glaubte, die Sache habe insofern nicht besonders viel auf sich, als die „fragliche" Ehe kinderlos geblieben sei.

Auch Baron Fallerstein kam dem Fürsten zu Hilfe, indem er ihm recht vernehmbar zuflüsterte: „Wiedenthal sei ein seelenguter Mensch, aber erzlangweilig, wenn er sein Steckenpferd reite." Doch der Major, dem nur das erste Wort schwer zu fallen schien, ließ sich nicht mehr zurückhalten; „er kletterte," wie sein Freund Fallerstein sich ausdrückte, „von Zweig zu Zweig dieses Stammbaumes" und zeigte eine überraschende Kenntnis der Altenbrugk'schen Familiengeschichte und der hervorragendsten Familienmitglieder der alten Zeit. Er erzählte von Paladinen, die in den Kreuzzügen in türkische Gefangenschaft geraten waren, von Dynasten, welche den Kaisern selbst Trotz geboten hatten, von Staatsmännern, welche ihre längst vergessenen Namen unter bald gebrochene Verträge hatten

setzen dürfen. Der alte Herr kam dabei ganz ins Feuer und alle hörten ihm zuletzt mit Aufmerksamkeit zu.

Altenbrugk war es keineswegs unangenehm, in Mickys Gegenwart erzählen zu hören, wie seine Vorfahren tapfer, kühn und standhaft, stolz nach oben und milde nach unten gewesen waren. Keine Wolke trübte für ihn den Eindruck dieses Abends; es waren in seinen Augen die angenehmsten Stunden, die er bisher in der Residenz zugebracht hatte.

Wenige Tage später fand der Ball „der jungen Herren" statt. Die ganze Hofgesellschaft war in Bewegung, denn sehr viele Familien waren dabei durch ihre Söhne beteiligt und betrachteten daher das volle Gelingen gerade dieses Festes gewissermaßen als Ehrensache. Die glänzendsten Toiletten waren für diesen Abend ersonnen worden; an die Tänzer aller Jahrgänge war das letzte Aufgebot ergangen und die ergrautesten Exzellenzen hatten beschlossen, hier ihre Sterne schnuppen zu lassen. Der Hof war geladen und hatte sein Erscheinen zugesagt. Schon rasselten die Karossen des Adels schwer und geräuschvoll durch die schmutzigen Straßen der Residenz; eine lange, lange Reihe von Wägen, aus deren Fenstern es wie weiße Wolken schimmerte, mit ungeduldig scharrenden Rassepferden stand vor dem Hotel, von dessen Portal aus ein teppichbelebter Weg zwischen Lorbeerbäumen, Palmen und anderem Glashausgrünzeug in einen Vorsaal führte, dessen Spiegel bis zur Erde herabreichten.

Hier empfing das Ballkomitee seine Gäste. Die Baronin Fallerstein erschien als eine der ersten auf dem Platze. Baron Flips erklärte das scharlachrotseidene Kleid, das sie für diesen Anlaß gewählt hatte, nicht ganz mit Unrecht: „d'une grande impénitence finale", aber es war Übertreibung, wenn er ferner behauptete, sie habe an jenem Abende als Kopfputz einen

ihr von dem ethnographischen Museum bereitwilligst überlassenen Indianerschmuck getragen.

Auch Micky hatte dieses Mal auf ihren Anzug mehr Sorgfalt verwandt, als je zuvor, denn sie sah entschieden zu ihrem Vorteil verändert aus. Als Altenbrugk ihr entgegentrat, errötete sie etwas und legte schüchtern ihre Hand in die seine.

Die Baronin Mutter drängte sich in demselben Augenblick ungestüm zwischen die Beiden und verkündete laut, daß sie noch die dritte Quadrille frei habe, „für den Fall, daß einer der Herren eine solche suchen sollte“.

Altenbrugk versicherte, daß er nicht ermangeln werde, die Tanzlustigen auf diesen höchst vorteilhaften Umstand aufmerksam zu machen. Dann führte er Micky aus dem Bereich ihrer stürmischen Stiefmutter und frug sie: „Und Sie, Baronin, was haben Sie noch frei?“ Er sprach ganz leise, gleich als ob er eine streng vertrauliche Mitteilung mache und eine solche erwarte.

Über Mickys Gesicht flog ein wehmütiges Lächeln hin, und sie reichte ihm schweigend ihre noch ganz leere Tanzkarte.

„Darf ich um den Kotillon bitten?“ frug er.

Ihr Herz frohlockte, aber sie nickte nur leicht mit dem Kopfe und trug seinen Namen mit einer Deutlichkeit in ihre Tanzkarte ein, als ob die größte Gefahr bestünde, daß sie ihn vergessen könne.

In diesem Augenblick rauschte Lara in den Saal. Sie war etwas bleich, aber schöner, glänzender, vornehmer, denn je, als sie jetzt an Altenbrugk vorüberschritt und mit einer kaum sichtbaren Kopfbewegung seinen zeremoniellen Gruß erwiderte. Seit ihrem letzten Streit mit dem Fürsten und ihrer nur äußerlichen Versöhnung mit ihm hatte sie manche böse Stunde verlebt. Die Reue war über sie gekommen, die brennende quälende Reue, die man über ein verscherztes Glück empfindet; es war vor ihr gelegen; sie hätte nur die Hand darnach aus-

zustrecken gebraucht — und sie hatte es von sich gestoßen. Nun, da der Fürst ihr fern gerückt war, erschien er ihr begehrenswert und, insoweit sie überhaupt der Liebe fähig war, liebte sie ihn. Was sie noch aufrecht erhielt, war eine geheime, aber zähe Hoffnung, daß die Aufmerksamkeiten, welche er Micky Fallerstein erwiesen hatte, nichts anderes waren, als ein Spiel, als ein Versuch, sie eifersüchtig zu machen. Sie konnte es nicht glauben, daß man ihr, der erklärten Schönheit, der reichsten Erbin des Landes, der Königin aller Feste — das „Schreckhorn" vorziehen könne. Von Tag zu Tag sah sie daher auch der Umkehr des Fürsten zu ihr entgegen und je mehr sich der Karneval seinem Ende zuneigte, um so lebhafter, um so ungeduldiger wurde ihre Erwartung.

Der Ball der jungen Herren bot ihm vielleicht die letzte Gelegenheit, sich ihr wieder zu nähern. Sie hatte denn auch im Stillen darauf am meisten gerechnet und vermochte kaum die innere Bangigkeit, die sie erfüllte, vor der Welt zu verbergen. Im übrigen hatte sie bei sich beschlossen, Micky gegenüber „großartig" zu sein, was auch geschehen möge, sei es, daß sie ihr Mitleid hervorriefe, sei es, daß der Fürst in der That so verblendet wäre, sie ihr vorzuziehen. Leider ging die Ausführung dieses Entschlusses über ihre Kräfte. Als sie die so tief verachtete Rivalin bei ihrem Eintritt an der Seite des Fürsten erblickte, als ein rascher Blick sie belehrte, daß in Mickys äußerer Erscheinung eine leichte Veränderung zu ihren Gunsten vorgegangen war, da vergaß sie schnell ihre guten Vorsätze; ihre Lippen kräuselten sich höhnisch, sie trat zu Micky heran, blickte blinzelnd auf sie herab und sagte: „Nun, ich gratuliere, ma chère!"

„Wozu?" frug Micky erblassend.

„Dazu, daß Du meine Nachfolgerin als Spielzeug hochfürstlicher Launen geworden bist." —

Sie sagte es so laut, daß der Fürst es hören mußte; er sah auch, wie Micky erblaßte und mit einer unwillkürlichen Bewegung der Abwehr die Hand erhob. —

Es sind oft kleine, unscheinbare Vorkommnisse, welche in inneren Kämpfen den Ausschlag geben, welche die Wagschale des Entschlusses sinken machen und dem immer wieder zögernden und schwankenden Willen endlich den Weg der Umkehr abschneiden. So ein Vorkommnis bildete in der Seele Altenbrugks Laras Verhalten gegen Micky. Wohl fühlte er sich von der ersten Begegnung an mächtig zu dem Aschenbrödel der Gesellschaft hingezogen, wohl schien vor ihm ein Weg zu liegen, der ihn mit der Gewalt der Notwendigkeit zu ihr und nur zu ihr hinführte; aber viele Bedenken hemmten noch seinen Fuß, er warf beständig Rück- und Seitenblicke und hatte ein lebhaftes Verlangen nach Aufschub. Auch auf den Ball der jungen Herren war er keineswegs in der Absicht gegangen, eine Entscheidung herbeizuführen. Aber Laras Auftreten empörte ihn; er fühlte sich durch sie herausgefordert zum Schutz der Bedrängten, zur öffentlichen männlichen Anerkennung seiner Neigung.

Ohne ein Wort zu sagen, bot er Micky den Arm, um sie von Lara hinweg in den Ballsaal zu geleiten.

Als sie den glänzenden Raum betrat, sah Micky sich zum erstenmale, seit sie ausging, von einer Schar tanzlustiger junger Herren umgeben, die sich alle sehr begierig zeigten, einen Tanz von ihr zu erlangen. Es war dies die Folge einer kleinen Verschwörung Altenbrugks, der es in einer der Sitzungen des Ballkomitees mit Nachdruck, als Pflicht der Veranstalter des Balles erklärt hatte, dafür zu sorgen, daß keine der geladenen Damen ohne Tänzer bleibe. Außerdem suchten die besseren Freunde des Fürsten, seit sie beobachtet hatten, wie viel Gewicht er darauf legte, ihm auf diese Weise einen Beweis ihrer Sympathien zu geben.

Micky ahnte wohl, daß sie diesen ungewöhnlichen Eifer nur dem Umstand verdanke, daß der Fürst sie auszeichnete; allein dieser Gedanke hob mehr ihr Selbstgefühl, als daß er es kränkte. Sie hatte ihre Schüchternheit an jenem Abend fast ganz überwunden und kam mit immer gleicher Liebenswürdigkeit allen Anforderungen nach, die an sie gestellt wurden. Dann überließ sie sich fast willenlos dem allgemeinen Strudel und tanzte wie in einem Taumel, die Erwartung von etwas Großem im Herzen.

Altenbrugk schien ganz von den Obliegenheiten seiner Funktion als Mitglied des Ballkomitees in Anspruch genommen zu sein; er empfing Hoheiten auf der Treppe und tanzte Quadrillen mit Prinzessinnen von Geblüt.

Micky wagte kaum die Blicke nach ihm hinzulenken, denn er erschien ihr schöner und ritterlicher, als je zuvor. Er hatte zur Feier des Abends zum erstenmale Offiziersuniform angelegt und in seiner ganzen Haltung und in seinem Auftreten prägte sich jetzt eine gewisse Festigkeit aus, die Festigkeit, welche ein nach einem schweren Zweifelskampfe gefaßter beglückender Entschluß gibt.

Auch beim Souper saß er fern von Micky und nur einmal ruhten seine klaren blauen Augen fest und lange auf ihr, während er ein Glas schäumenden Sektes an die Lippen setzte und es bis auf die Neige leerte.

Micky lachte und scherzte mehr bei Tische, als es sonst ihre Gewohnheit war. Allein sie war dabei doch zerstreut und wie momentan geistesabwesend. Auch schien sie es ganz zu übersehen, als die Tänzer sich wieder in den Ballsaal begaben, denn sie erschrack ganz, als der Fürst plötzlich vor ihr stand, um sie zum Kotillon abzuholen.

„Ich bin eigentlich todmüde,“ klagte sie, indem sie die Fingerspitzen in seinen Arm legte. „Wahrscheinlich, weil

ich es nicht gewohnt bin, so viel zu tanzen, wie diesen Abend?“

„So werden wir den Kotillon sitzen, wenn Sie wollen,“ entgegnete er. „Ich habe ohnedem mit Ihnen zu reden, Baronin,“ setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu.

Ihr Herz begann hörbar zu schlagen; es flimmerte ihr vor den Augen; aber sie fragte nicht nach dem, was er mit ihr zu reden habe. War es die Angst vor etwas Schrecklichem, was ihr die Zunge band, war es das Gefühl der stillen Wonne, mit der man sich möglichst lange die Erwartung kommenden Glückes erhält? —

„Wissen Sie noch,“ hub er, als sie Platz genommen hatten, an, „daß ich einst bei einem Kotillon Ihre Bekanntschaft gemacht habe?“

„Ich werde es nie vergessen!“

Die ersten Takte eines einschmeichelnden Walzers von Strauß ließen sich vernehmen, als plötzlich der Vorstand des Ballkomitees, Baron Stahren, atemlos auf Altenbrugk zugeeilt kam. „Die Gräfin Lara hat keinen Kotillontänzer,“ rief er.

„Ah!“ — machte der Fürst mit etwas gespielter Gleichgültigkeit!

„Sie ist die einzige Komtesse ohne Tänzer; die Sache ist sehr auffallend.“

In der That, Lara stand einsam und verlassen in einer Ecke, umgeben von der schauerlichen Leere, welche die Ballschönen so sehr fürchten.

„Was kann ich dabei?“ frug der Fürst.

„Sie hatte Ihnen, wie es scheint, den Kotillon aufgehoben.“

„Mir?“

„Sie haben ihn ja früher immer mit ihr getanzt.“

Dies war eine Bosheit von Baron Stahren. Micky ging es wie ein Stich durchs Herz; sie senkte die Blicke, aber dieses Mal schien sie ihren Platz nicht freiwillig zu Gunsten einer anderen aufgeben zu wollen und wenn ihre Haltung eine Besorgnis ausdrückte, so war es die, ein unvorhergesehenes Ereignis könne Altenbrugk von ihrer Seite reißen.

Der Fürst fixierte den Vorstand des Ballkomitees lange und herausfordernd. „Sie sehen doch, daß ich bereits engagiert bin,“ sagte er endlich streng.

Baron Stahren zog sich achselzuckend zurück, um seine fruchtlosen Forschungen nach einem Kotillontänzer für die „erste“ Komtesse der Gesellschaft fortzusetzen.

Lara hatte in der That den Kotillon nicht vergeben in dem Wahne, Altenbrugk werde sich endlich eines Besseren besinnen und auf einem Balle, welcher die jungen Herren zu einer erhöhten Galanterie gegen ihre Gäste verpflichtete, zu den alten Gepflogenheiten zurückkehren. Als sie sich überzeugt hatte, daß dies keineswegs der Fall war, stieg ihre Entrüstung von Minute zu Minute. Sie verlangte ungestüm nach dem Wagen, aber der Wagen war zu so früher Stunde nicht befohlen, und so mußte sie denn bleiben und über sich ergehen lassen, was sie als eine tiefe Schmach empfand. Ihre Mutter saß zitternd neben ihr und schien auf das Äußerste gefaßt zu sein. Doch sieh! — da winkte ja Rettung; — sichere Rettung, so schien es. —

„Baron Flips! Baron Flips!“ — rief die alte Gräfin so laut, daß Viele den Kopf nach ihr umwandten.

Flips näherte sich langsam und blickte sie fragend an.

„Tanzen Sie nicht Kotillon?“ frug die Gräfin etwas kleinlaut infolge seiner ablehnenden Haltung, indem sie mit den Augen fast schüchtern auf die Tochter hinwies.

Flips überschaute die Situation schnell und schien sich

an Laras Verlegenheit zu weiden. Sie hatte nur ein einziges Mal und zwar nur in einem ähnlichen Notfalle Kotillon mit ihm tanzen wollen; jetzt schien die Stunde der Rache für ihn geschlagen zu haben.

„Nein,“ sagte er langsam, „ich finde es amüsanter, zuzusehen.“ Dann wechselte er einen Blick des Hasses mit Lara und entfernte sich rasch, gleich als sei es nicht rühmlich, in der Nähe einer sitzen gebliebenen Tänzerin zu verweilen.

Lara war ganz blaß geworden. „Wie kannst Du mich jetzt auch noch kompromittieren vor diesem Menschen,“ zischelte sie.

„Ich dachte faute de mieux,“ verteidigte sich die Gräfin.

Der Tanz hatte inzwischen begonnen. Der Vortänzer bildete Gruppen über Gruppen, dann wirbelte wieder alles durcheinander, und die allgemeine Stimmung war offenbar eine viel animiertere geworden, als vor dem Souper.

Altenbrugk lehnte wiederholt seine Beteiligung ab; er blickte zerstreut auf das Gewoge der Tanzenden und seine Gedanken schienen in weiter Ferne zu weilen.

„Baronin,“ wandte er sich plötzlich an seine Tänzerin, „könnten Sie sich entschließen, immer auf dem Lande zu leben?“ —

„Ich könnte überall leben, wo ich eine Aufgabe zu erfüllen hätte,“ antwortete Micky ausweichend.

„Ich habe mich vielleicht nicht ganz deutlich ausgedrückt,“ knüpfte der junge Fürst zögernd wieder an. „Ich möchte Sie fragen, ob Sie jemand“ — hier suchte er in leichter Verwirrung nach dem rechten Wort — „der Ihnen nicht unsympathisch wäre, das Opfer bringen könnten, auf die Stadt, das Theater, die Bälle, die Salons, die ganze Gesellschaft Verzicht zu leisten?“

„Es würde kein Opfer für mich sein“ . . . begann sie leise; dann zitterte es wie plötzliche Angst durch ihr armes,

so lange verschmähtes Herz, sie schlug die Augen, in die ein Glanz wie von Thränen stieg, bittend auf und sagte: „Fürst Altenbrugk, spielen Sie nicht mit mir! Ich weiß, wer ich bin und wer Sie sind; wie bescheiden ich sein muß in meinen Ansprüchen an das Leben und an das Glück ... Ich bin arm und häßlich und habe keine der glänzenden Eigenschaften, welche die Frau besitzen muß, an die Sie Ihr Schicksal ketten werden“...

Der Wagen der Gräfin Wehrenberg war inzwischen herbeigerufen und gemeldet worden. Die Gräfin verließ den Ballsaal am Arme ihrer Tochter. Langsam und nicht ohne Schwierigkeiten drängten sich die beiden Damen durch die dichten Reihen der Tanzenden hindurch. Vor Altenbrugk machte Lara Halt. Sie hatte jetzt wieder die alte Herrschaft über sich selbst gewonnen. „Quälen Sie das arme Ding doch nicht so sträflich,“ sagte sie leise zu dem Fürsten, indem sie ihren Fächer aus weißen Straußenfedern vorhielt, „sie ist noch viel zu gut für Sie!“ —

Dann segelte sie ab, Hohn und Stolz in dem schönen kalten Gesichte, Reue und Qual in dem zu spät erwachten Herzen. Als sie in dem Wagen saß, befiel sie ein Weinkrampf; sie verwünschte Altenbrugk, Micky, Flips, die ganze Gesellschaft. „Ich will fort!“ rief sie, „ich ertrage es hier nicht mehr! Laß uns reisen! Nach Italien!“ . .

Die Gräfin Wehrenberg rang die Hände und überlegte im stillen, was sie thun solle, wenn etwa ihre Tochter einen plötzlichen Wahnsinnsanfall bekäme. „Ich thue alles, was Du willst,“ versicherte sie, „aber nach Italien bringst Du mich nicht. Das ist ja die reinste Räuberhöhle.“

Altenbrugk war sehr blaß geworden auf die Ansprache Laras hin.

„Sie hat Recht," sagte er dann fast finster, „und Sie haben auch Recht, mir zu mißtrauen; ich war kleinmütig, ich war feig, ich war grausam gegen Sie und verdiene das Glück nicht, das ich nur an Ihrer Seite gefunden hätte und das nur dem Tapfern und Charaktervollen gebührt."

Micky geriet in sichtliche Erregung.

„Nein, nein!" rief sie mit Nachdruck, „verleumden Sie sich nicht! ... Sie waren immer gütig und ritterlich gegen mich, und die Begegnung mit Ihnen allein hat mich reichlich für jede Zurücksetzung entschädigt, die ich in der Gesellschaft erfuhr. Ich wäre das undankbarste Geschöpf unter der Sonne, wenn ich Ihnen nicht immer das beste Andenken bewahren würde. Aber mehr darf ich Ihnen nicht gewähren, und mehr sollen Sie von mir nicht verlangen." ...

„Warum nicht?" —

„Es ist unmöglich!" rief sie in einem Tone, der fast wie ein unterdrücktes Schluchzen klang. „Sie und ich! — Der Erste und die Letzte dieses Kreises! .. Alles trennt uns. ... „Wie sollten wir zusammenkommen?!" ...

Das leise Geflüster und die lebhafte Unterhaltung Beider fing an, bemerkt zu werden. Micky erhob sich und mischte sich unter die Gruppen der Kotillonstouren. Sie schien jetzt ihre Müdigkeit ganz vergessen zu haben, denn sie begann zu tanzen und wieder zu tanzen, als ob sie nichts so sehr fürchte, als auf ihren Platz zurückkehren zu müssen. Den Fürsten vermied sie auf jede nur mögliche Art, und erst nach langen vergeblichen Versuchen gelang es ihm während eines rasenden Schlußgalops sie gleichsam zu erhaschen. Er preßte sie fester in seinen Arm. „Micky, böse Micky," flüsterte er ihr zu, „Sie wollen also nicht mit mir leben?" —

„Nein!" hauchte sie, indem sie den Kopf nach rückwärts beugte und schwärmerisch aufwärts blickte, „aber wenn ich für

Sie sterben dürfte, würde ich es für meine höchste Seligkeit erachten." —

Die Musik umschmetterte sie lauter und umschmeichelte sie süßer; die Welt schien ihnen verändert, Alles um sie her heller, schöner, besser. . . . Sie sprachen von da ab nur mehr wenige abgerissene Worte miteinander, aber jedem derselben mußte eine geheime Zauberkraft innewohnen, denn sie erfüllten ihre Gemüter mit stillem tiefen Glück.

Die „Baronin Mutter" saß noch am Soupertisch, als Micky zum Aufbruch mahnte. Die Unterhaltung war im besten Gange; Frau von Fallerstein liebte den Sekt und eine ungezwungene Unterhaltung mit den Herrn ihrer Jahrgänge und that ihnen, so oft sie auch ihr Wohl ausbrachten, stets mit gleicher Zuvorkommenheit Bescheid.

Es wäre wohl sehr schwer gewesen, sie solchen Anziehungspunkten zu entreißen, wenn nicht der Fürst ihr den Arm geboten hätte, um sie zum Wagen zu geleiten. Auf diese Ehre wollte sie unter keiner Bedingung Verzicht leisten. Mit ungewöhnlicher Behendigkeit erhob sie sich von ihrem Sitze, um sich an Altenbrugs Arm förmlich zu hängen. Ihr Mund spitzte sich zu einem angenehmen Lächeln und die kleinen Federn des Indianerschmuckes auf ihrem Haupte nickten huldvoll graziös nach allen Himmelsrichtungen hin. „Es war wirklich charmant diesen Abend, Prince," versicherte sie, „und Sie haben sich mit Lorbeeren bedeckt." Dann verstummte sie plötzlich, nahm eine stolzere Haltung an und warf nach beiden Seiten hin herausfordernde Blicke, gleich als wolle sie die Umstehenden zu Zeugen ihres triumphalen Abgangs aufrufen. —

Die Liebenden schieden am Wagenschlage mit einem stummen Händedruck.

Noch in derselben Nacht schrieb Fürst Georg an seine Mutter. Es war wohl der kürzeste Brief, den die Fürstin während der Abwesenheit ihres Sohnes erhielt. „Liebe Mama," schrieb er ihr, „Du wirst sehr überrascht sein, aber der Fall, den Du von Anfang an vorausgesagt hast, ist eingetreten. Alle meine Bedenken gegen das Heiraten sind mit einem Male verschwunden. Ich habe mich heute abend auf dem Balle der jungen Herrn mit der Baronin Micky Fallerstein so gut wie verlobt. Sie ist von sehr gutem alten Adel, aber ohne Vermögen, wie man sagt. Doch ich bin Gott, sei Dank! — nicht darauf angewiesen, eine von den sogenannten guten Partien zu machen, welche in der Regel die schlechtesten von allen sind. Man sagt auch, daß sie nicht hübsch sei; aber sie gefällt mir, und der Grundton ihrer Lebensrichtung stimmt mit dem meinen überein. Ich glaube, daß ich ihr nicht gleichgiltig bin und daß sie Dich auf den Händen tragen wird. Dies ist doch eigentlich die Hauptsache!" (Die Beziehung dieses letzteren Satzes war etwas dunkel). „Bitte, schreibe mir umgehend, ob es Dir Recht ist."

In Erwiderung dessen erhielt der Fürst ein ganz kurzes Telegramm, das nichts enthielt, als die Worte: „Ich segne Dich und Deine Braut. Deine Mutter."

Die Frage, wann und wie das freudige Ereignis der Verlobung Mickys mit dem Fürsten Altenbrugk zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden sollte, gab im Schoße der Familie Fallerstein Anlaß zu einer längeren Debatte. Die Verlobten wünschten das Ende des Karnewals abzuwarten, um nicht zu viel mit mehr oder minder gutgemeinten Glückwünschen belästigt zu werden. Die „Baronin Mutter" erklärte es mit einer bei ihr seltenen Vorurteilsfreiheit für eine Thorheit, daß es in der Gesellschaft nicht für „chic" gelte, Verlobungs-

anzeigen auszugeben. Indessen half sie diesem Mangel mit entschiedenem Geschick ab, und in unglaublich kurzer Zeit wußten alle um die Sache, die sich darüber freuen oder ärgern konnten.

Die Verlobung des „Schreckhorn" mit dem Fürsten erregte im Grunde merkwürdig wenig Aufsehen. Die Gesellschaft hat immer die Tendenz, vollendete Thatsachen anzuerkennen, und in allen Kreisen besteht Verlobungen gegenüber ein gewisser Optimismus. Die Meisten behaupteten, sie hätten es längst gemerkt, obgleich sie wie aus den Wolken gefallen waren. Im allgemeinen stieg Miky Fallerstein dadurch etwas in der öffentlichen Achtung, während Altenbrugk sehr viel von seinem „Prestige" verlor.

Ein Hofball bildete den Schluß der Freuden jenes Karnevals. Die Fürstin hatte Micky ihre Diamanten und kostbare Stoffe übersandt; Altenbrugk sah schon, wie seine Braut alle übrigen jungen Damen überstrahlte, aber Micky fand, daß sie sich lächerlich machen würde, wenn sie plötzlich in einen über ihre Verhältnisse gehenden Prunk erscheinen würde. So mußte denn das Rosaballkleid noch einmal herhalten, das sie mit geringen Veränderungen schon so oft getragen. Aber man hatte einen Friseur zu Rathe gezogen, der es verstand, Mickys widerspenstigen natürlichen Löckchen eine sehr günstige und vorteilhafte Wendung zu geben. Außerdem trug sie nur ein paar Rosen in den Haaren und auf der Brust. Nichtsdestoweniger erklärten viele, als sie am Arm des Fürsten den Saal betrat, das Lächeln der Freude auf den Lippen, sie nicht mehr zu kennen, es sei eine sehr erhebliche Veränderung mit ihr vorgegangen, sie sei nicht nur „nicht so übel" sondern „im Grunde ganz hübsch."

Und in der That, sie war verändert! Denn gibt es ein Gesicht, das die Freude nicht verklärt, Augen die im Glücke

nicht heller strahlen, Züge die eine tiefe Liebe nicht veredelt und vergeistigt? —

Nicht geringes Aufsehen erregte auf diesem Hofball das Erscheinen des Baran Fallersteiu, den man „seit Menschengedenken nicht mehr bei einem solchen Anlaß gesehen hatte. Es mußte etwas Großes geschehen sein, um ihn den erklärten Widersacher jedes Zwanges zu vermögen, seine längst zu eng gewordene Uniform wieder anzulegen. Und etwas Großes war in der That geschehen; etwas Größeres als die Verlobung seiner Tochter mit einem Fürsten, die allein den Ausdruck des überlegenen Triumphes nicht hinlänglich gerechtfertigt hätte; der an jenem ganzen Abend aus seinem gutmütigen, sympathischen Gesichte leuchtete. Er hatte mit seiner optimistischen Weltanschauung schließlich Recht behalten, und seine Theorie von den moralischen Schönheiten hatte sich bewährt. Wie hatte man über ihn die Achseln gezuckt, wie hatte man ihn verhöhnt, und der Unempfindlichkeit und des Leichtsinns beschuldigt, als er seine einzige Tochter, sich selbst überlassen, hinaus gesandt hatte auf das stürmische, kalte Meer der großen Welt! — und siehe! — da segelte jetzt, das einst so verkannte, verachtete Entlein, als stolzer siegreicher Schwan am Arme des besten und vornehmsten der jungen Piloten dieses Meeres dahin! —

Als der Cercle beendigt war und schon die rauschenden Klänge der Polonaise aus dem Ballsaale ertönten, sah der König sich plötzlich suchend im Saale um.

„Ist die Baronesse Fallerstein nicht da?“ frug er.

„Baronesse Fallerstein!“ ging es lispelnd von Mund zu Mund, Aller Augen schienen sie zu suchen, und ein diensteifriger Kammerherr öffnete eine Gasse bis dahin, wo sie halb verdeckt hinter dem Bouquet aus weißen Blüten stand, das der Fürst ihr seit seiner Verlobung jeden Morgen überbrachte.

Seine Majestät schritt auf Micky zu. „Ich gratulire,“

sagte der greise Monarch, indem er seine Worte mit seinem bezaubernden Lächeln besonnte. „Auf einem Bund, den die Herzen geschlossen haben, muß ja der Segen des Himmels ruhen!“ —

Der letzte Satz war mehr an Altenbrugk gerichtet, aber die Umstehenden hatten ihn gehört und verbreiteten ihn schnell. Der König selbst also billigte diese Verbindung! Damit war der letzten Bann von ihr genommen. Nun wußte jeder etwas zu Micky's Gunsten anzuführen. Sie hatte Geist, sie war von gutem alten stiftsmäßigen Adel, ihr Vater war ein tapferer ritterlicher Offizier, ihre rechte Mutter eine geborene Gräfin von Walrod. Bald hielt Micky Fallerstein selbst eine kleine Gratulationscour ab. Niemand schien sich mehr daran erinnern zu wollen, daß sie ihm einst „das Schreckhorn“ gewesen war. Die sprödesten „Komtessen“ küßten sie voll Zärtlichkeit, die hochmütigsten Herren erwiesen sich voll Galanterie gegen sie. Einer kam nach dem anderen, um der Braut des Fürsten Altenbrugk zu huldigen; Diplomaten, für die sie früher nie existirt hatte, Baron Stahren, der nie einen Schritt mit ihr getanzt hatte, jener steife Flügeladjutant, der sich ihr nie hatte vorstellen lassen.

Am meisten bemühte sich neben anderen Baron Flips um sie. Einige meinten, er sei ihr dankbar, daß sie den Fürsten von dem Ziel seiner Träume, von Gräfin Lara, abgezogen hätte. Allein junge Damen, die jemand sitzen ließ, sinken fast noch schneller in der Wertschätzung, ihrer Verehrer, als junge Herren, die sich irgendwo einen Korb geholt haben. Baron Flips wenigstens schien bis auf weiteres die Idee ganz aufgegeben zu haben, Gräfin Lara heiraten zu wollen.

„Die arme Gräfin!“ seufzte eine falsche Freundin! — „Was soll nun aus ihr werden?“

„Gräfin Lara?“ sagte Flips. „O sie kann ja Sternkreuzordensdame werden; sie hat sechszehn Ahnen.“

Aber Lara dachte seit neuestem wenig mehr an ihre Ahnen; sie erklärte, sie sei ganz Demokratin geworden und verachte Titel und Rang. —

Der Hofball nahm seinen „programmäßigen" Verlauf. Micky Fallerstein fuhr fort, ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein. Auch die Königin sprach sie huldvoll an, und zwei Prinzen von Geblüt tanzten Quadrille mit ihr. Sie war umschwärmt, umschmeichelt, gefeiert. Und sie wurde nicht schnippisch darob, nicht ablehnend, nicht hochfahrend. Sie nahm die Huldigungen, die man ihr jetzt erwies, hin, wie sie einst die Zurücksetzungen ertragen hatte, die man ihr angethan. Aber ein Gefühl von Angst und Befremden über den Lauf der Welt stieg in ihr auf, das zu verbergen ihr schwer wurde. Ihre Augen blickten schüchtern zu dem Fürsten auf, und sie sagte beklommen: „Nicht wahr Georg, wir gehen nicht mehr aus, wenn wir einmal verheiratet sind?"

„Nie mehr!" sagte der Fürst fast feierlich und legte die Hand auf das Herz, als ob er einen Fahneneid leiste. Sie flochten die Hände ineinander und blickten sich lächelnd und glücklich an. — — —

Es sind Jahre seitdem vergangen; und sie sind bisher ihrem Vorhaben treu geblieben.

Der arme Papa!*)

*) Die Novelle erschien zuerst im Jahre 1876 in Hackländers „Sorgenlosen Stunden“ (Heft VII), also vor „Ibsens Nora“, mit welcher der Stoff Ähnlichkeit hat. —



I.

Es war ein Ereignis in der kleinen Garnisonsstadt, als sie ihre Antrittsbesuche machten. — Seit lange war man auf nichts so gespannt gewesen, wie auf diese junge Frau und alle Welt erging sich in den seltsamsten Vermutungen über ihr Alter, ihr Gesicht und ihr Vermögen. Man kann nicht gerade sagen, daß Leutnant Grimm, der junge Ehemann, zu den sogenannten „beliebtesten" Offizieren der Garnison gehörte, denn darunter begreift man in der Regel nur diejenigen, welche die Kotillontouren arrangieren, allen Damen die Kur machen und die meisten Schulden haben. Er war kein unvermeidlicher Vergnügungsrat, aber man achtete ihn. Sein ganzes Auftreten verbreitete, ich weiß nicht, welchen beruhigenden Eindruck positiver Eigenschaften. Er war so zuverlässig, ruhig, anständig, wie es nur immer ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren sein kann. In seiner breiten Stirne, in dem regelmäßigen, fast klassischen Gesichte lag ein Zug von Charakterfestigkeit, der gleich vornweg für ihn einnahm. Dabei war es notorisch, daß die positiven Eigenschaften bei ihm die liebenswürdigen und gemütlichen Seiten des Wesens nicht ausschlossen. Er war ohne einen Schein von Oberflächlichkeit der beste Kerl von der Welt und seine Freundschaft bot alle Vorteile der

Nachsicht und Harmlosigkeit, die so wohlthuend auf das Gemüt einwirken. All die zahlreichen Leichtfüße des Regiments, die einen Depositar bedürfen, in dessen Busen sie die Geständnisse ihrer wechselvollen Liebesqualen niederlegen, schüttelten ihm bedeutungsvoll die Hand, so oft sie mit ihm zusammentrafen, und wenn er nachdenklich und opferergeben an der Seite eines jüngeren Kameraden dahinwandelte, pflegte man ganz allgemein zu sagen: Grimm sitzt Beicht. Obwohl über die Größe oder Kleinheit seiner Zulage niemals Sicheres in Erfahrung zu bringen war, so gab es doch Wenige, denen er nicht schon irgend einmal ausgeholfen hätte in einer der kleinen Finanzkalamitäten, welche von den großen Börsenschwankungen unabhängig, zuweilen auch kleinere Garnisonsstädte heimzusuchen pflegen.

Manche Mutter blickte mit dem Auge des Wohlgefallens auf den schmucken Premier, der so nah am Hauptmann stand, und es hieß allgemein, er dürfe an allen Thüren anklopfen, ohne einen einzigen Korb zu gewärtigen. Aber — merkwürdig genug! — es drang niemals etwas Sicheres über den Zustand seines Herzens in die Öffentlichkeit und er, den alle zu ihrem Vertrauten machten, hatte selbst keinen. Man berührte zuweilen diesen Punkt, tadelte seine Verschlossenheit und neckte ihn mit Vermutungen, aber die Mehrzahl war viel zu viel mit sich selbst beschäftigt, um Charakterproblemen nachzuhängen, deren Lösung sich nicht von selbst darbot.

So ging es eine Zeitlang. Man hatte sich nachgerade daran gewöhnt, Leutnant Grimm für unverwundbar von den Pfeilen Cupidos zu halten, die jungen Damen behandelten ihn äußerst schnippisch und die töchterreichsten Mütter fingen an, ihn aufzugeben — da eines Tages gelangten Stöße von Verlobungskarten in der Stadt an mit dem Stempel des Badeortes, in dem Leutnant Grimm seinen Urlaub verbrachte.

Höchst elegant, auf extra thick cream laid Note Paper gedruckt war darin zu lesen:

Melanie Gräfin von Westernberg

Leutnant Grimm

Verlobte.

II.

„Eine Gräfin!“ — Viele Damen mußten sich bei dieser Nachricht niedersetzen, so mächtig war nach ihrer eigenen Aussage den Eindruck, den sie auf sie hervorbrachte, und erst nachdem sie sich vom ersten Staunen wieder einigermaßen erholt hatten, konnten sie an die eingetretene Thatsache die Vermuthung knüpfen, daß die Braut mindestens zweiundvierzig Jahre alt sein müsse. Auch im Kreise der Kameraden fand die Kunde von Grimms Verlobung eine wenig sympathische Aufnahme. Die Mißgünstigen glaubten abermals daraus die Lehre ziehen zu sollen, daß man sich vor ruhigen und gesetzten Charakteren am meisten in Acht nehmen dürfe, indem jene verschlossenen Hüllen in der Regel den zügellosesten Ehrgeiz bärgen und so recht darnach angethan seien, anderen die besten Bissen vor der Nase wegzuschnappen. Unter den Gutmütigeren war ein allgemeines Seufzen und Bemitleiden, daß auch dieser gute Mensch „rinngefallen“ sei, denn es gab auch nicht einen, der daran gezweifelt hätte, daß Gräfin Melanie von Westernberg ein Urbild von Häßlichkeit, eine Wittwe mit sechs Kindern, oder doch wenigstens mit einem Höcker versehen sein müsse.

Da klingelte es an den Thüren der Honoratioren und Arm in Arm mit Leutenant Grimm — ist es möglich? — stand eine schlanke junge Dame auf der Schwelle, hübsch, sehr hübsch, graziös, destinguirt, echt aristokratisches Vollblut. Man glaubte seinen Augen nicht zu trauen! Und diesem Äußeren

entsprach ein Reiz des Benehmens, dessen tausenderlei anmutige Kleinigkeiten seltsam von den Gewohnheiten der kleinen Garnisonsstadt abstachen. Eine Natürlichkeit, eine Heiterkeit, eine Liebenswürdigkeit, welche die Feindseligsten entwaffnete. Die böseſten Zungen konnten nicht sagen, daß ihre üblen Prophezeihungen in Erfüllung gegangen seien. Und wenn sie es gesagt hätten, niemand würde ihnen geglaubt haben. Es wäre ebenso leicht gewesen, die Sonne zu verleumden. Nichts von dem gespreizten Wesen, kein Zug von Hochmut oder Prätention, auf die viele, wie sie sagten, gefaßt gewesen, war zum Vorschein gekommen. Mit einem Takt und einer Anspruchslosigkeit, die ihresgleichen suchten, fand sich die junge Frau in die kleinen Verhältnisse ihrer Umgebung. Sie bat mit so gewinnender Herzlichkeit alte und junge Damen um ihre Freundschaft und ihren Rat, daß kaum eine zu widerstehen vermochte. Wohl hatte es anfangs nicht an solchen gefehlt, die, als sie Melanies vollständige Unerfahrenheit in Dingen des alltäglichen Lebens gewahrten, sie von oben herab und etwa wie ein unzurechnungsfähiges Kind behandelten. Aber dieß dauerte nur sehr kurze Zeit. Ein Lächeln, ein feiner Scherz von ihr genügte, dergleichen Versuche in ihr Nichts zurückzubannen und gleichsam anzudeuten, daß sie sehr weit davon entfernt sei, den häuslichen Dingen eine erdrückende, philiströse Wichtigkeit beizulegen. Sie hatte eine Art, das Leben leicht zu nehmen, gegen die man nicht aufkommen konnte, und obwohl sie sich gegen alle voll weiblicher Demut, ja fast Unterwürfigkeit erwies, stand sie doch nicht außerhalb, sondern auch über der Welt, in die sie eingetreten war.

Im übrigen kümmerte sich das junge Paar wenig um die Gerüchte, die seinetwegen in Umlauf kamen. Grimm hatte keinerlei verwandtschaftliche Beziehungen, auf die er hätte Rücksicht nehmen müssen. Man wußte nur, daß in einer

kleinen Provinzstadt des Landes seine Mutter wohne. Er sprach fast nie von ihr; niemand kannte sie und auch bei seiner Trauung hatte sie sich nicht eingefunden.

Selbst die Thees, zu denen die Kameraden sich längst vor der Hochzeit einluden, fanden nicht statt, und die Hausfreundstellen, zu denen zahlreiche scherzhafte Vormerkungen eingelaufen waren, blieben unbesetzt. „Wir müssen uns einschränken,“ hatte Lieutenant Grimm gesagt und, während die Streber des Regiments über diese Heuchelei einen Seufzer gen Himmel emporsteigen ließen, sagten die Gläubigen: es gehe ihnen ein Licht auf.

III.

In der That war die äußere Anordnung des neuen Haushalts eine ziemlich bescheidene. Das junge Paar bewohnte eine kleine Wohnung im dritten Stock eines etwas abgelegenen Hauses, das eine reizende Fernsicht auf die Gärten vor der Stadt, grüne Baumgipfel und blauen Himmel gewährte. Auch ihre Einrichtung war eine sehr einfache. Nur das Bild einer Dame in einer prunkvollen goldenen Rahme mit einer Grafenkrone darüber stach in die Augen und auch sonst wohl da und dort irgend ein Gegenstand, der offenbar früher in dem Inventar eines herrschaftlichen Schlosses figuriert hatte. Aber es lag ein Zauber in diesen niedlichen Zimmerchen mit ihren weißen luftigen Gardinen, ihren blühenden Blumentischen, ihren Nippsachen und ihrer Aussicht ins Grüne, wie ihn nur das Glück über menschliche Wohnungen zu hauchen vermag. Melanie waltete in dem kleinen Paradies wie eine Fee, Ihr Schlüsselbund klingelte so lieblich durch die hellen Räume und ihre zarten Hände führten den riesigen Federbesen so geschickt, als ob sie niemals anderes gethan hätten. Die junge Frau hatte

sich vorgenommen, das Hauswesen selbst zu leiten und gab sich alle erdenkliche Mühe, diesem Programm treu zu bleiben. Grimm hatte ihr eine kleine Bibliothek von Koch- und Haushaltungsbüchern zum Geschenk gemacht und sie suchte durch eifriges Studium der Theorie ihren Mangel an Praxis zu ersetzen. Stundenlang saß sie über ihren Aufschreibbüchern, ihr kleines Budget ins Gleichgewicht zu bringen und niemand verstand es besser, als sie, neben dem Nützlichen dem Schönen ein Plätzchen einzuräumen. Bald hatte sie Grimms ästhetisches Gewissen erforscht und alle seine Liebhabereien, alle seine Leibspeisen in Erfahrung gebracht. Die Diners, bei welchen wieder eine neue derselben aufgetischt werden sollte, gestalteten sich besonders festlich. Nachdem sich die Pausen zwischen den einzelnen Gängen ins Unendlich verlängert hatten, und Melanie einmal ums andere Mal in die Küche geschlüpft war, erschien endlich zum Schluß irgend eine Speise von dem rätselhaftesten, unerklärlichsten Aussehen. Was ist es?" frug Leutenant Grimm. „Deine Leibspeise! Von mir gekocht! Erkennst du sie denn nicht?" — Wenn dann oft selbst der Geschmack dem Auge nicht zu Hilfe kam, und der junge Ehemann rat- und tatlos vor einem Gerichte saß, das er, wie man zu sagen pflegt, nicht hinunterzubringen vermochte, holte Melanie schleunigst ihre Kochbücher herbei und überzeugte ihn an der Hand der Theorie, daß sein Geschmack und sein Gesicht sich verläumderischen Sinnestäuschungen hingebe. Die Küche wurde auf diese Weise nachgerade zur Apotheke, soviel wurde darin destilliert und abgewogen, und es ist nicht zu sagen, wie viel weiße Mousselinkleider in der Hitze des Gefechts zu Grunde gingen.

Grimm hatte anfangs eine leise Angst empfunden, seine junge Frau möchte sich schwer in die Enge einer Leutenantsstellung finden und nach den Verhältnissen zurücksehnen, die

sie verlassen hatte. Aber von nichts dem war eingetreten. Man konnte nicht anspruchloser sein, als Melanie und sich mit besserem Humor und in graziöserer Weise über die kleinen Misèren des Alltagslebens hinwegsetzen.

„Nun weiß ich erst, daß mein Herz mich nicht irre geleitet hat," sagte er einst in einer der traulichen Stunden des Zwielichts, in denen sie Hand in der Hand auf der Causeuse ihres kleinen Salons saßen und die weicher gestimmte Seele Worte fand, die ihm sonst nicht über die Lippen gehen wollten.

„Zweifeltest du daran?" frug sie und blickte ihn zärtlich an.

„Ich nicht," sagte er, „aber . . ."

„Aber deine Mama, nicht wahr?"

Er errötete leicht. „Sie meinte, daß ich . . ." begann er und indem er sich schnell verbesserte, „daß du eine Mesalliance machen würdest."

Melanie lachte laut auf. „Als ob ich verwöhnt wäre! Es ist nicht Alles Gold, was glänzt!" — Ihr Blick haftete dabei zu Boden, und sie schien in trübe Gedanken zu versinken. „Der arme Papa!" seufzte sie dann.

Grimm schwieg. Er frug nicht nach dem armen Papa. Weder damals, noch an einem anderen Tage. Selbst dann nicht, wenn Melanie in Thränen gebadet von ihrem Schreibtisch aufstand, wenn sie an den „armen Papa" geschrieben hatte.

Dies war der einzige leise Schatten, der auf ihr junges Glück fiel. Sonst war Alles licht.

IV.

Flitterwochen, wie sie seliger der Traum keines Poeten erträumen kann, sanken hinunter in den schwarzen Strom des Gewesenen. Aus Tagen wurden Wochen, aus Wochen Monate. Und wie es in der ersten Stunde gewesen, blieb es. Sie

liebten sich unsäglich. Das Fremde, Eigenartige, Neue, das sie für einander hatten, der Gegensatz zwischen Melanies aristokratischer Verfeinerung und Grimms bürgerlich positiver Art diente nur dazu, ihre Gefühle zu steigern. Sie versuchten nicht, gegenseitig auf einander einzuwirken und sich von etwas zu überzeugen; ja sie empfanden nicht einmal das Bedürfnis, sich über die Verschiedenheiten ihrer Lebensanschauungen, ihrer Traditionen und fast möchte ich sagen: der Rasse klar zu werden. An jedem von beiden traten zuweilen Züge und Eigentümlichkeiten hervor, die das andere in Staunen setzten; aber es war das Staunen der Liebe: Bewunderung. Sie bewunderte seinen Verstand, sein Wissen, seinen praktischen Sinn, die feste männliche Kraft seines Wesens, das Geschick seiner Hand, die Stärke seines Armes, er vergötterte ihre Anmut, ihre Liebenswürdigkeit, den Geschmack, womit sie ein paar Feldblumen in einer Vase zu ordnen wußte und allen Dingen jene schöne stille Harmonie gab, die er bisher von ferne bewundert hatte, ohne sie um sich gekannt zu haben. Etwas, wie Dankbarkeit mischte sich so in das Gefühl seiner Liebe. Sein ganzes Leben schien ihm eine Weihe erhalten zu haben; sein Beruf das Mittel zu einem höheren Zweck geworden zu sein.

Am frohesten waren sie, wenn sie von der Zukunft sprachen. Die schönste Landschaft bedarf eines Hintergrundes und die glücklichste Gegenwart einer Hoffnung. Bald war der einzige Wunsch, den zu hegen ihnen noch erübrigte, in Erfüllung gegangen. Eine Vermehrung der kleinen Familie stand in Aussicht und disponierte ihre Phantasie, Nester zu bauen an das luftige Gebäu der Zukunft. Pläne des Ehrgeizes wurden entworfen, deren Grimms allgemeine Beliebtheit eine sehr reelle Grundlage zu geben schien. Er war zu einigen wissenschaftlichen Dienstleistungen herangezogen worden und seine Einberufung in den Generalstab stand in Aussicht. Nichts schien

zum Glücke zu fehlen. Da trat plötzlich eine leise Änderung in Melanies Stimmung ein, die andauernd wurde. Ihr heiteres Lachen, ihre Scherze über den künftigen Divisionsgeneral verstummten. Sie verweilte länger und öfter denn sonst vor ihrem Schreibtisch und ihre Augen hörten fast nicht mehr auf, vom Weinen gerötet zu sein. Niemals kam eine Klage über ihre Lippen und man sah, wie sie sich Gewalt anthat, heiter zu erscheinen. Es war rührend, wie sie Grimm lächelnd unter Thränen bat, ihr das zu verzeihen, was sie ihr Trauerweidentum nannte. „Es werde schon vorüber gehen,“ tröstete sie.

Und so hatte er gehofft, wenn er bisher sein Mitleid zurückgedrängt und konsequent zu den Äußerungen ihres Kummers geschwiegen. Aber, als sie immer blässer wurde, schwanden endlich alle Bedenken vor seiner Sorge. „Du kümmerst dich zu viel, Melanie,“ sagte er eines Tages, da er sie wieder vor ihrem Schreibtisch fand, indem er ihr mit sanfter Gewalt die Hände hinwegzog, in denen sie das weinende Gesicht verborgen hielt.

„O, wenn du wüßtest!“ schluchzte sie. Er blickte sie fragend, fast erschreckt an.

„Man verfolgt ihn,“ stieß sie fast mit Heftigkeit hervor. „Er hat kein würdiges Unterkommen mehr. Das Schlimmste droht ihm! Der arme Papa!“

Grimm errötete. Er kam sich in diesem Augenblicke, so grausam und selbsüchtig vor. „Warum kommt er nicht zu uns?“ frug er endlich nach kurzer Ueberwindung.

„Muß er nicht fürchten, dich zu belästigen?“ erwiderte Melanie. Sie betonte dieses „dich“ und warf ihm dabei einen angstvollen Blick zu, der ihn wie ein Vorwurf traf. Ohne zu antworten, verließ er das Zimmer. Als er es wieder betrat, hielt er einen frischgeschriebenen Brief in der Hand, in dem

etwas stand, wie Graf Westernberg möge das Haus seiner glücklichen Kinder als sein eigenes betrachten.

Melanie umarmte den Gatten mit einem Freudenschrei. „Bin ich denn so hart," frug er, „daß man sich nicht an mich zu wenden wagt?"

„Nein sagte sie, „du bist gut, du bist der beste der Männer, aber ich wußte nicht, wie du über diesen Punkt denkst. Der arme Papa hat sich wirklich ein bischen unmöglich gemacht."

Grimm zog die Brauen in die Höhe.

„Er ist zu gut," verteidigte Melanie.

„Zu gut!" — widerholte Grimm befremdet, fast kalt. „Nein, Melanie, das ist es nicht. Er hat kein Pflichtgefühl und das ist schlimm, sehr schlimm, vielleicht das Schlimmste bei einem Manne."

Leutnant Grimm war etwas blaß geworden bei den letzten Worten und sein klassisches Gesicht nahm etwas von dem steinernen Ausdruck an, den es zuweilen annehmen konnte, wenn er sehr erregt war. Melanie beachtete es kaum. Die Worte des Gatten schienen keinen tieferen Eindruck auf sie hervorzubringen und schon wenige Minuten später machte sie sich unter allen Anzeichen einer wiedererwachten Fröhlichkeit an die Zubereitung des kleinen Fremdenzimmers.

Grimm war allein zurückgeblieben und hatte wie zu einem Augenblick dumpfen vor sich Hinbrütens, den Kopf in die Hand sinken lassen. Als er Melanies singende Stimme hörte, hob er ihn wie erschreckt in die Höhe und horchte.

„Sie nimmt die Sache sehr leicht," sagte er halblaut vor sich hin. Dann strich er sich über die Stirne. „Ich bin vielleicht zu schwerfällig," warf er sich vor und zuletzt, wie wenn man alle Nebel von einem geliebten Bilde wischt, schloß

er seinen Gedankengang mit der Erwägung: „Er ist und bleibt ihr Vater, was auch vorgefallen sein mag.“

V.

Graf Westernberg nahm die Einladung an. „Wir müssen dem armen Papa entgegenfahren,“ hatte Melanie gefunden und so waren sie ihm denn entgegengefahren,“ nachdem jedes stillschweigend, und ohne sich mit den anderen vorher ins Benehmen zu setzen, sich möglichst in Gala geworfen hatte. Melanie's Herz schlug lauter, als der Zug in den Bahnhof hereinfuhr und auch Grimms Haltung hatte sich eine gewisse Unsicherheit bemächtigt.

Aus dem Coupé erster Klasse winkte eine weiße Hand und alsbald kam auch der Kopf eines alten Herrn zum Vorschein, der dem jungen Paare auf das freundlichste zunickte. Das Äußere des Grafen von Westernberg entsprach ganz dem Typus aristokratischer Distinktion, und wie er nun vorsichtig und höflich aus dem Wagen stieg, hätte er ebenso gut ein reisender Fürst sein können, der von einem befreundeten Monarchen festlich bewillkommt wird.

„Es ist eine wahre Tortur, ohne Bedienten zu reisen,“ begann er, nachdem er Melanie umarmt und Grimm die Hand geschüttelt hatte. „Auf jeder Station verliert man irgend ein Stück Gepäck und zuletzt kommt man ganz entblößt an. Ist Euer Wagen da?“

„Unser Wagen! Aber Papa!“ rief Melanie mit leisem Vorwurf in der Stimme.

„Pardon! Pardon! In der Stadt ist ein eigener Wagen ganz überflüssig! Fast eine Last!“ sagte Graf Westernberg sich schnell verbessernd und stieg in den Fiaker, der erst nach langer Prüfung der Ehre gewürdigt worden war, ihn zu empfangen

Dann begann ein Austausch zärtlicher Fragen, die Vater und Tochter an einander richteten, ohne die Antworten dazu abzuwarten und über denen Grimms schüchterne Versuche, sich an der Konversation zu beteiligen, vollständig überhört wurden.

Melanie war es sichtlich etwas bang um den ersten Eindruck, den ihr neues Heim auf den armen Papa hervorbringen werde, und sie hatte ihn durch einige einleitende Bemerkungen darauf vorbereiten zu müssen geglaubt, daß er nicht in der Villa eines Millionärs und nicht in einem Gesandtschaftspalais absteigen werde.

In der That bückte sich Graf Westernberg, als er über die Schwelle trat, gleich als nehme er mit Bestimmtheit an, daß die Thüre für seine hohe Gestalt zu nieder sei. „Recht nett," versicherte er dann, indem er sich flüchtig umsah, „recht nett für den Sommer."

„Wir wohnen auch im Winter hier, Papa," entschuldigte sich Melanie.

„Ach freilich!" erinnerte sich der Graf. „Die Hauptsache," setzte er dann nach einer Pause und als habe er eine Reihe dazwischen liegender Bemerkungen übersprungen, hinzu, „die Hauptsache ist, daß Ihr glücklich seid, Kinder!"

„Und das sind wir!" beteuerte Melanie fast mit Begeisterung, indem sie sich an Grimm anschmiegte, der seinem Schwiegervater etwas fremd und eigentümlich gegenüberstand.

Man setzte sich zu Tisch. Melanie schien das Vertrauen in die eigene Kochkunst dem armen Papa gegenüber ganz verloren zu haben. Ein benachbartes Hotel hatte das Diner geliefert. Auch stand sie nicht ein einziges Mal auf, um ihrer Gewohnheit gemäß nach der Küche zu huschen und nicht ein einziges Wort wurde gesprochen, das irgendwie in die Mysterien der kleinen Haushaltung eingeweiht hätte.

Graf Westernberg führte die Konversation fast ausschließlich. Er war voll sprühender Liebenswürdigkeit und feiner Herablassung. Sein Thema schien unerschöpflich. Er kannte alle höheren Offiziere der Garnison und den ganzen Adel der Nachbarschaft in seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. „Die arme Schlieben!“ rief er unter anderem voll Mitgefühl aus. „Schade, daß sie so herunter gekommen ist. Der junge Herr hat ihr den Hof verboten. Sie war zu offenherzig.“

„Sie macht in Politik, glaube ich,“ warf Melanie hin, um das Gespräch im Gang zu erhalten.

„Ach, das war es nicht!“ erklärte der Graf. „Sie ist etwas zu dekolletiert auf dem ersten Hofball der neuen Aera erschienen und wir sind ja entsetzlich puritanisch geworden. Seht Ihr sie?“

Graf Westernberg war sehr überrascht zu hören, daß die jungen Leute weder „die Schlieben“, noch sonst wen aus der Gesellschaft sähen und beeilte sich in der Schnelligkeit diejenigen Familien des Landes aufzuzählen, mit denen der Umgang weder in Bezug auf Geburt, noch auf Moral einer Beanstandung unterliege.

Grimm gegenüber benahm sich Graf Westernberg, wie ungefähr ein inspizierender General der alten Schule einem jungen Offizier gegenüber. Er redete ihn mit einigem Pathos: „Herr Schwiegersohn“ an und manchmal schweifte sein prüfender Blick über seine Gestalt, seine Haltung bei Tisch, seine Art, mit Gabel und Messer zu hantieren, hin und konzentrierte sich dann auf der Tochter, gleich als wolle er sie zur Zeugschaft aufrufen und zur Rechenschaft ziehen über eine gewisse Unbeholfenheit in dem Benehmen ihres Mannes und einige Verstöße gegen die Gesetze, die Speisen kunstgerecht zum Munde zu befördern. Er frug ihn nach hundert Dingen, die offenbar

nicht das mindeste Interesse für ihn haben konnten, nach denen aber gefragt zu werden für einen Untergebenen eine Auszeichnung gewesen wäre. Im übrigen war über seine Rede ein Schimmer von Protektion verbreitet und man empfing davon den Eindruck, als ob es Graf Westernberg ein Leichtes sei, Leutnant Grimm einige Chargen überspringen zu lassen und als ob er überhaupt höheren Orts eine der wichtigsten und einflußreichsten Personen wäre.

In der That war er dies einst gewesen. Er hatte zu den glänzendsten Kavalieren seiner Zeit gehört. Besaß er doch alles, was man braucht, um in der vornehmen Welt eine Rolle zu spielen: hohe Familienbeziehungen und große Besitztümer. Dabei waren ihm einige „äußere Vorzüge" eigen, die als Beigabe auch in der Gesellschaft wenigstens nicht schaden. Ein Äußeres, das in seiner blonden Schmächtigkeit freilich mehr distinguiert, als männlich schön genannt werden konnte, einen Geist, der, wenn er auch der Konzentration niemals fähig gewesen, doch alle Ressourcen in sich trug, einen Kreis vornehmer Damen und müßiger Kavaliere zu bezaubern. Noch beliebter hatte ihn seine notorische Liebenswürdigkeit gemacht. Er hatte eine Art, sich an die Menschen anzuschließen, die unwiderstehlich war. Niemand vermochte er das Geringste abzuschlagen, und wenn er nicht alle Versprechungen hielt, die er gab, so war es unmöglich, ihm deshalb gram zu sein. Die Damen nannten ihn ihr Ideal, die Männer suchten seinen Umgang. Er gehörte zu denen, deren Dienerschaft sich bereit erklärt, für sie durchs Feuer zu gehen.

Sehr frühe war er an den Hof gezogen worden, wo der damals regierende König ihn bald so in sein Herz einschloß, daß er nicht mehr ohne ihn leben zu können vermeinte. Was den Monarchen vielleicht noch mehr als seine glänzenden Eigenschaften an ihn fesselte, war die ungewohnte Art, mit der er

ihm gegenübertrat. Er erwiderte die königliche Freundschaft en grand seigneur und man sagt, daß der fürstliche Luxus, mit dem er den Monarchen auf seinen Schlössern empfangen, den Grund zu seinem späteren Ruin gelegt hätte. So war er nach und nach Adjutant, Vertrauter, ständiger Begleiter, Faktotum seines Fürsten geworden. Es gab eine Zeit, wo man ihn für allmächtig hielt und den Vizekönig des Reiches nannte. Aber er mißbrauchte niemals seinen Einfluß, niemals auch rühmte er sich dessen, wie jetzt. Aber freilich, er war längst nicht mehr, was er gewesen, und nun traten Eigenschaften an ihm zu Tage, die er früher nicht besessen, wie etwa an einem morschen, altersschwachen Baume Pilze und ungesunde Auswüchse. Er war nie hochmütig gewesen, nun schien er es zuweilen, er war nie eitel und ruhmredig, nun suchte er in den verblaßten Erinnerungen seiner Vergangenheit einen Ersatz für den Verfall der Gegenwart. Dieser aber trat an allen Ecken und Enden zu Tage. Bei aller Feinheit, bei aller Sicherheit, bei aller Distinktion der äußeren Haltung vermißte man an Graf Westernberg eine gewisse Festigkeit, eine gewisse Würde und trotz aller vornehmen Gewöhnung schimmerte da und dort etwas wie leise Verkommenheit hindurch.

Das Diner erreichte endlich ohne Zwischenfall sein Ende. „Wir wollen den Kaffee im Garten nehmen,“ sprach Graf Westernberg, indem er aufstand und mit graziöser Handbewegung die Tafel aufhob.

„Im Garten?“ wiederholte Melanie und errötete. „Wir haben keinen Garten, Papa.“

„Ah, so . . . ich bitte um Entschuldigung!“ Und dann, als suche er eine Kontenance, deutete er auf Melanies Blumentischchen und spielte mit den Blättern eines Heliotrops. „Sehr hübscher Blumenflor! Sehr hübsch. Etwas nieder, leider! . . . Ich muß Euch eine Fächerpalme aus meinem Treibhaus schicken.“

Das war gewiß ein sehr väterlicher Entschluß. Der edle Graf vergaß nur dabei, daß seine sämtlichen Güter, das stolze vielgerühmte Fideikommiß seiner Väter, die Treibhäuser mitinbegriffen, unter Sequester standen.

VI.

Wie manchmal über eine sonnige Landschaft plötzlich schwarze Wolken heraufziehen und lachende Thäler sich mit ödem Nebel füllen, so war, wie mit einem Zauberschlage alles anders geworden in der Häuslichkeit des Leutnants Grimm. Nichts verblieb auf dem alten Fuße. „Papa ist es so gewöhnt!“ „Papa wünscht es,“ „Papa liebt es“ — dies waren die Programmworte, nach denen allmählich so ziemlich alles eine andere Gestalt annahm. An die Stelle jener reizenden Mahlzeiten zu zweien mit ihren verunglückten Leibspeisen und ihrem kosenden Geplauder als Würze traten steife Diners voll zeremoniöser Langweile.

„Wann eßt Ihr zu Mittag, Kinder?“ hatte der Graf gefragt. „Um zwölf Uhr,“ war die Antwort. „Um zwölf Uhr? Das ist ja gerade Frühstückszeit! . . . Da muß ich wohl früher aufstehen? . . . Aber, bitte, ja keine Störungen meinetwegen.“

Seit dieser Zeit aßen sie um vier Uhr.

Selbst zu Besuchen beim Adel der Nachbarschaft hatte sich Melanie bewegen lassen. „Haben Sie etwas dagegen, Herr Schwiegersohn?“ hatte der Graf gefragt. „Ich kann ja allein gehen!“ — Aber man konnte unmöglich den armen Papa allein gehen lassen und so waren sie denn zusammengegangen.

So ging es fort in hundert Dingen des täglichen Lebens. Selbst die Einrichtung der Wohnung hatte wesentliche Ver=

änderungen erfahren. Es hatte unter anderem auch jenes stolze Bild mit der vergoldeten Grafenkrone über dem Sofa weichen müssen.

„Papa liebt es nicht, es erweckt ihm peinliche Erinnerungen.“

„Peinliche Erinnerungen! Seine Frau, Deine Mutter?!“

Peinliche Erinnerungen — nicht als ob er sie nicht wie einen Engel geliebt, nicht als ob sie nicht wie eine Heilige gestorben wäre, aber nichtsdestoweniger peinliche Erinnerungen!

Graf Westernberg war nicht glücklich gewesen in der Ehe. Das Warum und Wie das kam, ist für sein Naturell zu charakteristisch, als daß wir es hier übergehen könnten.

Es war zu seiner besten, seiner glänzendsten Zeit gewesen, daß im Zirkel der Königin eine junge Dame seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ihre melancholischen Augen thaten es ihm an. Sie war arm und es kursierten dunkle Gerüchte über das tragische Geschick ihrer einst angesehenen Familie. Vielleicht, daß er sie niemals geliebt hat; aber ein Gefühl, das eine noch größere Rolle in seinem Leben spielte, als die Liebe, ein schwächliches, unverständiges, unwiderstehliches Mitleid kam über ihn und nahm sein Herz gefangen. Er heiratete seine Frau, weil er sie nicht unglücklich sehen konnte. Aber diese Augen blieben melancholisch mitten im Glanz einer bevorzugten Stellung, diese Stimme blieb schmerzlich umflort mitten im Glück einer jungen Ehe. Graf Westernberg stand einem Rätsel gegenüber.

Der Stimmungsgegensatz zwischen ihm und seiner Frau überraschte ihn anfangs, dann brachte er ihn fast zur Verzweiflung. Er fühlte ihren Blick wie vorwurfsvoll auf sich weilen bei den Freuden der Tafel, in den Vergnügungen des Sports, in den Augenblicken familiärer Intimität. Um ihn zu entgehen, stürzte er sich von Thorheit zu Thorheit. Er

suchte Zerstreuung und floh bald nichts so sehr, wie seine Häuslichkeit. Tausende wurden dahin gegeben an eine Laune, an einen Zerstreuungsversuch, an ein Nichts. Wer mit dem Grafen Westernberg zu thun hatte, bereicherte sich; seine Pächter zogen als Grundbesitzer von seinen Gütern, seine Verwalter wurden Krösusse. Er verzichtete auf Tausende, um der Revision einer Rechnung auszuweichen, und sah lieber den Ruin seiner Familie hereinbrechen, als daß er sich entschlossen hätte, eine einzige seiner Verschwendungsgewohnheiten aufzugeben. Das Letzte, woran er noch mit fast instinktiver Zähigkeit festhielt, war dies überschuldete Fideikommiß selbst, das ihm die Prärogativen des hohen Adels zusicherte, auf deren Schein er nun ein höheres Gewicht legte, als einst auf ihr Wesen.

Endlich schlossen sich die melancholischen Augen seiner Gattin im Gram über das unvermeidliche Unheil für immer. Aber nichts wurde dadurch besser. Eine qualvolle Reue bemächtigte sich seiner und in Fortsetzung der bisher befolgten Seelendiätetik suchte er von nun an nur in gesteigerten Genüssen in noch tolleren Streichen das Weh seines verfehlten Lebens zu übertäuben. Nun wurde, was noch vorhanden war, vollends in den Abgrund geworfen, und heute, da wir Graf Westernberg sehen, befand er sich an der Spitze einer Schuldenlast, von der ihn Jahrzehnte des Sequesters seines Fideikommisses nicht befreien konnten. Ehrenschulden, eingegangene Verpflichtungen der heikelsten Art bedrängten ihn. Es war ihm kaum immer gelungen, an den Klippen des Strafgesetzes vorbeizuschiffen, das Verhältnisse und eine Vergangenheit, wie die seine, nicht als Milderungsgründe anerkennt.

Das Schicksal hatte ihn heimgesucht, ohne ihn zu berühren. Er hatte nichts gelernt und nichts verlernt. Der Gedanke, daß er arm sein sollte und leben, wie der minderbegünstigte Teil der Menschheit war ihm ganz unfaßbar.

Er wich der Gewalt der Thatsachen, aber sein Sinn fuhr fort, in einer für ihn nicht mehr realen Welt zu verweilen.

VII.

Das kleine Einkommen Grimms reichte bald nicht mehr hin, die größeren Ansprüche des neuen Haushaltungsfußes zu befriedigen. Längst hatte Melanie es aufgegeben, zu rechnen und ihr einst so pünktlich gehaltenes Haushaltungsbuch lag verstaubt in einer Ecke. Grimm hatte es versucht, ihr leise Vorstellungen zu machen, aber sie hatte alle Einwendungen mit der Entgegnung abgeschnitten: „Er ist unser Gast, Alphons.“ Er hatte nicht darauf zurückzukommen gewagt, aber seit dieser Zeit war zwischen den beiden Ehegatten eine Spannung eingetreten. Ihre Blicke vermieden sich und der Ton gegenseitiger Herzlichkeit blieb aus.

Die Verschiedenheit der Naturen von Graf Westernberg und Leutnant Grimm versäumte nicht, in, wenn auch noch so kleinen Wortgefechten und Meinungsdifferenzen hervorzutreten und es war eigentümlich, daß bei dergleichen Gelegenheiten Melanie stets und wie instinktiv die Partei des Vaters ergriff. In solchen Fällen konstatierte Grimm auch ihre äußere Ähnlichkeit mit ihm. Dieselben leicht errötbaren Wangen, dieselben schmalen Lippen, derselbe scharfe Ton der Stimme, und daß ihre Augen dem Bilde über dem Sofa glichen, entging ihm dabei, denn es war abgenommen worden.

Dies alles trug dazu bei, daß Leutnant Grimm sich nach und nach fremd in seinem eigenen Hause fühlte. Ein dumpfes Weh kam über ihn und schnürte ihm die Brust zu. Er wurde wieder verschlossen und unnahbar, wie er es einst gewesen in seiner frühesten Zeit und ehe die Sonne des Liebesglücks das Eis rings um sein Herz hinweggeschmolzen.

Graf Westernberg ging viel in Gesellschaft. Er hatte einige ältere Herren vom Adel gefunden, mit denen er seiner Leidenschaft für Whist fröhnen konnte. Aber es waren nicht Kreise, die den Menschen nehmen, wie er sich gibt, ohne Kritik, ohne Nachforschung und Neugierde über seine Verhältnisse und die Voraussetzungen seiner Existenz. Man sprach bald sehr viel von Graf Westernberg und, wie das so zu gehen pflegt, wenig Gutes. Wahres mischte sich mit Falschem und wurde unter die Lupe der Übertreibungen gebracht. Höchst unliebsame Gerüchte über seinen Schwiegervater wurden Grimm zugetragen und brachten ihn vielfach in schiefe Stellung. Er wußte im übrigen nicht, woran er sich halten sollte, und in wieweit er der Medisance Glauben schenken durfte.

Thatsache war, daß Graf Westernberg von Zeit zu Zeit höchst verdächtige Besuche erhielt, die ihrem ganzen Gebahren nach das Wesen ungeduldiger Gläubiger nicht verleugneten. Lange, oft sehr lebhafte Debatten wurden in dem Zimmer geführt, das er inne hatte und drangen bis zu der Stelle, wo Melanie zerstreut hinhorchend über der Arbeit saß. Der Graf bekomplimentierte dergleichen Besuche stets mit vollendeter Courtoisie und großer Herablassung zur Thüre hinaus und kehrte alsdann wieder in den Salon zurück, ohne daß seine Stimmung dadurch etwas anderes erfahren hätte, als die Befriedigung, die aus dem Bewußtsein erfüllter Pflicht hervorgeht. Wenn es hoch kam, sagte er etwas, wie „impertinenter Pack!“ oder „ich hätte mein Inkognito besser bewahren sollen,“ um sich dann sofort Melanies schmeichelndem Mitlied zu überlassen, die übrigens, wie er sich ausdrückte, die Sache viel zu tragisch nahm. Höchst selten hatte Graf Westernberg düstere Anwandlungen, ja es geschah, dies eigentlich nur, wenn er sich in augenblicklicher Geldverlegenheit befand. Dann blieb er zu Hause, setzte sich zu Melanie, seufzte von Zeit zu Zeit

und sprach von der Notwendigkeit der Ausbesserung der Familiengruft auf einem seiner sequestrierten Güter. Er hatte, wie die Franzosen sich ausdrücken, „die Thränen leicht,“ und es bedurfte nur weniger Erinnerungen an bessere Zeiten, und kurzer Selbstrührung, sie seinen Augen zu entlocken. Nichts ließ ihn hilfloser und zugleich liebenswürdiger erscheinen. Der Eindruck davon wirkte denn auch stets so mächtig auf Melanie, daß sie ihm schluchzend um den Hals fiel und unter Thränen beschwor, ihr kleines Taschengeld als Darlehen anzunehmen, bis sein beabsichtigter Finanzcoup gelungen, oder er sich entschlossen hätte, sich an den „jungen Herrn“ — er nannte den Regierungsnachfolger seines königlichen Freundes nie anders — zu wenden Nach langem Sträuben und genauer Zinsenfeststellung willigte er denn in der Regel dankbarst ein und eine Stunde nach dergleichen rührenden Scenen saß der würdige Greis wieder am Whisttisch und entzückte alte und junge Freunde durch seinen Witz, seinen Anekdotenschatz und die Noblesse seiner Gesinnung.

Die Sache hatte nur den Nachteil, daß Melanies Budget dadurch vollends gänzlich aus dem Gleichgewicht kam. Eine Zeitlang war es ihr gelungen, Grimm diesen betrübenden Stand der Dinge zu verheimlichen. Sie hatte Mittel und Wege gefunden, sich, wie sie fand, „einiger ganz nutzloser Luxusgegenstände durch äußerst vorteilhafte Verkäufe zu entledigen.“ Aber Graf Westernberg spielte mit Unglück, der Finanzcoup, den er in Aussicht gestellt hatte, ließ auf sich warten, und der „junge Herr“ schien nicht darauf zu kommen, sich ohne Anregung von außen um die Vermögensverhältnisse eines der treuesten Diener seines höchstseligen Herrn Vaters zu kümmern. Bald reichten Melanies geheime Ressourcen nicht mehr aus, die Defizits des Grafen zu decken. Sie hatte sich nach kurzem Kampfe entschlossen, sich an Grimm zu wenden. Er hatte ihr statt aller Antwort den Schlüssel zu seinem Pulte

gereicht und gesagt: „Nimm Alles, was ich habe." Anfangs zögerte sie, dann aber folgte sie dieser Einladung wörtlich und eines Tages trat sie fröhlich lächelnd in Grimms Zimmer und sprach: „Nun sitzen wir ganz im Trockenen, denke dir, Alphons."

Grimm blickte ernst vor sich hin, dann ergriff er Melanies Hand und zog sie zu sich. „Wir können ihm nicht helfen," sagte er fast flehentlich, „und ruiniren uns selbst, wenn es so fortgeht."

„Aber —" begann Melanie lebhaft. Da fiel ihr Blick auf Grimms traurigen, fast strengen Ausdruck und sie brach in Thränen aus. „Ich will gewiß sparen," rief sie, mehr als alle Frauen deiner Kameraden. Kein Vergnügen, keinerlei Eitelkeitsbefriedigung, nichts verlange ich von dir — nur dieses!"

Grimm nahm Geld auf. Es verschwand in der Hand des Grafen, wie Schnee in der Sonne; spurlos und pfeilschnell. Bald wußte der Leutnant nicht mehr, wohin er sich wenden sollte, ohne der Sache eine peinliche Publizität zu geben. Was thun? Es war nicht möglich, Melanie mit Vernunftgründen beizukommen und so glaubte er denn an das Ehrgefühl seines Schwiegervaters appellieren zu sollen.

Graf Westernberg hörte ihn sprachlos an. Eine Stunde darauf stand er gebrochen und gealtert mit gepackter Reisetasche vor Melanie, ein Bild des Elends und des Verfalls. „Lebe wohl, mein Kind," sprach er feierlich, indem er Melanie auf die Stirne küßte. Und als sie ihn beschwor, ihr die Gründe eines so plötzlichen Entschlusses mitzuteilen, sagte er edel ablehnend: „Ich will euer bescheidenes Glück nicht stören." Die Betonung des Wortes: bescheiden war unnachahmlich, wie der schmerzlich bittere Zug, der dabei seinen Mund umspielte.

Melanie kam außer sich. Entrüstet trat sie vor Grimm, den angesichts ihrer Festigkeit der Mut des selbstischen höheren

Interesses verließ. „O, das war taktlos!" sagte sie, „wirklich taktlos!"

Grimm errötete erschreckt. Glücklicherweise war das Übel wieder gut zu machen. Beiden Gatten gelang es mit vereinten Kräften, Graf Westernberg zu besänftigen und aufzuhalten. Er blieb endlich mit der Würde einer großen Seele, welche Beleidigungen verzeiht und den Mantel christlicher Liebe über die Schwächen der Seinen wirft.

Leutnant Grimm war nie so unglücklich gewesen, als in diesen Tagen. Er liebte Melanie noch wie in der ersten Zeit ihrer Ehe, nur sein Glück zerrann und zerfloß ihm unter den Händen. Aber er wagte keine Anklage gegen sie zu erheben. Wie seine positive Natur sich keiner Täuschung hingeben konnte, so vermochte sein liebendes, gefühlsbescheidenes Gemüt keinen Groll zu hegen. Er war schwach, zum ersten Mal schwach in seinem Leben, schwach in seinen Prinzipien, schwach in seinem Verhalten, schwach gegen andere, wie gegen sich selbst. Er sagte sich, daß er an beide nicht den Maßstab seiner bürgerlichen Enge anlegen dürfe, daß sie ein höheres Glück beanspruchen könnten, als er ihnen zu bieten vermöge, daß sie ihm ein Opfer gebracht hätten, das heimzuzahlen nunmehr der Zeitpunkt gekommen sei. Hatte Melanie nach seinem Vermögen gefragt, als sie ihm nach kurzer Bekanntschaft die Hand gereicht? Hatte es Graf Westernberg gethan, als er sein Jawort zu dem fast zauberhaft schnell geschlossenen Bunde gegeben? Sie waren vertrauungsvoll und ohne irdische Rücksicht dem Zug des Herzens gefolgt und hatten ihr Schicksal in seine Hände gelegt. Sie handelten einfach, edel, groß; konnte er es damit lohnen, daß er dem Schwiegervater die Thüre wies und um Summen feilschte, die denen unbedeutend erscheinen mußten, die immer in großen Verhältnissen gelebt hatten und stets bereit waren, sich gegenseitig alles, was sie besaßen, zum Opfer zu bringen?

Erwägungen solcher Art untergruben seine Festigkeit und verbanden sich mit dem geheimen Trieb jeder Liebe, zu beglücken und mit vollen Händen zu verschenken, der auch ihm nicht fremd geblieben war. Er sann nach phantastischen Auswegen und die Fieber der Erwerbssucht befielen ihn. Eine Zeit lang ging er mit dem Plane um, aus der Armee auszutreten, um sich einem Berufe zuzuwenden, der ihm größeres Einkommen in Aussicht stelle. Nichts aber ist schwerer, als den Beruf zu wechseln, denn er ist wie die Tugend, eine Insel mit steilen Ufern, bewacht vom scharfen Auge der Mitbewerber. Dann versuchte er die kleinen Mittel der Verbesserung seiner Lage. Unmögliche Ersparungen, literarische Nebenarbeiten. Wie viele schon betraten diesen Weg mit seinen trügerischen Hoffnungen und unvermeidlichen Enttäuschungen! Auch ihm wurden Steine, wo er um Brot bat. Aber er erlahmte nicht sogleich. Tolle Pläne stürzten durch sein Gehirn, kühne Entwürfe störten den Schlaf seiner Nächte. Sein Gesicht wurde bleich, seine Augen starrten hohl und glühend auf einen Erfolg, der ausblieb, auf einen Ausweg, den es nicht gab.

VIII.

Nichts hält das ins Rollen gekommene Schicksal auf; aber, wie der Tiger, der mit seiner Beute spielt, hat es Momente der Zögerung. So eine Pause war eingetreten im Grimm'schen Hause. Graf Westernberg besuchte seit einiger Zeit seinen Whistklub nicht mehr und ließ sich vor jedermann verleugnen. Im übrigen war er von einer Milde und Nachgibigkeit, die fast wie reuevolle Umkehr aussah. Grimm atmete auf. Ein Sonnenstrahl der Hoffnung fiel ihm ins verödete Herz. Er glaubte, die Krisis überstanden zu haben. Melanies

nervöse Aufregung hätte ihn belehren sollen, daß er sich nur einer holden Täuschung hingab.

Graf Westernberg hatte neuerdings einen Ehrenwechsel von größerem Betrage unterschrieben, dessen Verfallzeit von Tag zu Tag näher rückte. Die leichter fließenden Mittel, über die er in der letzten Zeit verfügt, hatten seinen Kredit wieder einigermaßen gehoben und ihn abermals einen Gläubiger finden lassen. Er hatte mit beiden Händen danach gegriffen, ohne sich irgendwie die Folgen zu vergegenwärtigen. Einige unklare Vorstellungen von möglichen großen Glückszufällen oder wenigstens abermaligen Auswegen genügten bei ihm, wie bei allen Schuldenmachern von Profession, unbehagliche Stimmungen zu verscheuchen und einen augenblicklichen Genuß gegen kommende Verlegenheiten willkommen zu heißen.

Nun handelte es sich darum, den Wechsel zu prolongieren, wozu sich der Gläubiger nur gegen Stellung eines Bürgen bereit erklärte.

„Dein Mann . . .“ warf Graf Westernberg leicht hin, als er der Tochter diesen Stand der Dinge auseinandersetzte.

„Alfons!“ wiederholte Melanie mit fliegendem Atem.

„Es ist im Grunde nur eine Kleinigkeit, eine vorübergehende Kalamität,“ versicherte der Vater. „In zwei Monaten werde ich doch bezahlen können! Sapristi, so schlecht stehe ich doch gottlob nicht . . . Aber, wenn Ihr nicht wollt . . .“ schloß er endlich gekränkt.

„Gib mir den Wechsel,“ rief Melanie lebhaft.

Lange bedurfte es, bis sie es über sich gewann, Grimm die Sache vorzutragen. Es war eine Art von stillschweigendem Komplott zwischen Vater und Tochter, einen günstigen Zeitpunkt herbeizuführen. Sie thaten seit einiger Zeit alles, was sie Grimm an den Augen absehen konnten. Graf Westernberg gab nur mehr Urteile ab, von denen er wußte, daß sie mit

den Ansichten seines Schwiegersohnes übereinstimmten, und Melanie war von einer Zärtlichkeit, die er lange an ihr vermißt hatte. Freilich fiel ihm dazwischen auch wieder das Zerstreute und Kalte in ihrem Wesen auf, die Angst, die oft plötzlich aus ihren Augen starrte, die Beklommenheit, die ihr das Wort im Munde erstickte. Vielleicht, daß sie es nie über ihre Lippen gebracht hätte, wenn die Not nicht so dringend gewesen wäre. Am Vorabend der Fälligkeit des Wechsels trat sie zu Grimm ins Zimmer. Zum erstenmal wieder nach langer Zeit. Eine kleine Studierlampe erhellte den traulichen Raum mit seinen Waffen und Trophäen aus dem Feldzug, seinen Landkarten und Photographien an den Wänden, seinem epheuumrankten Fenster, seiner pünktlichen militärischen Ordnung. Er war Grimm in den letzten Wochen ein lieber Zufluchtsort geworden. Hier hatte er so manche einsame und bange Stunde verlebt vor dem Schreibtisch, auf dem zwischen Büsten von Moltke und Blücher Melanies Bildnis stand, am Fenster, von dem aus er so oft in die sorgenvolle Nacht hinausgeblickt, die keine Sterne mehr für ihn zu haben schien.

Das Geräusch der nahenden Schritte weckte ihn vom dumpfen Hinbrüten auf. Er wandte den Kopf um, als Melanie eintrat und erschrack über die Blässe ihrer Wangen.

„Ich störe Dich," begann sie beklommen.

„Was willst Du?" frug er. Es klang rauh, obwohl es nur erschreckt war. Dies gab ihr Mut. „Papa bittet Dich um einen kleinen Dienst," sagte sie fast trotzig, indem sie ihm den Wechsel darreichte.

„Eine Bürgschaft!" — Er sprang auf, wie vom Blitze getroffen. Melanie stand ihm zitternd und mit niedergeschlagenen Augen gegenüber. „Du weißt nicht, was Du verlangst, Kind," sagte er eindringlich. „Es ist Deine und meine Zukunft, die

Du zerstören willst und," setzte er mit leiserer Simme hinzu — „die Zukunft unseres Kindes."

In ihre Wangen trat ein flüchtiges Rot. „Sprich nicht davon jetzt," lispelte sie erbebend, „ich beschwöre Dich, weigere es mir nicht!"

„Ich kann nicht," sagte er fest.

Sie blickte ihm starr, fast gebieterisch in die Augen. „Alfons!" rief sie, „es ist unsere Pflicht. Wir sind es ihm schuldig, ihm und uns!"

„Ich habe Euch alles geopfert, was ich hatte," entgegnete Grimm mehr traurig, als schroff, „mein kleines Vermögen, meine besseren Aussichten, meine Vergnügungen, mein Glück. Aber es gibt eine Grenze, über die ich nicht hinaus kann: meine Ehre!"

Melanie durchzuckte es wie leises zorniges Beben. Ein ungewohnter Zug von Trotz und Bitterkeit umspielte ihre Lippen, und indem sie den Kopf leicht und fast hochmütig zurückwarf, sagte sie schnell: „Ich glaube kaum, daß Papa etwas von Dir verlangen könnte, was gegen Deine Ehre wäre."

„Du bist blind . . ." hatte Grimm angefangen zu antworten, aber Melanie vernahm seine Worte nicht mehr, denn schon hatte sie das Gemach verlassen. Einen Augenblick später stand sie vor dem „armen Papa", hielt das raschelnde Papier in der Hand und zerknitterte es mit den Fingern.

Ihre Erziehung hatte niemals die praktische Seite des Lebens berührt. Geld und die Verhältnisse, die sich darauf beziehen, waren ihr stets als eine selbstverständliche Voraussetzung erschienen, als naturgemäß gegebene Größen, als eine Bagatelle, unwürdig in den Herzensbeziehungen der Menschen eine Rolle zu spielen. Der Ernst und die Wichtigkeit, mit denen Grimm Angelegenheiten dieser Art behandelte, waren ihr im Grunde stets unverständlich gewesen. Nie aber trat

der Zug der Gemeinschaftlichkeit der Lebensanschauungen, der Vorurteile, der Gewöhnung, der sie instinktiv an ihren Vater kettete, deutlicher zu Tage und niemals zuvor hatte sie eine gleiche Erkältung und Entfremdung gegen ihren Gatten erfahren.

Graf Westernberg erwartete sie eine Arie trällernd und hielt matt und gleichgültig die Hand nach dem Wechsel hin, als sie eintrat.

„Er will nicht!" sagte Melanie schroff und warf das Papier auf den Tisch.

„Ah!" — stieß Graf Westernberg aus.

Es war unmöglich, mehr und weniger zu sagen, als dieses „Ah!". Es lag darin eine Befremdung, ein Staunen, fast eine Art schmerzlicher Befriedigung, was alles durch den Ausdruck des Gesichtes, die steif hinaufgezogenen Brauen, den blinzelnden Blick des untiefen blauen Auges, den halbgeöffneten Mund auf das Drastischste illustriert wurde.

Melanie sank vor dem Vater auf einen Stuhl nieder und brachte ihr Tuch vor die Augen.

„Ma chère," begann der Graf ruhig und ohne sich in der Kultur seiner Fingernägel, mit der er augenblicklich beschäftigt gewesen, zu unterbrechen, „Du regst Dich viel zu viel auf, seit Du" — er hatte sagen wollen — „seit Du mit dem Leutnant Grimm verheiratet bist," aber er verbesserte sich und sagte nur: „seit einiger Zeit. Ich bin wahrlich unschuldig an dieser Veränderung Deiner Nerven; das weiß Gott!" Dann seufzte er leichthin und packte die englische Nagelscheere wieder in ihr Etui von rotem Saffian.

„O, Papa," schluchzte Melanie.

„Liebes Kind," fuhr Graf Westernberg fort, in einem Tone, als handle es sich vielmehr darum, Melanie zu trösten, als um eine Angelegenheit, die ihn selbst näher berühre, „wir müssen die Menschen nehmen, wie sie sind. Dein Gatte hat

sehr schätzbare Eigenschaften. Etwas, was mir gleich zuerst Hoffnungen für ihn gab. Er ist zuverlässig, fleißig, strebsam. Er wird Karriere machen, Du kannst Dich darauf verlassen. Aber es gibt Dinge, die sich nicht mit Fleiß erwerben lassen; sie müssen angeboren sein. Man mag es ein Vorurteil nennen, Thatsache ist: man hat sie, oder man hat sie nicht . . . Ich bitte Dich, höre auf zu weinen! Er hat sehr klug gehandelt! . . . Sehr klug. Ich bin im Unglück, ich bin ein ausrangierter alter Mann, sich mit dergleichen Leuten einzulassen, bringt nie Vorteil." Hier umflorte sich seine Stimme, und erst nachdem er sein duftendes Batisttaschentuch zu Hilfe und aus der Tasche gezogen hatte, konnte er fortfahren: „Ich bin Euch eine Last! Aber Ihr werdet bald davon befreit werden. Sehr bald! Ich fühle es."

Melanie schnitten seine Worte wie Messer ins Herz ein. Sie fiel ihm um den Hals und beteuerte ihm, daß er die nobelste Natur habe, die ihr noch vorgekommen sei, daß er groß dastünde in ihren Augen, wenn auch gewisse Leute ihn nicht verstünden, und daß sie ihn nie verlassen werde, „nie, nie, nie! —"

Wieder wurde Frieden zwischen beiden geschlossen. Sie sprachen nach dieser aufregenden Scene nicht mehr direkt von der Sache, aber Graf Westernberg hatte eine Art, indirekt darauf zurückzukommen, die man hätte perfid nennen können, wenn sie nicht aus einem so naiven und seiner selbst unbewußten Munde gekommen wäre. Er erging sich seitdem mit Vorliebe auf dem seelenerweichenden Gebiet sentimentaler Erinnerungen; ein elegischer Duft lag über all seinen Worten, aber es waren wenige, die nicht einen Schatten auf die Beziehungen Melanies zu Grimm geworfen hätten. Er hielt Vorlesungen über Hofetikette und die Noblesse aristokratischer Denkungsart, er sprach viel von dem Einfluß einer „guten

Familie" und dem beschränkten Gesichtskreis kleinbürgerlicher Verhältnisse und vergaß nicht, an die Partien zu erinnern, die Melanie angeblich ausgeschlagen hatte, und eine Liste von all den Kavalieren des Königsreichs zu entwerfen, die es sich zur Ehre angerechnet hätten, ihren Wappenschild an seinen Stammbaum zu hängen.

All diese Worte machten auf Melanie einen tiefpeinlichen Eindruck. Nicht, als ob sie des Gefühls eines reuevollen Rückblicks auf all den aufgegebenen Glanz fähig gewesen wäre, sondern, weil es sie unglücklich machte, daß ihr Vater Grimm so tief unter seine Standesgenossen, d. h. diejenigen stellte welche er die „anständigen Leute" zu nennen pflegte. Im gegebenen Falle zweifelte übrigens Melanie so wenig an Grimms Unrecht, als Graf Westernberg selbst, und so kam es, daß Vater und Tochter nie so sehr ein Herz und eine Seele gewesen, wie damals. Sie rührten sich gegenseitig bis zu Thränen und schlossen sich so eng aneinander an, daß kein dritter mehr zwischen ihren Herzen Platz finden zu können schien.

Am Abend des verhängnißvollen Tages fühlte Graf Westernberg ein unbezähmbares Bedürfnis, sich zu zerstreuen und die Last unangenehmer Eindrücke von sich abzuschütteln. Er schlug einen Spaziergang vor und sie gingen fast scherzend durch die Promenade. Als sie zurückkamen, schickte Melanie den Bedienten zu Grimm, um zu fragen, ob er zu Tisch komme. Sie hatte dies bisher nie gethan. Grimm faßte es als eine Einladung auf, wegzubleiben und ließ sagen: er fühle sich nicht ganz wohl.

„Er schmollt," lachte Melanie, aber die Wolke auf ihrer Stirne wurde dunkler und zerstreut und unaufmerksam saß sie dem Vater gegenüber, der veraltete Hofgeschichten erzählte und in guter Laune und beim besten Appetit war.

Noch war das Souper nicht zu Ende, als plötzlich ein

barsches Läuten an der Hausglocke erfolgte. Melanie fuhr zusammen; Graf Westernberg erblaßte.

„Zwei Herren wünschen dem Herrn Grafen zu sprechen," meldete der Bursche Grimms.

„Sie sollen eintreten!" sagte Melanie.

„Allein zu sprechen," verbesserte sich der Bursche im Abgehen.

„Sie wollen mich holen!" rief der Graf, indem er sich wie zu einem Fluchtversuch aufrichtete. Dann schlug er die Hände über den Kopf zusammen und sank hilflos nieder. „Um Gotteswillen, Papa!" beschwor Melanie, die ihm beisprang.

„Laß mich lieber sterben," flehte er und lehnte sein weißes Haupt matt und greisenhaft an ihre Brust. „Von gemeinen Gerichtsdienern abgeholt, in gemeiner Gesellschaft gefangen gehalten! . . . Laß mich lieber sterben!"

Zwei Männer traten ein. Sie hatten in der That den Verhaftungsbefehl. „Wir glaubten Ihnen gefällig zu sein, indem wir am Abend kommen," entschuldigten sie sich.

„Meine Herren," erwiederte der Graf in augenblicklicher Gedankenverwirrung. „Sie sind mir zu jeder Zeit willkommen! Bitte, nehmen Sie Platz. Ein Glas Wein?"

Die Gerichtsdiener setzten sich unter dem Bann der gräflichen Vornehmheit und Graf Westernberg begann nun eine fieberhaft zerfahrene Conversation, die sie auf den Gedanken bringen mußte, es mit einem Wahnsinnigen zu thun zu haben.

Melanie war zu Grimm geeilt. „Häscher sind da, meinen Vater gefangen zu nehmen," sprach sie fast mit Wildheit.

Grimm saß ruhig und bleich vor seinem Schreibtisch. Wäre sie vor einer Stunde gekommen, sie hätte ihn vielleicht willfährig gefunden: aber nun war die Kluft schon zu groß. „Es mußte so kommen," sagte er.

„Und Du willst es nicht verhindern?"

„Ich kann nicht!“

„Alfons!“ rief Sie und stürzte ihm zu Füßen.

Seine Blicke schweiften erstaunt und fragend über sie hin; wehmütig, aber kalt, ruhig, aber unzugänglich. „Es ist schmerzlich für mich, dich und ihn,“ sprach er, „aber es ist eine Kur, die vielleicht heilsam wirkt. Es mußte so kommen — besser früher, als später.“

Sie antwortete nichts mehr. Fast dräuend wandte sie sich ab; ungestüm verließ sie das Zimmer und erst als sie die Thüre hinter sich hatte, kam es über sie wie ein Schwindel, wie eine unbesiegbare Schwäche, wie ein unendlicher, vorwurfsvoller Gram. Sie lehnte den Kopf an die kalte Mauer und schluchzte. Die lauten, rauhen Stimmen der Gerichtsdiener brachten sie wieder zu sich; sie fuhr sich hastig über die Stirne und raffte sich auf.

Als sie den Salon wiederum betrat, war der Wechsel mit dem Namen des Leutnant Grimm als Bürgen unterschrieben.

Die Gerichtsdiener erklärten sich damit auf Weiteres zufriedengestellt und zogen sich zurück.

„Ich will Grimm danken,“ sagte Graf Westernberg sehr erleichtert.

„Um Gotteswillen, kein Wort zu ihm!“ wehrte Melanie.

Er blickte sie fragend, fast erschreckt an. Sie senkte den Kopf. Da schloß er sie an sein Herz und küßte ihre Wangen. „Es hat keine Gefahr,“ sagte er dann überzeugt, „im schlimmsten Falle brauche ich ja nur an den „jungen Herrn“ zu schreiben.“

IX.

Melanie hatte wie im Traume gehandelt. Anders, als im Augenblicke der Erregung erschien ihr die Sache, als eine Nacht dazwischen lag. Eine unnennbare Unruhe bemächtigte

sich ihrer. Sie wagte Grimm nicht mehr in die Augen zu sehen; sie zitterte bei jedem seiner nahenden Schritte, bei jeder seiner schnelleren Bewegungen, bei jedem seiner lauteren Worte. Von nun an hörte sie weniger auf den „armen Papa" und ihre ganze Aufmerksamkeit war wieder fast in krankhaftem Grade dem vernachlässigten Gatten zugewandt. Wiederum gab es Augenblicke, da er wähnte, ihre Liebe zu ihm sei in der einstigen Stärke neu erwacht und habe die feindlichen Gewalten, die sich dagegen angestemmt, siegreich überwunden. Aber es waren nur Augenblicke, kurze selige Augenblicke, welche die ruhigere Überlegung Lügen strafte! Melanies krankhafte Blässe, die nervösen Schwankungen ihrer Stimmung, ihr qualvoller Schlummer, dessen Träume er belauschte, brachten Grimm zuletzt auf den Gedanken, daß sie krank sein müsse und zu den Sorgen, die ihn niederdrückten, gesellte sich eine neue, die alle übrigen an Schwere übertraf.

Hundertmal schwebte ihr das Geständnis ihrer Handlung auf den Lippen und hundertmal drängte es das dunkle Bewußtsein von der Enormität dessen, was sie gethan, zurück. Es gab Stunden, in denen sie den Augenblick herbeisehnte, in dem Grimm Alles erfahren würde. Er kam nur zu schnell. Der kurze Monat, der dazwischen lag, war bald vorüber. Nun empfand sie ein fast fieberhaftes Bedürfnis, die Sache hinauszuschieben. Sie hatte nie die Hoffnung gänzlich aufgegeben, daß irgend ein unvorhergesehenes, unmögliches Ereignis eintreten werde, sie von der Qual dieser Befürchtung zu befreien. Graf Westernberg hatte von Tag zu Tag versprochen, an den „jungen Herrn" zu schreiben, aber so groß war der Stolz, der alle Wechselfälle seines Lebens überdauerte, daß Melanie es zuletzt mit einem Ungestüm von ihn fordern mußte, das ihn sprachlos machte.

Indessen er schrieb. Etwas hochmütig und von oben

herab zwar, wie jemand, der einen säumigen Schuldner an eine alte Schuld erinnert, aber doch, er schrieb. Noch war keine Antwort eingetroffen, und die Aussicht auf eine günstige Wendung der Sache durch diesen Schritt vernünftiger Weise eine nur geringe; aber beide redeten sich ein, daß sie untrüglich sei.

Endlich war der fatale Tag da, ohne daß sie sich erfüllt hatte. Grimm war früh am Morgen ausgerückt. Sie hofften wenigstens noch einen Tag Zeit zu gewinnen, bis er das Äußerste erfahre. Boten wurden ausgeschickt, den Gerichtsvollzieher aufzuhalten und Graf Westernberg selbst verlor an jenem Morgen seine sonstige Kühlheit, ging erregt im Zimmer auf und ab, öffnete von Zeit zu Zeit das Fenster und spähte die Straße hinab.

Alle Vorsichtsmaßregeln erwiesen sich als eitel. Als Grimm gegen ein Uhr nach Hause zurückkam, hielt er das verhängnisvolle Blatt in der Hand.

Melanie hatte sich anfangs einen phantastischen Plan entworfen, wie sie ihm unter Thränen zu Füßen fallen, seine Kniee mit den Armen umfassen und ihn um Gnade und Vergebung anflehen werde, aber nun, da er vor ihr stand in kalter Wirklichkeit, war sie wie gelähmt in wortloser Bange.

Da Grimm sie erblickte, leuchteten seine Augen unheimlich in aufsteigender Zornesglut. „Wo ist Dein Vater?“ rief er mit lauter rücksichtsloser Stimme.

Sie hatte ihn nie so gesehen, nie diesen Ton von seinem Munde gehört, noch ihn dessen für fähig gehalten. Zitternd wie Espenlaub stützte sie sich auf den Arbeitstisch.

Graf Westernberg trat ein. Er wich dem Blicke seines Schwiegersohnes aus; sonst war keine Veränderung an ihm wahrzunehmen.

„Es ist mir hier ein Wechsel von Ihnen präsentiert worden,“ sprach Grimm, dem die Worte nicht durch die

Kehle wollten, mit trockener Stimme, „wissen Sie von der Sache?"

Graf Westernberg setzte langsam die vergoldete Lorgnette auf die Nase und las. Seine Hand zitterte kaum. „Ach ja!" sagte er dann, das Papier zurückgebend. „Ängstigen Sie sich nicht um die Sache, ich hoffe bestimmt, dieser Tage Geld zu bekommen."

Grimm lachte bitter und höhnisch auf. Graf Westernberg blickte über die Gläser der Lorgnette fragend nach ihm hin.

„Es liegt eine Fälschung zu Grunde," sagte Grimm.

„Wie so?" frug Graf Westernberg streng.

„Sie haben meinen Namen als Bürgen darunter gesetzt."

Graf Westernberg erhob sich. „Herr Leutnant," sagte er vornehm, „Sie vergessen in diesem Augenblicke, wem Sie die Ehre haben, gegenüber zu stehen. Unsere verwandtschaftlichen Beziehungen sollten Ihnen kein Schild für Beleidigungen sein, die kein Kavalier auf sich sitzen lassen kann."

„Es ist nicht meine Handschrift," stieß Grimm hervor.

„Und nicht die meine! Fragen Sie die Komtesse . . . Ihre Frau, wollte ich sagen."

„Melanie!" Es war ein jäher plötzlicher Aufschrei Grimms, dieses Wort. Er griff sich nach dem Herzen, als habe er einen tödtlichen Stoß empfangen. Ein leises Zittern durchbebte seine Gestalt. Er hatte das Eigentümliche, daß ihm der Zorn keine Röte, sondern Blässe gab. Nun war er so weiß, wie die Wand. Seine Lippen waren bläulich und dazwischen leuchteten fast gespensterhaft seine weißen Zähne. So stand er vor Melanie, wie ihr Richter, wie ein Bild der strafenden Gerechtigkeit. Indessen sprach er nicht; kein Wort; es schnürte ihm die Kehle zu.

Auch Melanie war sprachlos und bleich. Schrecken, Angst, Unterwürfigkeit waren in ihrer Haltung ausgedrückt;

nichts von Schuldbewußtsein. Sie begriff die Schwere der Situation und fühlte, daß etwas Schreckliches bevorstehe; aber sie begriff nicht, daß sie anders hätte handeln können und empfand keine Reue.

„Du hättest es nicht thun sollen, Melanie,“ sagte der Vater.

Sie blickte ihn befremdet an.

Grimm schwieg noch immer. Er hielt das weiße Blatt krampfhaft in den Händen und starrte auf die Schriftzüge hinab.

„Was gedenken Sie zu thun?“ unterbrach endlich der Graf die schreckliche Pause.

Der Leutnant strich sich über die Stirne, die feucht war, wie von Angstschweiß.

„Ich werde niemals diese Summe bezahlen können,“ sprach er in tonloser Verzweiflung, „und wenn ich Jahre lang Tag und Nacht arbeitete.“

„Sie nehmen die Sache tragisch, viel zu tragisch,“ redete Graf Westernberg dazwischen. „Meine Tochter wird gewiß die alleinige Verantwortlichkeit ihrer Handluugsweise auf sich nehmen. Ich kenne sie. Nicht wahr, mein Kind?“

Wie ein Strahl flüchtiger Freude flog es über Melanies Gesicht. „Opfere mich!“ rief sie aufspringend. „Ich bin stark, es zu tragen. Ich werde den Richtern alles, alles sagen und,“ setzte sie leiser hinzu, „sie werden vielleicht barmherziger sein, als . . .“

„Du trägst meinen Namen,“ erwiderte Leutnant Grimm dumpf.

Graf Westernberg blickte auf, wie jemand, der etwas nicht vollkommen deutlich verstanden. „Den Namen Grimm,“ sagte er dann mit der Ruhe, mit welcher bescheidene Leute übertriebene Behauptungen auf ihr wahres Maß zurückführen.

Leutnant Grimm fuhr empört auf. „Graf Westernberg,“

begann er in herausforderndem Tone, „ich wußte längst, daß wir verschiedene Begriffe von Ehre haben."

„Alfons!" rief Melanie Einhalt flehend. Graf Westernberg zitterte etwas und in seinem Gesicht lag ein verlegenes, fast blödes Lächeln, als er nun die Hand auf den Arm des Schwiegersohns legte, ihn bei Seite zu nehmen. „Bedenken Sie," sprach er mit leiser und hohler Stimme, „daß der Zustand Ihrer Frau der Schonung bedarf."

Aber Grimm war nicht in der Lage, irgend etwas zu bedenken. Ein lange verhaltener Zorn gährte in ihm und trieb zu einer Äußerung. „Bedenken und Schonung wären an Ihnen gewesen," erwiderte er außer sich. „Ich habe Nachsicht gehabt und Ihnen Charakterschwäche als Unzurechnungsfähigkeit angerechnet. Aber das alles geht zu weit! . . . Sie kennen keine Grenze mehr und was Sie Diese hier thun ließen, ist einfach eine Infamie."

Es gibt Worte, die wie ein Blitz einschlagen. So ein Wort war damit zwischen den Dreien gesprochen worden. Graf Westernberg verlor auf einmal Verlegenheit und Angst; es durchzuckte ihn elektrisch und er richtete sich empor wie eine galvanisierte Leiche.

Melanie war zwischen beide gesprungen, aber Grimm hatte sie unsanft von sich gestoßen und war mit fliehenden Schritten in sein Zimmer gegangen, dessen Thüre er hinter sich verschloß. Kein Bitten bewog ihn zu öffnen, oder auch nur zu antworten; Melanie hörte, als sie das Ohr an das Schloß legte, kein anderes Lebenszeichen von ihm, als ein lautes, herzzerreißendes Schluchzen. Sie wandte schnell den Kopf zur Seite, denn sie glaubte sich zu täuschen; dann überlief sie es kalt und heiß und ihr Herz fing an, laut und ungestüm zu schlagen. Es war ihr, als ob ein tiefes Dunkel von ihren Augen fiele, als ob ein Bann zerbräche, der sie

nur allzulange gefangen gehalten hatte. An die Stelle eines krankhaften, ungesunden Mitleids für den Vater trat auf einmal ein gesundes, thatkräftiges für den beleidigten Gatten. Mit so veränderten Gefühlen kam sie in den Salon zurück, wo Graf Westernberg in der Attitüde eines erhabenen Dulders ihrer harrte.

Er sprach nunmehr nur noch französisch, gleich als wolle er dadurch eine neue Scheidewand zwischen sich und dem Gehaßten aufstellen. „Ich liebe ihn besser so," rief er in hoher, kreischender Fistelstimme. „Die wahre Natur kommt dabei zum Vorschein. Ich werde mich schlagen. Suche nicht, mich davon abzubringen. Ob ein Mensch, wie er, überhaupt satisfaktionsfähig ist, scheint freilich zweifelhaft . . . es wird gut sein, die Sache vorher dem Offizierskorps vorzulegen."

Er sagte dieses und noch manches andere schäumend in halb verbissener Wut, während Melanie ihm geistesabwesend gegenüber saß und mit fieberhafter Eile die Quasten ihres Schlafrockes im Kreise drehte.

Da hörte sie eine Thüre gehen. Ohne den armen Papa zu beachten, sprang sie auf und flog nach Grimms Zimmer. Er war fort und hatte seine Pistolen mit sich genommen. Ihr Blick hatte sie vor allem anderen an der gewohnten Stelle gesucht; dann verfinsterte sich alles um sie her, sie stieß einen wilden Schrei aus und sank ohnmächtig zu Boden.

X.

Einen Tag später hatte die unglückliche Frau einem Knaben das Leben gegeben. Bange Stunden lang hatte sie auf der schmalen Grenzscheide des Todes geschwebt und erst langsam war sie wieder zum Bewußtsein zurückgekehrt. Ihr Blick hatte etwas unheimlich Stieres beibehalten und, wären

ihre leuchtenden Augen nicht gewesen, man hätte sie bei der todeskalten Blässe ihrer Gesichtszüge, bei der regungslosen Ruhe ihrer krampfhaft gefalteten Hände für eine Leiche halten können.

Graf Westernberg saß an ihrem Bette und gab diätetische Verhaltungsmaßregeln. Er sprach von der Notwendigkeit einer Amme, der wahrscheinlichen Lebensdauer des Neugeborenen und der Schädlichkeit nervöser Aufregungen für seine Gesundheit.

Melanie hörte ihm vollkommen teilnahmslos zu. Um sie und in ihr war es merkwürdig dumpf. Es war ihr, als lägen Jahre zwischen dem Gestern und dem Heute. Eine unendliche Schwere lastete auf ihrer Seele, eine Art Lähmung aller Kräfte angesichts des Bevorstehenden. So oft die Thüre sich öffnete, war sie darauf gefaßt, daß man Grimm hereinbrächte in seinem Blute schwimmend, oder daß sie selbst und ihr Vater von Gerichtsdienern abgeholt und durch eine gaffende Menge geschleppt würde. Aber sie wagte nicht, sich Gewißheit zu erfragen.

Graf Westernberg erging sich dem gegenüber in einer Reihe banaler Trostgründe. „Ihr paßtet nicht zusammen," fand er. „Euere Lebensansichten waren zu verschieden. Er hatte nicht genug Erziehung, in unsere Kreise einzutreten. Der Rock des Königs allein macht es nicht aus. Nun bist du wieder ganz mein," schloß er endlich, indem er ihre Hand ergriff und sie zärtlich preßte.

Sie entzog sie ihm schnell. „Mein Platz ist an seiner Seite," sagte sie, „und ich werde ihm nachsterben."

Der Graf schüttelte langsam den Kopf, summte leise vor sich hin, zog den Vorhang von der Wiege und sagte dann fast mit Widerwillen: „Es sieht ihm ähnlich."

„Mein Kind!" stöhnte Melanie. „Ich darf nicht einmal sterben! O, mein Gott!" — Sie weinte. Diese Thränen erleichterten sie, aber sie blieb so teilnahmlos wie zuvor für

das sie Umgebende, so fest geschlossen in den Bann eines einzigen Gedankens. Sie hatte nun kein Wort der Zärtlichkeit mehr für den armen Papa, sie kümmerte sich nicht mehr um seine Bedürfnisse und seine Gegenwart war ihr fast eine Last.

Graf Westernberg kam in unbehaglichste Stimmung von der Welt und langweilte sich unsäglich. Er wäre so gerne zu seiner Whistpartie, aber Melanie lag im Fieber und der Arzt fand, daß sie noch immer nicht außer Gefahr sei. Häufig phantasierte sie von dem, nach welchem sie nicht zu fragen wagte. Sie sah ihn in ihren Fieberträumen als Leiche und redete doch zu ihm, als ob er lebe. Manchmal zog ein rührend süßes Lächeln über ihr blasses Gesicht, aber sie wachte in Thränen auf.

Endlich, nachdem er sie fast geknickt hatte, legte sich der Sturm. Sie kam außer Gefahr und das Interesse am Leben wurde wieder ein intensiveres. Nun kamen Stunden der namenlosesten Qual, Tage der Verzweiflung, des stürmischsten Sehnsuchtsverlangens, der hoffnungslosesten Trauer und erzeugten jene tiefeinschneidenden Eindrücke, die das Schicksal bedarf, um seine Läuterungsprozesse und seine Wendepunkte herbeizuführen. —

Schon war Melanie im Stande, einige Stunden außer Bett zuzubringen, als ihr eines Tages ein seltsamer Besuch gemeldet wurde. Eine schwarzgekleidete Dame, hinterbrachte die Amme, verlange sie zu sprechen, da sie erfahren habe, daß es ihr nun besser gehe. Sie sei schon an einigen vorausgegangenen Tage zu bestimmten Stunden dagewesen, habe sich aber jedesmal wieder, ohne Aufträge zu hinterlassen, entfernt, als die Nachrichten von dem Befinden der Wöchnerin nicht günstig gelautet hatten.

„Über Melanie lief es wie ein Schauer. Sie raffte ihr Nachtkeid zusammen und richtete sich lebhaft auf.

Die Angemeldete trat ein und schlug den Schleier zurück. Man sah sogleich, daß es Grimms Mutter war, dieselben regelmäßigen Züge, bei ihr nur wie vom Gram ausgemeißelt und vergeistigt. Ihr Äußeres hatte fast etwas Vernachlässigtes und doch flößte sie unwillkürlich ein Gefühl von Ehrfurcht ein.

Melanie griff nach ihrer Hand, sie an ihre Lippen zu ziehen, aber sie schien es nicht zu bemerken und ihr niedergeschlagenes Auge hatte keinen Blick für die Gattin ihres Sohnes.

„Er ist tot!" rief Melanie.

Frau Grimm machte eine abwehrende Handbewegung. „Ich komme um das Kind abzuholen," sprach sie mit tiefer, fast feierlicher Stimme.

„Das Kind!" wiederholte Melanie tonlos.

„Lesen Sie," fuhr Frau Grimm fort und reichte Melanie einen Brief dar.

Es war der Abschiedsbrief Grimms an seine Mutter, worin er ihr auferlegte, nach seinem Tode sein Kind zu sich zu nehmen, und es in den Grundsätzen bürgerlicher Ehrenhaftigkeit aufzuerziehen.

Melanies Händen entfiel das Blatt; dann brach sie in ein krampfhaftes, fast wildes Schluchzen aus.

Frau Grimm unterbrach sie nicht, fast schien sie sich an der Äußerung des Schmerzes ihrer Schwiegertochter zu weiden und erst nach einer Pause begann sie ausholend und wie zur Rechtfertigung ihrer Grausamkeit: „Ich habe nur einen Sohn. Wir sahen uns nicht sehr oft. Ich passe nicht in die Kreise, in denen er zuletzt gelebt hat, und trenne mich nicht gerne von dem Orte, wo die Gräber der Meinen sind. Aber ich wußte, daß er mich liebt und sein Tod . . ." — Hier brach sie ab, wie um Thränen zurückzuhalten. „Er war immer ein guter Sohn" knüpfte sie alsdann wieder an, „er hat mir nie Kummer gemacht und ich glaubte nicht, daß er ein schlechter

Gatte sein werde ... Ich war nicht für seine Verheiratung mit einer Gräfin. Man muß nicht über seinen Stand hinaus freien. Das taugt nicht. Nur gleich und gleich gesellt sich gern und gut. Aber ich schwieg dazu. Konnte ich es ändern? Ich bin nur seine Mutter, nicht sein Lehrmeister, ich kann ihn nur lieben, nicht leiten. Ich habe sie nicht gesehen, seine Gräfin; ich bin eine einfache Frau und passe nicht zu Gräfinnen. Aber seitdem war ich auf etwas gefaßt, etwas Dunkles lag in der Luft und vor meinen Augen etwas wie eine Wolke ... Es war ein Sonntag; ich saß ruhig in meinem Lehnstuhl und las in meiner Bibel, als man mir diesen Brief brachte. Ich erschrack, da ich seine Handschrift erblickte, denn ich hatte in demselben Augenblicke in Sorgen an ihn gedacht. Was hat eine einsame Mutter besseres zu thun, als an ihren Sohn zu denken? Sie haben den Brief gelesen, vom ewigen Abschied und der kindlichen Dankbarkeit, von der traurigen Pflicht und der verletzten Ehre . . . Alles wirr durcheinander . . . Ich solle stark sein! ... Ich bin oft stark gewesen, Madame, in meinem Leben und habe zu unserem Herrgott gebetet, er möge mir Alles nehmen, nur das Eine möge er mir lassen, dann wolle ich nicht klagen und über nichts. Er hat eine schwere Krankheit durchgemacht und sie glücklich überstanden, er ist im Feldzug gewesen und wieder heimgekehrt . . ." Sie fuhr sich über die Stirne, als ob sie sich den Angstschweiß trockne, dann fuhr sie mit vor Erregung bebender Stimme fort:

„Als ich den Brief gelesen hatte, war ich anfangs wie versteinert. Ich hatte es so kommen sehen, deutlich und mit offenen Augen und das machte mir die Sache noch schrecklicher. Ich hatte das Herz in fast abgöttischer Liebe an etwas Irdisches gehängt und die Hand des Herrn rührte daran. Es empörte sich in mir, wie wenn ein Paktbruch geschehen wäre. Ich schleuderte die Bibel weg von mir und lachte laut auf, als

ob ich von Sinnen wäre. Dann lief ich aus dem Hause und frug die Leute, ob sie ihn nicht gesehen hätten und wann der nächste Zug abginge . . . Als ich zurückkam, hatten sie ihn mir ins Haus gebracht. Er lebte noch . . .

„Ja, er lebte noch,“ wiederholte sie mit einem erleichternden Seufzer und ein Schein der Freude erhellte ihre düstern Züge. „Die Kugel hatte seine Schläfe nur gestreift und war an seinem harten Kopfe abgeprellt. Sein blondes Haar hing wirr nach abwärts und sein Gesicht war weiß wie Marmor. Ich habe ihn nie so schön gesehen.“

„Ein Wundfieber stellte sich ein und es vergingen viele, viele Stunden, bis er mich wieder erkannte. Und als ich schon glaubte, wir seien über dem Graben, ging es von neuem an. Körperlich war keine Gefahr mehr, aber von wo anders her. Er wollte nicht mehr leben. Er müsse sterben, sagte er, als er wieder zu sich kam, er müsse — seine Ehre verlange es, ich werde es wohl einsehen.“

„Ich sah gar nichts ein. Ich fühlte nur eine namenlose beklemmende Angst, ihn vom Abgrund zurückzuhalten und zugleich einen bitteren Widerwillen gegen ihn, daß er so zu seiner Mutter sprechen könne. Ich hielt dafür, daß es noch etwas Höheres gebe, als die sogenannte formelle Ehre, eine Pflicht der Gefühlsrücksicht gegen die, die uns lieben und an uns hängen mit allen Fasern ihres Herzens und die unser Tod mit ins Grab hinabzöge.“

Sie sprach diese letzten Worte lauter und beredter, als das Vorangegangene und es schien, als ob die bloße Erinnerung an die drohende Gefahr ihr noch jetzt wie ein Schwindel vom Herzen zum Kopfe stiege. Aber sie faßte sich schnell und ruhiger fuhr sie fort: „Ich habe ihm natürlich von all den stillen Gedanken, die ich mir gemacht, nichts verraten; kein Wort. Sentimentale Redensarten waren nie Brauch unter uns und

um die Gefühlsrücksichten steht es schlecht, deren Beobachtung man erst lange erbetteln muß. So nahm ich denn meine ganze Kraft zusammen und packte die Sache von einer anderen Seite an."

„‚Ich hätte nicht geglaubt, daß du so kleinmütig werden könntest,' sagte ich ihm.

„‚Wenn man Geld schuldig ist, erfordert die Ehre nicht, daß man sich totschießt, sondern daß man es bezahlt. Ich habe nicht viel, aber so viel wird es noch sein, daß man in Ehren bestehen kann. Ich habe den alten Schmuck von der Großmutter her, der ist immer ein schönes Stück Geld wert und mein Haus, das kann ich ja verkaufen und in der Miete wohnen . . .“'

„Als er mir die Summe nannte, um die es sich handelt, erschrack ich wohl ein wenig, aber ich ließ mir nichts anmerken und zuletzt habe ich es nun doch zusammengebracht . . ."

„Mutter!" rief Melanie.

Frau Grimm blieb ruhig und kalt, wie zuvor. Sie griff nach einem Paketchen mit Papieren in ihrer Ledertasche und legte es auf den Tisch. Dann stand sie auf. „Ich habe alles hingeopfert, was ich besaß," sagte sie. „Es ist mir nicht bei allem leicht gewesen, denn man hängt manchmal an etwas Sächlichem, wie wenn es etwas Persönliches wäre. Und dann auch mit meinem sorgenfreien Leben ist es aus. Diese alten Hände werden sich wieder an die Arbeit gewöhnen müssen. —

. . . „Ich sage das alles nicht, um groß zu thun, sondern weil ich meine Hilfeleistung an eine Bedingung geknüpft habe."

„Ich will sie erfüllen, was es auch sei!" rief Melanie freudig in die Hände klatschend wie ein Kind.

„Scheidung!" sagte Frau Grimm streng. „Das ist keine Frau für meinen Sohn, und wenn es eine Fürstin wäre, die mit dem Lebensglück ihres Mannes spielt und es

ihren vornehmen Familienrücksichten hintansetzt. Ich will nicht zweimal durchmachen, was ich durchgemacht habe und konnte nur einmal helfen."

„Scheidung!" wiederholte Melanie mit schmerzvollem Staunen.

„Für das Kind," fuhr Frau Grimm unbarmherzig fort, „soll gesorgt werden. Es trägt seinen Namen."

Sie schlug die Vorhänge der Wiege zurück und nahm den Knaben auf den Arm. Das Kind lächelte, als sie es küßte, und eine Thräne trat in ihr Auge. Über die beleidigte Mutter kam plötzlich das Mitleid für eine unglückliche Mutter. Zum erstenmal blickte sie auf Melanie, der die heißen Thränen unter den zarten schmächtigen Fingern hindurchrannen.

„Haben Sie ihn denn geliebt?" frug sie mit weicherer Stimme.

Melanie nahm die Hände vom Gesicht, und der Aufschlag ihrer leuchtenden Augen, die stille Verklärung ihrer Züge beantwortete diese Frage besser, als Worte es vermocht hätten. Dann schlang sie ihren Arm um den Nacken von Grimms Mutter und zog sie zu sich herab. „Seien Sie barmherzig!" schluchzte sie.

Frau Grimm entwand sich sanft ihrer Umarmung. „Ich stehe nicht zwischen Euch beiden," sagte sie wehmütig, „ich wahrlich nicht!"

Da trat Graf Westernberg ins Zimmer. Melanie blickte fest auf ihn. „Papa," stellte sie vor, „seine Mutter!"

Einen Augenblick standen beide sich sprachlos gegenüber und maßen sich mit den Blicken. Beide waren fast gleich groß an Gestalt, nie aber trat der Mangel des Grafen an Würde und charaktervoller Haltung so sehr in den Vordergrund, als im Gegensatz zu dieser fast ärmlich gekleideten Frau.

„Geehrte Dame," redete Graf Westernberg sie an, „Sie kommen wohl, um Ihren Enkel zu sehen?"

„Ja," erwiderte sie mit der tiefen Stimme, die ihr eigentümlich war, „und auch im Auftrag meines Sohnes. Ich bringe Ihnen die Summe — für die er Bürgschaft geleistet hat."

Graf Westernberg lächelte schmerzlich süß, wie jemand, dem gegenüber man endlich ein Unrecht einsieht.

„Es ist zu spät," sagte er.

„Zu spät!" riefen beide Frauen entsetzt.

„Sie sind wohl in Wechselsachen wenig bewandert," wandte sich der Graf im Tone überlegener Belehrung an Frau Grimm.

„In der That!" erwiderte sie tonlos.

„Ein Wechsel verrasselt, oder er verrasselt nicht, voilà tout! Eine Stunde zu spät, oder ein Jahr zu spät, das ist toute même chose. Ich habe mir selbst helfen müssen, durch einen Finanzkoup sondersgleichen . . ."

„Hat vielleicht der König?" forschte Melanie.

„Der junge Herr!" seufzte der Graf vornehm mitleidig. „Ich fürchte, daß er schlechte Berater zur Seite hat. Dankbarkeit war übrigens nie die Sache der Höfe. Er hat mir auf wiederholte Anregung statt aller Antwort endlich eine Anweisung auf seine Kabinetskasse zusenden lassen. Es ist fast unglaublich, aber es ist so! Ich habe die Sache sofort zurückgeschickt. Männern, wie mir, bietet man ein Ministerium an, eine Obersthofcharge — sie nehmen kein Almosen." —

„Aber Dein Finanzkoup?" frug Melanie nun, aufs Höchste gespannt.

Graf Westernberg lächelte schlau vor sich hin. „Mein Fideikommiß ist aufgelöst," sagte er. „Das machte Kapital flüssig. Die dringendsten Wechsel sind bezahlt und ich behalte ein hübsches Sümmchen in Händen. Was sagst Du dazu, mein Kind?"

Melanie ließ müde den Kopf sinken. Es war mehr ein melancholischer, als ein freudiger Eindruck, den die Nachricht auf sie hervorbrachte, daß ihr Vater auch in dieser Richtung von einer lange behaupteten Zähigkeit abgegangen sei und den letzten, wenn auch schwachen Halt eines früheren großen Besitzes aus der Hand gegeben habe. Sie blickte vor sich hin, wie jemand, der auf die trübe Flut eines einst mächtigen Stromes blickt, den er im Sande versickern sieht.

Graf Westernberg rieb sich fröhlich die Hände. „Nun sind wir frei, nichts bindet uns mehr an die Scholle und wir können den Winter in Nizza zubringen."

„Wie?" frug Melanie im Tone des Erstaunens.

Graf Westernberg hob den Kopf in die Höhe und blinzelte mit den Augen. „Es ist überflüssig, sich darüber aufzuregen," sprach er. „Italien, oder nicht, gilt mir gleich viel; ich bleibe in jedem Falle bei Dir."

„Vater," entgegnete Melanie nach kurzer Zögerung, „das wird kaum angehen."

„Hm!" machte der Graf lebhaft.

„Nach dem, was zwischen Dir und Alfons vorfiel . . ."

Graf Westernbergs Gesicht überflog eine Zornesröte. „Nach dem, was zwischen uns vorfiel," sagte er, „kann keine Rede davon sein, daß wir fernerhin unter demselben Dache zusammenwohnen."

„Ich dachte so," fuhr Melanie fort, „und darum wollte ich Dich bitten, ohne mich nach Nizza zu reisen, oder wohin es Dir sonst gefällt."

Die Züge des alten Mannes verzerrten sich auf einmal. „Das heißt, Du setzest Deinem Vater den Stuhl vor die Thüre," sagte er endlich, wie um sich selbst die Sachlage klar zu machen. „Ist das ein Scherz?"

„Nein, Vater!“ Ihre Stimme zitterte nicht bei diesen Worten und ihr Gesicht blieb ruhig wie zuvor.

„Das ist ja charmant!“ lachte der Graf gezwungen. „Ganz unübertrefflich!“

„Kann ich anders, Vater?“

„Nein,“ entgegnete Graf Westernberg mit schmerzlichem Hohn, „Du kannst nicht anders, Du hattest die Wahl zwischen mir und ihm — du wähltest ihn — das ist Geschmacksache! Weiter nichts! . . .“ Hier schlug seine Stimme um und sein Hohn löste sich in Rührung auf. „O, welche Welt!“ rief er. Dabei ließ er sich in einen Stuhl niedersinken und brachte das Batisttuch vor die Augen.

Er schluchzte hilflos, wie ein Kind, der alte Graf mit dem weißen Haar und der stolzen Vergangenheit.

Frau Grimm trat zu ihm heran und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Trösten Sie sich mit mir, Herr Graf,“ sprach sie in einem Tone, der aus Thränen und Lächeln gemischt war. „Es ist unser aller Los! . . . Wenn die Jungen flügge werden, fliegen sie aus. Wir sehen sie fliegen hoch über uns in den Wolken, wir schlagen mit den Flügeln vor Sehnsucht und Freude, aber mitfliegen — das dürfen, das können wir nicht! . . . Die Familie besteht aus Mann, Frau und Kind, was darüber ist, ist vom Übel und stört den Frieden der Ehe.“

Graf Westernberg wischte sich die Thränen aus den Augen. „Sie sind eine originelle Dame,“ sagte er, sich galant gegen Frau Grimm verneigend. „Sehr originell und vielleicht haben Sie recht, denn offen gestanden, ich tauge nicht mehr zu kleinen Kindern.“

Hier schien ihm eine plötzliche Idee zu kommen, er stand auf und griff nach seinem Hute.

„Möchten Sie nicht die Güte haben,“ wandte er sich

wieder an Grimms Mutter, „meine Wärterstelle bei dem Kleinen auf eine Stunde zu übernehmen? Ich muß notwendig eine Abschiedsbowle für den Abend arrangieren, es ist das Wenigste, was ich Freunden bieten kann, die stets so liebenswürdig gegen mich waren. Adieu, ma chérie!“ . . . Er küßte Melanie flüchtig und verließ das Zimmer ohne Groll. Peinliche Eindrücke hafteten nie mehr lange in seinem Geiste; der Augenblick mit seinen Wünschen und Genüssen absorbierte ihn ganz.

Frau Grimm trat an Melanies Bett, als er fort war, und ergriff ihre beiden Hände. „Soll ich meinem Sohne schreiben,“ frug sie mit einem Lächeln, „daß sein Platz wieder frei ist?“

„Nein,“ entgegnete Melanie, „ich will selbst zu ihm und mir seine Verzeihung erbitten.“ —

Brauchen wir hinzuzusetzen, daß sie nicht allzu schwer zu erlangen war? Es verwandelte sich in eine Wiederkehr von Glückseligkeit, was ein Rest von Buße hätte sein sollen. Denn, wenn es etwas Schöneres gibt, als das Wiedersehen nach überstandenen Gefahren, so ist es das Versöhnungsfest liebender Herzen, die ein Mißverständnis oder eine Schuld getrennt hatte.

Indessen sie sprachen wenig von Schuld und Sühne. „Wir sind beide gleich schuldig,“ fand Grimm. „Wir haben uns nur geliebt, nicht ergänzt und gegenseitig herangebildet. Es genügt nicht, daß die Frau den Namen und den Stand des Mannes annehme, er muß sie auch einführen in den Kreis seiner Begriffe und der Prinzipien, die die Grundlage seines Daseins bilden. Dies versäumten wir. Wir spielten, statt daß ich Dich lehrte.“

„Nun that es die Schule des Lebens!“ tröstete Frau Grimm.

„Sie ist schwer!“ seufzte Melanie.

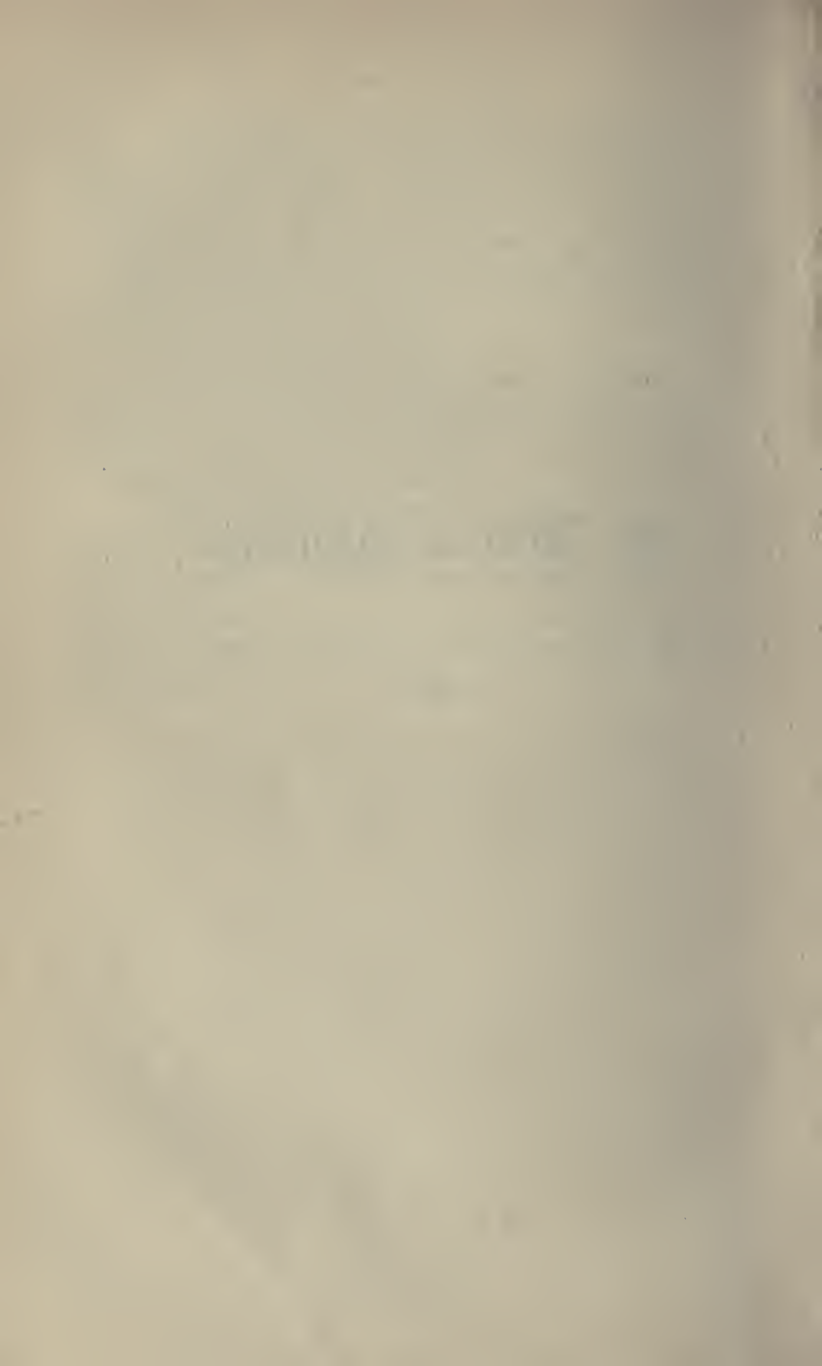
„Aber ihre Lehren bleiben unvergessen!“ —

Und so war es in der That! In Melanies Wesen hatte sich eine Wandlung vollzogen. Ihre Liebenswürdigkeit blieb die gleiche, aber sie nahm die Grundlage eines positiveren Charakters an. Sie liebte den Vater noch, aber nicht mehr instinktiv und blind gegen seine Schwächen, sondern mehr wie ein Kind, oder einen Kranken, dessen Launen der heilsamen Pflege nicht Gesetze sein dürfen.

Graf Westernberg starb übrigens bald darauf. Seine Gläubiger strengten nach seinem Tode eine Klage wegen nicht bezogener Pension gegen den Fiskus an und hoffen dadurch völlige Befriedigung zu erlangen.

Grimms Mutter hat sich, ihrer Theorie von der Dreieinigkeit der Ehe getreu, nicht bewegen lassen, zu dem jungen Paar zu ziehen. Aber sie kommt von Zeit zu Zeit zum Besuche, und je öfter sie kommt, desto tiefer überzeugt sie sich, daß sie Unrecht gehabt hat, den Sohn vor einer Mesalliance zu warnen. —

Der Wolf im Schafspelz.



Die Kerzen brannten nieder; es war spät geworden im Salon der Frau von Kanitza. Der größere Teil der Gesellschaft hatte sich bereits zurückgezogen und nur mehr die Dame des Hauses, Baron Marwitz und ich umstanden noch zögernd den Kamin. Der Abend war im ganzen sehr wenig animiert gewesen; Viele hatten sich nicht gescheut, ihrer Gelangweiltheit einen unzweideutigen Ausdruck zu geben; ja es waren sogar einige direkte Verstöße gegen den guten Ton vorgekommen, die beinahe einen kleinen Eklat herbeigeführt hätten. Wir sangen nun das alte Klagelied von dem Untergang der verbindlichen Umgangsformen, der Seltenheit der Höflichkeit des Herzens und dem Schwinden der feineren Geselligkeit überhaupt.

„Der Grund von diesem beklagenswerten Stand der Dinge,“ nahm Frau von Kanitza das Wort, „liegt darin: es gibt keine alten Damen mehr. Man versteht nicht mehr alt zu werden heutzutage.“

Dann gingen wir näher auf den ausgesprochenen Gedanken ein und zählten endlich die Namen derjenigen auf, die in dieser Richtung noch einigermaßen in Betracht kämen. Ich nannte unter anderen die Gräfin Düpont, eine der ehemaligen Palastdamen der höchstseligen Königin, die mir durch die Distinktion ihrer Auftretens, die graziöse Eleganz ihres Benehmens, ihre Kunst, einen Salon zu beleben und gleichsam zu

elektrisieren, den tiefsten und unauslöschlichen Eindruck gemacht hatte, obgleich ich sie nur noch kurze Zeit lang in der Gesellschaft gesehen hatte und ihr eigentlich nie in irgend einer Weise näher getreten war.

Baron Marwitz fixierte mich, als ich diesen Namen aussprach. „Gräfin Düpont gehörte nicht zu den älteren Damen,“ sagte er fest und fast verweisend.

„Wenn ich mich recht erinnere, muß sie ziemlich tief in den Dreißigern gestanden sein,“ entgegnete ich, indem ich den Blick seiner wenig sagenden blauen Augen aushielt, bis er ihn wieder zu Boden senkte.

Baron Marwitz war mir, offen gestanden, von jeher und zu allen Zeiten unsympathisch gewesen. Seine steife, hölzerne Art sagte meinem lebhafteren Naturell nicht zu, und ich habe trotz seines großen, schönen, blonden Vollbarts, seiner regelmäßigen Züge, seiner breiten Schultern und des Geschäftsträgerpostens, den er begleitete, niemals begreifen können, wie es kam, daß so viele Damen der Gesellschaft für ihn als ein Ideal männlicher Schönheit schwärmten. In diesem Augenblicke aber war er mir vollends lästig.

Seit drei peinlichen Stunden hatte ich mich nach dem Zeitpunkt gesehnt, Frau von Kanitza allein zu sprechen. Ich liebte damals diese Frau halb mit dem schwärmerischen Flug einer romantischen Lebensepoche, halb mit der jugendlichen Begierde, ein Abenteuer zu bestehen, das sich von den gewöhnlichen in etwas unterschied.

Anna von Kanitza war wegen ihrer großen Schönheit berühmt, aber ihr Ruf war trotzdem bisher von makelloser Reinheit geblieben und Viele behaupteten sogar, daß sie ein kühles, leidenschaftloses Temperament besitze, das schwer aus seinem Gleichgewicht zu bringen sei. Um so mehr überraschte es mich, als sie alsbald mir gegenüber einen Ton anschlug,

den selbst die warmen Empfehlungen einer ihr befreundeten Tante von mir, die ich an sie abzugeben gehabt hatte, nicht allein und vollständig zu erklären schienen. Ich fing sogleich Feuer und sah mich schon im Geiste als den Helden eines reizenden, kleinen Romans, der die ganze übrige junge Herrenwelt vor Neid erblassen machen würde.

Übrigens kann ich nicht gerade sagen, daß Frau von Kanitza mich in dieser Richtung in der Folge sehr ermutigt hätte; aber sie nahm doch meine naiven Huldigungen in der spielenden Weise und mit dem sphinxenhaften Lächeln hin, das ihren Reiz in meinen Augen nicht wenig erhöhte. Ihrem wahren Wesen hatte ich bisher nicht auf den Grund kommen können und die Ungewißheit, in welcher ich darüber war, erhielt mich in einer beständigen unruhvollen Spannung.

Ich darf nicht verschweigen, daß es auch einen Herrn von Kanitza gab. Er befand sich seit Monaten in diplomatischer Sendung an, ich weiß nicht mehr, welchem europäischen Hofe und ich hatte ihn nie von Angesicht zu Angesicht gesehen. Die ihn kannten, schilderten ihn als einen Othello, der mit Pistolenforderungen ordentlich um sich warf, und, was noch schlimmer klang, eine absolute Herrschaft über seine Frau besaß. Man warnte uns da und dort in der Gesellschaft scherzweise vor seiner Rückkehr und in der That wurde Frau von Kanitza immer ängstlicher und zurückhaltender, je näher der Tag derselben herankam. Dies brachte mich fast zur Verzweiflung. Mich jetzt zurückzuziehen, erschien mir schon darum unmöglich, weil ich nicht den Schein auf mich laden wollte, ich habe es aus Furcht vor Herrn von Kanitza gethan, und so beschloß ich denn im Gegenteil, mit einem Schlage mit meinem bisherigen System zarter Aufmerksamkeiten und schwerverständlichen Andeutungen zu brechen und machte eines Abends

in dem mystischen Halbdunkel eines Logenhintergrundes eine Erklärung in optima forma.

Frau von Kanitza ließ mich ruhig ausreden und ebenso ruhig frug sie mich dann, wie ich zu dieser Impertinenz komme und was mich berechtige, einer anständigen Frau eine solche Beleidigung zuzufügen?

Starr vor Staunen entschuldigte ich mich mit meiner heißen Leidenschaft und versäumte auch nicht als mildernden Umstand bei meinem Verbrechen das Interesse anzuführen, das sie mir geschenkt und das mich so ungemein glücklich gemacht habe.

Sie wandte sich darauf hin nach mir um und maß mich mit ihren Blicken. „Ja," sagte sie, „allerdings, ich habe Interesse gehabt für Ihre unverdorbene Jugend, und weil ich Sie für sans conséquence hielt. Ich habe mich bitter in Ihnen getäuscht und Sie haben mein Vertrauen betrogen!"

Ich weiß nicht, was mich an dieser Rede mehr ärgerte, der Ausdruck „sans concéquènce", oder die „unverdorbene Jugend", kurz ich kam nun meinerseits in Harnisch und fing an, ihr eine Philippika zu halten, worin ich ihr Herz mit einer schönen Marmorvase ohne Inhalt und ihre Seele mit einem gähnenden Grabe verglich. Ich mußte es irgendwo gelesen haben, denn so schöne Metaphern wuchsen damals noch nicht in meinem Garten. Dann ging ich auf die Kritik ihrer einzelnen Handlungen ein; bewies ihr logisch aus ihren Reden, daß sie es sich selbst zuschreiben müsse, wenn sie allzu kühne Hoffnungen erweckt habe und nannte endlich ihr ganzes Benehmen gegen mich eine kalte „Sphinxenhaftigkeit", der es nur darum zu thun sei, unglückliche Rätsellöser in den Abgrund zu stürzen.

Eine ungeheuere Ungnade war die Folge dieser allzu aufrichtigen Expektoration. Frau von Kanitza würdigte mich

von Stund an keines Blickes mehr und war nicht mehr für mich zu Hause. Eine Zeitlang trug ich die Verbannung aus ihrer Nähe mit vieler tragischer Würde. Dann nahm ich zu dem in solchen Fällen wahrlich nicht mehr ungewöhnlichen schriftlichen Weg meine Zuflucht. Ich schrieb einen sechs Seiten langen Brief, in welchem ich meine Schuld bekannte, ihre Verzeihung anflehte und schließlich in einer ungemein rührenden Wendung, auf die ich nicht wenig stolz war, die übliche Bitte an sie adressierte, sie möge mir ihre Freundschaft schenken, da sie mir die Erwiederung intensiverer Gefühle versagen zu müssen glaube.

Glücklicherweise war Frau von Kanitza doch nicht so ganz von Stein, wie ich sie geschildert hatte. Ich erhielt als Antwort eine Einladung zu ihren Empfangsabenden und hatte mich an eben jenem Abend mit um so lebhafterer Ungeduld eingefunden, als ich mir mit der Hoffnung schmeichelte, der Zusicherung der erbetenen Freundschaft würde schon mit Rücksicht auf den Umstand, daß die Rückkehr des Herrn von Kanitza unterdessen wieder in weitere Ferne gerückt war, ein gewisser wärmerer und feierlicher Ton nicht ganz fehlen.

Frau von Kanitza empfing mich, wie wenn nichts Außergewöhnliches zwischen uns vorgefallen wäre. Den ganzen Abend über spähte ich nach einem Blick, nach einem Händedruck, nach einem leiseren Worte, das als Antwort auf meine schriftliche Anfrage hätte gedeutet werden können; aber so aufmerksam ich mich auch zeigte, es war mir nicht möglich, etwas dergleichen zu beobachten.

In unserer Unterhaltung am Kamin war unterdessen eine feindselige Pause eingetreten. Die Dame des Hauses blickte vorwurfsvoll auf mich und wie einem Befehl ihrer sanften, schwarzen Augen gehorchend, suchte ich meinen Fehler wieder gut zu machen, indem ich anfing, die Vorzüge der Gräfin

Düpont in allen Tonarten zu preisen, ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit und besonders auch die aufopferungsfähige mütterliche Freundschaft, welche sie, wie man sagte, den Neulingen in der schweren Kunst des Lebens bei ihren ersten Schritten in die große Welt zu erweisen pflegte.

Es nützte mir wenig! Baron Marwitz sagte kein Wort dazu; ja die Wolke auf seiner Stirn wurde immer dunkler und dunkler und bei der nächsten Pause des Gesprächs griff er nach seinem Hut, küßte der Dame des Hauses die Hand, grüßte mich mit einer steifen Verbeugung und verschwand hinter den Portièren des Salons.

Auch ich machte nun in der sicheren Hoffnung, zurückgehalten zu werden, Anstalt, zu gehen.

„Sind Sie schläfrig?“ frug mich Frau von Kanitza.

„Nein!“ sagte ich. „Mir ist aller Schlaf vergangen, seitdem ich erfahren habe, wie bitter es ist, aus einem schönen Traume aufgeweckt zu werden!“

Frau von Kanitza schien meine letzte, allerdings etwas riskierte Anspielung vollständig zu überhören. „So bleiben Sie noch einen Augenblick,“ sagte sie. „Ich bin nicht gewohnt, so frühe zu Bette zu gehen!“

Also nur darum! Empört über diese Geringschätzung that ich einen Schritt vorwärts, als wollte ich trotz ihrer Einladung zu bleiben, meinen fingierten Entschluß ausführen.

„Mein Gott, sind Sie ungemütlich heute!“ rief sie mir zu. „Setzen Sie sich doch . . . Wollen Sie nicht im Kamin nachlegen, oder soll ich Jean klingeln?“

„Sie ist unausstehlich!“ dachte ich mir und wühlte dann mit dem Schürhaken in der verglimmenden Glut des Kaminfeuers, dessen rötlicher Schein Frau von Kanitza ins Gesicht fiel. Ich kniete dabei vor ihr und hatte ihren schönen Fuß in meiner unmittelbaren Nähe.

„Wollen Sie nicht vielleicht wieder aufstehen?“ unterbrach sie mich nun in der alternativen Betrachtung ihres Fußes und den Wirkungen der Lichtreflexe auf ihrem Gesicht, von der ich nicht mehr weiß, wie lange sie gedauert hat.

„Méchante femme!“ rief ich aufspringend. Dann setzte ich mich ihr resigniert gegenüber, halb wie ein Priester, der Beichte abnimmt, halb wie ein verurteilter Delinquent, der exekutiert wird.

„Sie haben eine wunde Stelle bei Baron Marwitz berührt,“ begann sie.

„Hat auch Baron Marwitz verwunderbare Stellen?“ höhnte ich.

„Vielleicht!“ sagte Frau von Kanitza leise und sah unübertrefflich schön aus, während sie den Kopf leicht zur Seite senkte und in das neu aufflackernde Kaminfeuer blickte.

„Er hat ja kein Herz.“

Frau von Kanitza spielte sinnend mit ihrem chinesischen Kaminfächer. „O, mein Freund,“ sagte sie fast mit einem Seufzer, „wer hat kein Herz?“

„So hat er die Gräfin Düpont geliebt?“ frug ich etwas zerstreut.

„Er sie nicht; aber sie ihn.“

„Das ist schlimm!“

„Ja, sehr schlimm! . . . Ich kenne diese Geschichte besser, als irgend jemand in der Stadt, ja ich kann sagen, daß ich die einzige bin, die sie kennt, denn ich stand sehr intim mit Laura Düpont. Wollen Sie, daß ich sie Ihnen erzähle?“

„Ist sie lang?“ frug ich.

Frau von Kanitza lehnte sich in ihrem Fauteuil zurück und heftete die süßen, verführerischen Augen stolz und streng auf mich. „Wenn ich mir die Mühe gebe, Ihnen eine Geschichte zu erzählen, so geschieht es höchst wahrscheinlich nicht

um Ihnen eine Viertelstunde Ihrer kostbaren Schlafzeit zu rauben, sondern, weil sie eine Warnung enthält, einen Beweis, eine Moral, deren Sie sehr bedürftig zu sein scheinen, mein junger Freund!"

Ich schwieg, aber ich fürchte fast, daß ich bei den übertrieben betonten Worten: „mein junger Freund" etwas errötet bin.

„Baron Marwitz," begann Frau von Kanitza langsam, wie um ihre Gedanken zu sammeln, „kam unter sehr mißlichen Verhältnissen zu uns. Die Gesandtschaft, der er als junger Mann attachiert war, repräsentierte den Staat, der vor kurzem Krieg mit uns geführt und der, was noch schlimmer war, uns total geschlagen hatte. Der Haß war natürlich noch groß zwischen den beiden entflammten Völkern und es gab auch in der Gesellschaft Männer genug, die es sich geschworen hatten, Keinen von der feindlichen Nationalität bei sich zu empfangen, oder auch nur ein einziges Wort mit ihm zu wechseln. Es ist gewiß sehr thöricht, Nationalitätskonflikte persönlich zu nehmen; aber der politische Fanatismus frägt bekanntlich nicht viel darnach, ob etwas vernünftig sei, oder nicht.

Die Sticheleien und Zurücksetzungen, denen sich Baron von Marwitz ausgesetzt sah, wo er hinkam, waren unaufhörlich und bildeten damals eines der beliebtesten Tagesgespräche der Gesellschaft. Jeder, der ihm einen Streich spielen konnte, that es und rühmte sich dessen öffentlich. Marwitz vermochte nicht dagegen aufzukommen. Benahm er sich nachgiebig und verbindlich, so schalt man ihn feig und charakterlos, erwies er sich schroff und schlagfertig, so warf man ihm jenen unausstehlichen Hochmut und die anmaßende Prahlsucht vor, welche man gerade als eines der charakteristischen Merkmale der Nationalität bezeichnete, der er angehörte. Dazu kamen noch andere Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte. Er

besaß wenig Vermögen und jedenfalls nicht genug, es unseren Grands Seigneurs gleichzuthun. Sein gesellschaftliches Talent war noch sehr wenig entwickelt; man fand ihn allgemein sehr langweilig und floh ihn wie eine Lebensgefahr. In der Gesellschaft haben wenige den Mut und den Luxus einer eigenen Meinung. Der Eine redet dem Anderen nach und nirgends ist das suffage universel ausschlaggebender und zugleich ungerechter, als gerade in den Kreisen, die es auf dem Gebiete der Politik nicht selten als ein verwerfliches Prinzip bekämpfen. Hat sich aber einmal eine öffentliche Meinung über einen gebildet, so verfolgt sie ihn wie ein Schatten und er kann ihr nicht mehr entrinnen, wenn sie auch zehnmal falsch wäre! Baron Marwitz gehörte nachgerade zu den Vogelfreien. Keiner der Prinzen sprach ihn jemals beim Cerkle an, keine Prinzessin ließ ihn zum Tanz auffordern und viele junge Damen waren von der ostensivsten Ungezogenheit gegen ihn. Die alten Herrn ignorierten ihn und die jungen nahmen eine feindselige ablehnende Haltung gegen ihn ein. Er hatte mit einem Worte keine Position in der Gesellschaft.

Keine Position zu haben in der Gesellschaft, ist sehr mißlich für einen Diplomaten von einigem Ehrgeiz, ja es kann unter Umständen gewisse materielle Nachteile haben, die eine ganze Zukunft verdunkeln und eine ganze Carriére in Frage stellen. Sein Amtschef war kränklich und an sich höchst unbedeutend und man hatte Marwitz der Gesandschaft hier attachirt, um ihm eine Gelegenheit zu schaffen, sich auszuzeichnen. Allein die Ansichten, die er über unser Land und unsere Verhältnisse gewann, konnten keine anderen, als schiefe sein, und es war ihm sogar einige Mal passiert, daß in seinem Berichte an sein Ministerium etwas von den absichtlichen Lügen und Mystificationen übergegangen war, zu deren Opfer er sich vielfach ausersehen sah. Nicht immer vermochte er die maßlose Wut, in welche

ihn diese fortgesetzten Nadelstiche versetzten, hinter der Maske äußerer Ruhe zu verbergen, aber er war dann in der Regel sehr wenig glücklich in seinen Ausfällen, ja er hatte sogar ganz entschiedenes Pech bei allem, was er that und anfing und stolperte förmlich von einer Taktlosigkeit in die andere.

Charakteristisch dafür, was ihm damals alles passieren konnte, ist folgender Fall, der zugleich der Wendepunkt seines gesellschaftlichen Lebens bezeichnet. Gräfin Düpont spielte zu jener Zeit entschieden die erste Rolle in der Gesellschaft. Ihr Reichthum, ihr großer Verstand, ihr Einfluß bei Hofe, dies Alles machte sie ungemein gesucht. Man war glücklich, wenn sie einen bemerkte und ihr Salon war der einzige, den selbst der regierende König regelmäßig besuchte. Für solche Abende pflegten dann spezielle Einladungen zu ergehen und Laura wußte mit feinem Takt die passendsten Elemente zu einem harmonischen Ganzen zusammenzustellen. Dazu „befohlen zu werden“ — wie die Außenstehenden spotteten — war der Ehrgeiz der höchstgestellten Personen. Ich war damals eine sehr junge Frau und hatte dieses Glück nur in meiner Eigenschaft als Freundin und Stütze der Hausfrau. Von der Gesandschaft, der Marwitz angehörte, sah man niemals Jemand bei diesen Gesellschaften, schon darum nicht, weil der König schlecht darauf zu sprechen war.

Da, eines Abends erschien plötzlich mitten im intimsten und exclusivsten Zirkel der Gräfin — Baron Marwitz. Er hatte sich im Tage geirrt und die Einladungen in seinem Kopf verwechselt. Ich werde nie diesen Abend vergessen. Der König hatte sich zum Glück schon zurückgezogen, aber das Aufsehen, das sein Erscheinen hervorbrachte, war nichts destoweniger peinlich genug. Die ganze Unterhaltung stockte momentan; Alle blickten auf ihn, wie auf einen Eindringling. Einige hielten sich laut darüber auf; Andere fanden die Sache so komisch, daß sie leise lachten. Man war unaussprechlich taktlos

gegen ihn, ich muß es sagen. Seine Situation war entsetzlich. Er konnte ebenso wenig bleiben, als sich sofort wieder zurückziehen, ohne sich lächerlich zu machen und ich weiß nicht, wie die Sache geendet haben würde, wenn die Gräfin nicht mit ihrem feinen weiblichen Takte, wie mittelst Inspiration, das Richtige getroffen hätte. Sie setzte alle Bedenken hinten an und erinnerte sich nur ihrer Pflichten als Hausfrau. Nach kurzem Zögern und nachdem sie die erste Überraschung überwunden hatte, kam sie ihm entgegen; ja sie bemühte sich um ihn, zeichnete ihn aus und fand Nüancen des Benehmens, wie sie nicht aus der Routine der Welt, wie sie nur aus reiner Herzensgüte entspringen können! Als er sich dann zurückzog, gab sie ihm die Hand und sagte, wie um ihn für das ihm in ihrem Hause Widerfahrene zu entschädigen, mit einer Art von Ostentation, sie hoffe ihn in Zukunft öfter bei sich an diesem Tage zu sehen.

Baron Marwitz ließ sich dies gesagt sein. Seit jenem Abend kam er öfter zu der Gräfin und zuletzt täglich. Eine grenzenlose Dankbarkeit zog ihn zu ihr hin und bald noch andere mächtigen Motive. Anfangs langweilte er die gute Laura ziemlich, aber nur anfangs; von dem Augenblicke an, da sie seine Hülflosigkeit und Unselbstständigkeit in allen Dingen entdeckt hatte, begann sie sich für ihn zu interessieren. Von jeher liebte sie Naturen dieser Art, denn es war ihr stets ein Bedürfnis, Jemand um sich zu haben, der ganz von ihr abhing und für den sie sorgen konnte. Bald fand sie Eigenschaften an ihm, die bisher jeder vergebens in seinem Wesen gesucht zu haben glaubte und es wurde ordentlich zum Dogma und zur Parteisache für sie, ihn gegen die vielen Anfechtungen, die er erlitt, in Schutz zu nehmen und die allgemeine Ablehnung, der er ausgesetzt war, von seinem Haupte abzulenken. Ganz wunderbar war es, wie sie ihn auf diese Weise nach und nach der Gesellschaft aufoktroyrte und ihm eine Position erkämpfen half, die

er ohne sie bei uns vielleicht niemals erlangt hätte. Man traf ihn stets bei ihr und sie ging nirgends hin, wo er nicht mitgeladen war. Sie setzte es sogar durch, daß der König sein Vorurteil gegen ihn überwand und sich auf einem Hofball zum Staunen Aller ziemlich lange mit ihm unterhielt.

Schnell hatte sie ihn mit den heimischen Verhältnissen, die sie so gut kannte, wie Niemand, vertraut gemacht und ihm gezeigt, wie er sich da und dort zu benehmen habe. Als er hieher kam, sprach er für einen Diplomaten auffallend schlecht fremde Sprachen; sie hörte nicht auf, ihn zu üben, bis er sich auch darin verbessert hatte. Aus dem reichen Born der Erfahrungen ihres langen Hoflebens schöpfend, unterrichtete sie ihn in allen Einzelnheiten des höfischen Zeremoniels und ich glaube wahrhaftig, daß sie ihm selbst seine diplomatischen Noten schreiben half, denn sie besaß mehr politischen Sinn und Einblick in unsere öffentlichen Verhältnisse, als viele Männer.

Man sah sie zuletzt überall zusammen. Im Theater, auf dem Corso, in der Gesellschaft, ja Frau von Düpont isolierte sich sogar bis zu einem gewissen Grade, um sich ihm mehr widmen zu können. Es verging kein Tag, an dem er nicht den Thee bei ihr nahm. Er frug sie in allem um Rat und unternahm auch nicht das Geringste ohne sie. Sie regelte sein ganzes Leben, ja sie that und sann nichts anderes mehr, als über ihm walten, wie der liebe Gott. Es ist schwer zu sagen, was sie ihm so im Lauf der Jahre — denn Jahre lang dauerten ihre Beziehungen — geworden ist; halb seine Freundin, halb seine Mutter. Sie nannte ihn ihr enfant chéri und er sich mit mehr Recht ihre „Creatur.“ Was er ihr sein könne, begriff eigentlich Niemand, denn man glaubte nicht an die Möglichkeit intimerer Beziehungen zwischen beiden. Dafür hielt man die Gräfin doch zu alt. Mir war die Sache von Anfang an verdächtig, aber ich konnte ihre Peripetieen nicht beobachten

da ich damals vielfach abwesend war, indem ich Herrn von Kanitza noch auf seinen Dienstreisen begleitete. Die übrigen scherzten höchstens über die Marwitzige Nymphe Egeria und nannten ihre Freundschaft für den Baron oberflächlich eine Marotte, eine Caprize, ein Bedürfnis der Opposition, bis man sich allgemein daran gewöhnt hatte und gar nicht mehr davon sprach.

Schließlich soll sie auch noch seine Schulden bezahlt haben, ziemlich hohe Posten, wie junge Diplomaten sie pro patria zu machen pflegen. Wenigstens wurde dies allgemein behauptet. Ich kann es nicht verbürgen, denn die Gräfin selbst hat niemals davon gesprochen. Als der Geschäftsträger starb, erwirkte sie ihm den Posten. Es war wahrlich nicht leicht, denn Baron Marwitz war noch nicht an der Reihe für so hohe Stellungen. Aber sie wußte durch die mannigfachen Beziehungen, die sie auch im Ausland unterhielt, die Sache so zu wenden, daß sein Ministerium den Eindruck davon bekam, als könne unser Hof, der ihn so gern losbekommen hätte, ohne Herrn von Marwitz nicht mehr leben und man ließ ihn uns endlich gegen eine kleine Gefälligkeit billig ab.

Frau von Düpont wußte nicht, was sie gethan hatte! Arglos hatte sie eine finstere Wolke über ihr Haupt heraufbeschworen, die in der Folge ihr ganzes Leben in Dunkel hüllen sollte! Bei Marwitz ging von jeher alles seinen regelmäßigen Gang und er hat sich niemals in etwas von dem Wege entfernen wollen, den das Gros der Sterblichen wandelt. Er war das Ideal der Normalität, und mit der neuen Stellung, die ihm Gräfin Düpont verschafft hatte, kam ihm natürlich die Idee zu heiraten, sicher nicht aus Liebesbedürfnis, sondern weil er glaubte, eine Frau gehöre zu dem Repräsentationsapparat eines Gesandtschaftshotels, wie die Kandelaber und der Portier. Und denken Sie, er frug Laura um Rat, wen

er wählen solle! Nie war ihm die leiseste Ahnung darüber aufgestiegen, daß die Gefühle der Gräfin für ihn einen wärmeren Grad besitzen könnten, als man gewöhnlich mit dem Begriff der Freundschaft zu verbinden pflegt. Sie hatten über alles ihre Gedanken und Meinungen ausgetauscht, oder vielmehr Laura hatte ihm die ihren geschenkt und eingepfropft, nur über einen Thema hatte sie den Schleier des Ungewissen gelassen: über der Liebe und der Stellung, die sie selbst dazu einnahm. Ja, sie täuschte ihn sogar absichtlich in diesem Punkt und die Sprache, die sie zuweilen führte, hätte wohl selbst einen erfahreneren und tieferblickenden Beobachter irre leiten können. Mit Vorliebe betonte sie, daß sie sich zu den alten Frauen rechne und mit einer gewissen kameradschaftlichen Nachsicht ließ sie sich über seine vorübergehenden Liaisons Bericht erstatten und urteilte darüber mit einer Geistesfreiheit, die nicht erraten ließ, in welchen Banden ihr Herz gefangen lag. Sehr viel wird es übrigens kaum gewesen sein, denn Baron Marwitz war stets eine kalte Natur. Das Wenige aber gab er preis, arglos, wie ein Kind, ohne jemals etwas von der leisen nervösen Bewegung zu gewahren, die bei dergleichen Erzählungen durch das Wesen der Gräfin schauerte.

Die Männer sind manchmal blind in ihrem Egoismus, und während sie wähnen, daß man sie vergöttere, wo man ihnen himmelhohe Hörner aufsetzt vor aller Welt, übersehen sie ein Herz zu ihren Füßen, das im Todeskampfe verzuckt! Aber freilich, es begreift sich leicht! Sie alle sind Naturforscher, deren Wahrnehmungen sich nur bis an die Schneegrenze eines gewissen Alters erstrecken. Sie suchen nur die Monatsrosen und Gänseblümchen auf der Flur, für das Edelweiß in den höheren, kälteren Regionen haben sie selten Sinn. Wir Frauen sind darin ganz anders!

So lange sich die Geständnisse des Barons um die flüchtigen

Beziehungen des Lebemanns und die oberflächlichen Eindrücke drehten, die irgend ein hübsches Gesicht auf ihn hervorgebracht hatten, ging es noch an. Gräfin Düpont hatte genug Selbstbewußtsein ihres eigenen Wertes, um auf dergleichen Alltäglichkeiten nicht eifersüchtig zu werden. Bedenklicher aber wurde die Sache, als die Heiratspläne Marwitzens präziser formuliert hervortraten. Er ließ in ihrer Gesellschaft die ganze heiratsfähige junge Damenwelt Revue passieren und unterbreitete ihrem bewährten Urteile das Für und Wider der Partien, die sich ihm darboten. Es muß eine Qual sondersgleichen für sie gewesen sein; aber sie ging scheinbar willfährig darauf ein, um immer im letzten Augenblick noch irgend ein Hindernis, ein Bedenken zu finden, das sie ihm bei dem Einfluß, ja der absoluten Herrschaft, die sich über ihn besaß, als ausschlaggebend darzustellen wußte. Baron Marwitz wäre vielleicht auf diese Weise bis auf den heutigen Tag ledig geblieben, wenn ihn nicht ein Zufall auf kurze Zeit der Sphäre der Gräfin entrückt hätte. Er wurde zu einer Familienzusammenkunft mit seinen Verwandten nach Baden-Baden berufen und brachte die Präliminarien seiner Verlobung als fait accompli mit. Er hatte alles, war er seit langer Zeit gesucht, gefunden, Geld Adel und Familienbeziehungen unter den Gesammtbegriff irgend einer nächstbesten jungen Dame gebracht. Freudestrahlend erstattete er nach seiner Rückkehr der Gräfin Bericht über seine Eroberung, indem er sie als seine letzte und höchste Instanz pflichtschuldigst um die Ratifikation des schon halbeingegangenen Staatsvertrages bat.

Laura Düpont verlor damals vielleicht zum erstenmal im Laufe ihres langen Gesellschafts- und Hoflebens die Haltung. Die Weltdame ging unter und das Weib kam zum Vorschein; nicht das ideale Weib der ersten Liebe, das gekränkte an seiner letzten und zähesten! Sie wurde bitter, ungerecht, gehäßig und

ließ sich gänzlich aus den Händen gleiten, was bisher ihre Stärke ausgemacht hatte: die Wahrheit und Gerechtigkeit des Urteils.

Vergebens suchte Marwitz sie zu besänftigen, indem er ihr die Vorzüge seiner Auserwählten mit den lebhaftesten Farben schilderte, sie um ihre Freundschaft für seine zukünftige „kleine Frau", wie er sie bereits nannte, bat und ihr endlich ein reizendes Bild einer Ehe zu dreien entwarf, wie er sie sich dachte. Als sie ihn so tief in den neuen Netzen verstrickt sah, verlor die arme Gräfin den Kopf vollständig und etwas vorschnell beschloß sie, ihre letzte Karte auszuspielen. Noch immer verbarg sie dabei das wahre Motiv ihrer unerklärlichen Abneigung gegen einen im Grunde so natürlichen und selbstverständlichen Schritt des Barons hinter unwahrscheinlichen Vorwänden, noch immer drängte sich kein Wort verhaltener Zärtlichkeit auf ihre Lippen und das Geständnis einer Leidenschaft, die darum wahrlich nicht kleiner war, weil die Welt sie vielleicht für unberechtigt und lächerlich hätte erklären müssen. Sie erfand irgend eine Fabel gut und schlecht genug für die Leichtgläubigkeit Marwitzens, von einem alten Haß à la Montechi und Caßuletti, der ihre Familie von der Sippe der Auserwählten des Barons auf ewig trenne und knüpfte daran die feierliche Versicherung: an dem Tage, an welchem Baron Marwitz das Mädchen seiner Wahl heimführen werde, sei sie fest entschlossen, diese Residenz auf Nimmerwiedersehen zu verlassen.

Sie versprach sich sehr viel von dieser Drohung, denn sie wußte wohl, wie nötig sie ihm noch war in allen Dingen des Lebens, von den kleinsten bis zu den größten, und wie er noch immer ohne ihren Rat und ohne ihre Protektion sozusagen in der Luft schwebte. Aber entweder Baron Marwitz glaubte nicht, daß sie ihre Drohung jemals wahr machen

werde, oder er fühlte sich sicher genug, fortan ohne Mentor auftreten zu können. Kurz, die tragische Prophezeihung der Gräfin verfehlte ihre Wirkung auf den Baron. Er sprach die Hoffnung aus, daß sie sich überall nach ihrem bisherigen Wirkungskreis zurücksehnen werde und bat sie, nachdem sie schon so viel, so unendlich viel für ihn gethan habe, ihm nun auch noch das kleine Opfer zu bringen, ein unbegründetes Vorurteil aufzugeben.

Sie hatte sich zwecklos eine Blöße gegeben und zum erstenmal, seit sie sich kannten, war er ihr überlegen gewesen.

Kurz darauf sah ich sie. Sie empfand das Bedürfnis nach Hülfe von außen und hatte mich zu sich rufen lassen. Ich traf sie in einer unbeschreiblichen Verfassung. Sie kniete auf dem Boden und verbarg ihr Gesicht in den Kissen der Ottomane. Als sie mein Kommen gewahr wurde, begann sie lauter aufzuschluchzen. Ich habe nie so weinen sehen, wie damals. Es war herzzerreißend! Ich glaubte anfangs fast, sie sei von Sinnen und es wurde mir ganz bang in ihrer Gesellschaft.

„Bin ich denn so häßlich?“ frug sie mich plötzlich, indem sie vom Boden aufsprang. Ich schwieg verwundert. „Sehr häßlich? Abschreckend häßlich?“ frug sie weiter, und als ich nicht antwortete, griff sie nach ihrem Handspiegel und stierte hinein.

Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, sie sei schön gewesen in diesem Augenbick. Die Thränen hatten Puder und Schminke von ihren Wangen gewischt, alle die kleinen Notbehelfe waren in Verwirrung gerathen, mit welchen die Kunst der schwindenden Natur unter die Arme greift, alle Toilettengeheimnisse lagen aufgedeckt und verraten da, welche die Zahl der verlorenen Jahre verschweigen helfen. Die Gräfin war in der zweiten Hälfte der dreißiger; gewiß nicht älter und

Sie hatten Unrecht, sie unter den alten Frauen aufzuzählen. Aber freilich, einem jungen Menschen wie Ihnen, erscheint jede Frau über 25 als Matrone. Schön, eigentlich schön ist Laura wohl nie gewesen; aber sie hatte etwas Sympathisches und hauptsächlich viel angeborne Vornehmheit. Sie besaß eines jener Gesichter, deren regelmäßige Linien im späteren Leben den irre leiten, der sie für „Spuren früherer Schönheit" nimmt. Nun aber verzerrte die Leidenschaft ihre Züge; unfreiwillige Nachtwachen und der zehrende Gram unerwiderter Liebe hatte ihre Wangen welk gemacht und ihre Augen waren dunkel umrändert und gerötet von einsam vergossenen Thränen.

Sie mußte denselben Eindruck von ihrer äußeren Erscheinung empfangen haben, wie ich selbst, denn mit einem Male schleuderte sie den Spiegel aus der Hand, daß er zerbrach in hundert Stücke.

„Ich bins!" rief sie außer sich. „Ich bin alt und häßlich! Ich bin eine Ruine! Er kann mich nicht lieben; er kann nicht! Es ist nicht menschenmöglich, daß er es kann! Was soll ich beginnen? Wie soll ichs tragen? Helfen Sie mir, liebe Anna, helfen Sie mir!" bat sie ungestüm und preßte meinen Arm so fest, daß ich hätte aufschreien mögen.

„Es wird vorübergehen," sagte ich.

Sie maß mich mit einem Blicke zwischen Verachtung und Mitleid. „Sie haben nie geliebt," stöhnte sie, „wenn Sie so reden können! Ja, gewiß, alles wird vorübergehen, wie diese Stunde vorübergeht und der Schall unserer Worte, der in der Luft verhallt; unser Schmerz wie unsere Liebe, wir selbst und die ganze Welt! Aber so lange ein Tropfen lebendigen Lebens in mir ist, wird nicht vorübergehen, was ich für ihn empfinde! Ich kann mir das Dasein nicht mehr denken ohne seine Gegenwart, alle meine Zukunftspläne sind mit ihm verflochten; ich bin an ihn gekettet mit allen Fasern meines

Wesens. Er ist mein Sohn und mein Gatte, mein Gott und mein Sklave, meine Sonne und mein Tag! Ich habe ihm den Rest meines Anspruchs auf Glück geopfert und alles auf diese eine Karte gesetzt. Mein Leben ist verspielt, wenn sie verliert!“ Sie agierte dabei mit der Hand; es sah fast etwas theatralisch aus bei einer Frau von Welt, aber was sie sagte, war ganz echt und warm empfunden.

„Ich will ihn mir nicht stehlen lassen,“ fuhr sie dann erregt fort, „von irgend einer jungen Gans mit einer hübschen Larve. Er ist mein Eigentum, mein wohlerworbenes Eigentum! Ich habe ihn mir erkauft durch tausend Dienste und eine stete Treue .... Jeder Andere wäre mir dankbarer gewesen, als er; jeder mir Ebenbürtige an Verstand und Herz hätte mich besser zu würdigen verstanden. Aber er! — was ist an ihm?“ frug sie wie über sich selbst empört. Dann sprach sie in bitterem wegwerfendem Tone von ihm und zählte seine Fehler auf, die sie mit einer bewunderungswürdigen Klarheit des Urteils alle durchsah und kannte.

„Ja, was ist an ihm?“ wiederholte ich. „Ich habe nie begreifen können, was Sie an ihm finden konnten.“

Sie versank in Sinnen. „Sein Lächeln ist reizend,“ sagte sie, indem sie die Stirne in die Hand stützte und vor sich hinsah, als blicke sie ihm ins Gesicht, „sein Schmollen, der Ton seiner Stimme und seine Hilfsbedürftigkeit“ .... Dann bemerkte sie die Widersprüche, in die sie sich verstrickte, und unter einem halben Lächeln errötend zu mir aufblickend, setzte sie hinzu: „Haben Sie Mitleid mit mir; ich liebe ihn.“

Dies erklärt freilich alles und es gibt keinen höheren Anspruch auf Indemnität für eine Frau als diesen.

„Glauben Sie aber nicht,“ fuhr die Gräfin mit einem neuen Anlauf fort, „daß es eine banale Eifersucht ist, die aus mir spricht. Die Zukunft liegt vor mir und ich sehe

deutlich, was mich erwartet, wenn ich schwach bin in diesem Punkte und nachgebe. Er wird mich nicht vergessen in einem Tage und ich habe genug für ihn gelebt, um eine Sehnsucht nach mir zurückzulassen, die immer wacher sein wird, je ferner er mir ist. Ich fürchte den Kampf nicht, mit wem es auch sei! Aber die wird darüber unglücklich werden, mit der er sich verbindet. Die kleinen Trakasserien, die giftigen Zuträgereien und eifersüchtigen Vergleiche werden nicht ausbleiben; sie wird mich hassen und ihn mit Thränen bestürmen; die Gegensätze werden sich noch einmal, und zwar ausgesprochener gegenübertreten und er wird noch einmal wählen müssen zwischen uns, nur dann unter schwierigeren Verhältnissen und bei verdoppelten Verpflichtungen . . . . . Ich sollte mich zurückziehen, wird man sagen; seine treulose Hand in eine andere legen, sie segnen und ihm nichts mehr sein, als ein Notbehelf und ein Anfragebureau. Das sei großartig, meiner würdig! — Sie reden so leicht von Opfern, die Glücklichen beim Schein von Hymens Fackel! Die aber kennen das Wesen der Liebe nicht, die ihre Größe im Entsagen suchen — der Liebe, die begehrt und nicht verzichtet, sich selbst bejaht, nicht sich selbst verneint!"

Ich saß sprachlos diesem Ausbruch einer glühenden Leidenschaft gegenüber, den wohl niemand unter der Hülle dieser eleganten Grazie, dieser sich stets gleichbleibenden Haltung gesucht hätte.

„Weiß er denn, daß Sie ihn lieben?" frug ich endlich die Gräfin.

„Nein!" sagte sie mit einem traurigen Neigen des Kopfes und neue Thränen begannen bei der Erinnerung ihres Verkanntseins und seiner Unempfindlichkeit hervorzuquellen.

„So muß man es ihm sagen!" meinte ich. Bei diesen meinen Worten horchte die Gräfin auf.

„Wer soll es ihm sagen?“ frug sie.

„Sie selbst!“

„Daß ich ihn liebe?“

„Daß Sie ihn lieben und wie Sie ihn lieben!“ Dieser Gedanke beseelte sie mit neuem Leben. Sie raffte sich auf aus der Lethargie der Schmerzzerflossenheit. Nun konnte es nicht mehr darauf ankommen, den Schein zu wahren, um jeden Preis die weibliche Würde in ihrem ganzen Umfang aufrecht zu erhalten; galt es doch den letzten, verzweifelten Versuch, Ruhe und Glück zu retten!

Dabei drängte die Zeit. Bei jedem Tage Verzögerung wurde das neue Verhältnis unauflösbarer. Noch in derselben Stunde schrieb sie daher an ihn einige flüchtige Zeilen, in denen sie ihn zu sich beschied zu einer Tageszeit, zu der er auch sonst zu ihr zu kommen pflegte.

Sie wollte, daß ich Zeugin dieser Unterredung werde. Ich begriff diese Forderung nicht bei einer Frau von so viel Welt, aber es schien mir, als wünsche sie es, um sich selbst Mut einzuflößen.

Damals war Marwitz zum erstenmal unpünktlich, seit er die Gräfin kannte. Wir warteten zwei ganze Stunden auf ihn, zwei qualvolle Stunden, ich kann es Ihnen versichern! Bei jedem Klingelzug, ja bei jedem Geräusch fuhr Laura auf und so oft sie einen Wagen rollen hörte, rannte sie ans Fenster. Unterdessen frug sie mich, was sie ihm sagen solle? Wir rieten hin und her und konnten immer wieder zu keinem andern Resultate gelangen, als daß sie ihm ein Geständnis machen müsse. Hierauf wurden die Worte festgestellt; Laura memorierte sie und studierte förmlich eine Rolle ein.

Endlich meldete man ihn. Gräfin Düpont wurde blaß wie eine Leiche. Baron Marwitz strahlte vor Glückseligkeit, als er ins Zimmer trat. Er hatte sich seine blonden Haare

in kleine dicke Locken brennen lassen und trug ein Veilchensträußchen im Knopfloch. Außerdem duftete er stark nach irgend einem penetranten Modeparfüm. Offen gestanden, sah er eigentlich recht unbedeutend aus; wenigstens in meinen Augen; die Gräfin freilich fand, wie sie mir später sagte, er habe niemals dem Apoll von Belvedere ähnlicher gesehen.

Seine Sinne waren unterdessen in hellen Flammen aufgegangen und er erblickte nun in seiner Braut den Inbegriff aller irdischen Vollkommenheiten. Die alte Geschichte! Der Honigmond wirft einen Abglanz voraus, ohne welchen wohl ein gut Teil aller Verlobungen wieder rückgängig würde.

Was die Gräfin ihm von ihrer Abneigung gegen die beabsichtigte Verbindung gesagt hatte, schien er vollständig vergessen zu haben.

„Gratulieren Sie mir zum ersten Kuß!“ begann er süß. — Es klang unausstehlich albern.

Wir blickten uns schweigend an; Laura und ich schienen in diesem Augenblick denselben Eindruck zu empfangen: das klare Bewußtsein von der gesellschaftlichen Unmöglichkeit, diesem strahlenden, glücklichen, von sich eingenommenen, vor Gesundheit strotzenden Manne das unerwartete Geständnis einer unglücklichen Liebe an den Kopf zu werfen.

Ihm selbst mochte der peinliche Eindruck nicht entgangen sein, den er auf uns Beide hervorbrachte, denn er schlug den Blick zu Boden und erinnerte sich plötzlich des wahren Charakters seiner Situation.

„Sie haben mich rufen lassen, Gräfin,“ begann er dumpf.

Die Gräfin nickte und ihre Lippen zuckten. Ich wollte mich nun trotz der getroffenen Verabredung zurückziehen. „Bitte, bleiben Sie!“ rief sie mir zu, indem sie ihre Worte mit einem flehentlichen Blick begleitete.

Ich setzte mich wieder. Laura erhob sich mit einiger

Anstrengung von meiner Seite und stützte dann, wie um nicht umzusinken, beide Arme auf die Lehne eines Fauteuils, der Marwitz gegenüberstand.

„Was wünschen Sie von mir?“ frug der Baron, der anfing, unruhig zu werden.

Ich war wirklich begierig, wie sie die Sache einleiten werde, denn ich wußte, daß sie zu den gesellschaftlichen Talenten gehöre, welche die Inspiration im rechten Augenblicke niemals im Stich läßt, die sich gerade in den schwierigsten Lagen am besten benehmen und denen sozusagen der rechte Mut erst im Feuer kommt.

„Ich habe eine Bitte an Sie!“ sagte sie endlich mit leiser, umflorter Stimme.

Er verbeugte sich etwas ablehnend.

„Sie müssen die Präliminarien Ihrer Verlobung wieder rückgängig machen.“

Nun war das Wort gesprochen und der Pfeil abgedrückt! — Ich verwandte kein Auge von Baron Marwitz; ich sah, wie sein Gesicht in Verwirrung geriet und sich seine festen Züge sozusagen lockerten. Es wurde ihm schwer zu sprechen und die Mundwinkel besonders schienen ihm den Dienst versagen zu wollen. „Warum?“ brachte er endlich gepreßt hervor.

„Fragen Sie mich nicht: warum!“ entgegnete die Gräfin dringend. „Wenn Sie den wahren Grund kennen würden,“ setzte sie etwas kühn voraus, „würden Sie begreifen, daß ich ein Recht — eine Art Recht habe, es von Ihnen zu verlangen.“

Er ließ sich in einen Stuhl niedersinken. „Betrifft dieser Grund meine Braut?“ frug er ängstlich.

Es war eine Versuchung, hier mit ja zu antworten. Denn diesem Grund allein schien der Baron Gewicht beimessen zu wollen.

„Ich habe Ihnen nie einen schlechten Rath gegeben“, sagte die

Gräfin ausweichend. „Sie werden mir das bestätigen. Immer ist alles so gekommen, wie ich es Ihnen vorhergesagt hatte. Ich kenne Sie, wie niemand Sie kennt, und ich kenne auch die Personen, die zu Ihnen passen; und wenn Sie nicht das Rechte finden, werden Sie unglücklicher sein, als irgend ein Mann, denn Sie sind keine selbstständige Natur, die aus sich herauszutreten, die vom Kreuz herabsteigen und sich selbst zu helfen weiß."

So redete sie fort und je mehr sie redete, um so reicher strömten ihr die Worte und Gründe zu! Ich weiß nicht mehr alles, was sie sagte, denn sie sprach sehr viel und sehr schnell; aber es wußte ein Zauber darin liegen, denn ich selbst, die ich doch wußte, daß alle ihre Gründe nur Vorwände waren, fing an, davon überzeugt zu werden.

Marwitz antwortete auf nichts. Ich sehe ihn noch jetzt vor mir sitzen, wie er sich nur immer mit seinem duftenden Battisttaschentuche den Schweiß von der Stirne wischte und von Zeit gebrochen sagte: „es kann nicht sein!"

Aber Laura wußte ihm auch den Zweifel über die soziale Convenienz seines Rücktritts zu benehmen, oder wenigstens zu lindern. Seine Verlobung sei ja noch nicht offiziell bekannt gemacht, und es ließe sich um so leichter ein Vorwand finden, als der Vater seiner Braut einer sehr prononzierten politischen Richtung angehöre, die man leicht als nach obenhin mißliebig darstellen könne.

Armseligkeiten, wie diese! Marwitz schien alles für unwiderleglich zu halten, was sie sprach. Und so ging es fort über Stock und Stein. Ihre Gründe stürmten vorwärts, ihre Rede wurde immer gluthvoller, drängender, erschütternder. Sie lachte, sie weinte, sie log, sie schwur, sie führte ihn in die Irre und verwirrte ihn vollständig; ja sie erhob sich zuletzt bis zu wahrer Beredsamkeit. Ich habe sie nie so geschickt gesehen.

Und kein Wunder! Der Verstand kämpfte für das Herz den Verzweiflungskampf um das schwindende Glück mit den Waffen einer blendenden Dialektik, einer genauen Kenntnis des menschlichen Herzens, einer langen Übung zu herrschen. Und endlich hatte sie gesiegt! Als sie ihn darstellte groß und herrlich, wie er ihr ein Opfer brachte, das er ihr schuldig sei — Thränen in der Stimme und den Ton der Wahrheit auf den Lippen — da vermochte er nicht länger zu widerstehen. Stumm legte er seine Hand in die ihre und leistete das Versprechen, das sie von ihm heischte.

Die Schlacht war geliefert. Marwitz erhob sich von seinem Sitze, schwerfällig, als ob er Blei in den Füßen hätte. Er war aus allen seinen Himmeln gerissen und wußte nicht, was er beginnen, was er denken sollte. Nun dauerte er mich wirklich, der schwache Riese, wie er nicht mehr sprechen konnte vor innerer Beklommenheit und gebrochen abwankte, wie wenn er betrunken gewesen wäre.

Ja, es war ein trauriger Sieg! Auch Frau von Düpont vermochte ihres Triumphes nicht froh zu werden. Mir gegenüber freilich that sie im ersten Augenblicke beinahe groß und sagte, man könne sehen, daß sie doch schließlich alles vermöge, wenn sie nur wolle. In Wahrheit aber war es ihr ganz anders ums Herz. Ich weiß, daß eine quälende Angst sich ihrer bemächtigte, als er fort war, etwas wie Gewissensbisse, daß sie des andern Tages heimlich darnach forschen und fragen ließ, wie seine Verlobte seinen Rücktritt aufgenommen habe, um zu erfahren, daß man noch gar nicht gewagt habe, sie davon zu verständigen, weil man bei ihrer schwächlichen Constitution das Schlimmste davon befürchtete.

Dies Alles weckte sie aus dem Taumel eines falschen Erfolges auf und ließ sie sich selbst wiederfinden. Noch waren nicht zwei Tage nach der eben geschilderten Unterredung ver-

strichen, so hatte Baron Marwitz einen Brief von der Gräfin, in welchem sie ihm sein Wort zurückgab und ihn einlud, ihr seine liebe junge Braut nur recht bald zu bringen, daß sie große Lust habe, sie näher kennen zu lernen. Ihr ganzer Widerstand gegen seine Heirat sei nur eine Kaprize gewesen, eine Laune, ein halber Scherz. Sie habe ihn prüfen wollen und sie werde nie vergessen, wie glänzend er die Prüfung bestanden habe.

So sind die Frauen! Sie fühlen nur logisch; logisch denken und handeln kann keine und wenn es die geistvollste und bedeutendste wäre!

Sie können sich kaum vorstellen, wie glücklich den armen Marwitz diese unerwartete Botschaft machte! Mit dem Brief der Gräfin in der Hand kam er zu mir, weil er glaubte, er verdanke die Sinnesänderung Lauras meiner Fürsprache. Nie hat sich ein junges Mädchen mehr über die Zustimmung seines Papas zu einem ersten Ball gefreut, als dieser Geschäftsträger einer kleinen Großmacht über die Ratifikation seiner eigensten Herzensangelegenheit. Er hätte sicher nicht gewagt, ohne die Gräfin vorzugehen, so sehr war er daran gewöhnt, von ihren Entscheidungen alles abhängig zu machen und stets hätte ihm ohne ihre Zustimmung etwas zum Glücke gefehlt.

Damals bemerkte ich zum erstenmal, daß er doch nicht ganz von Holz sei. Ein Funke von Gemüt glimmte unter dem Eis und ich glaube gar, er hatte Thränen in den Augen, als er mich verließ, dicke Freudenthränen.

Von mir aus ging er direkt, die Verlobungskarten zu bestellen, dann zu seiner Herzenskönigin, um ihr eine lange Vorlesung zu halten, wie sie sich bei Frau von Düpont zu benhemen habe.

Die kleine Dame war etwas verlegen und hatte furchtbar Angst, als sie der Gräfin vorgestellt wurde. Aber Laura

half ihr mit großer Liebenswürdigkeit über eine begreifliche Befangenheit hinweg, küßte sie auf die Wange, nannte sie ma chère fille und gab ihr sogar ihren eigenen Brillantenschmuck von sehr hohem Werte als Brautgeschenk. Nur war ihr Benehmen während dieses Besuches etwas unruhig und von Zeit zu Zeit stieß sie ein kurzes, unheimliches Lachen aus, das mehr aus einem nervösen Zwang, als aus irgend einem heiteren Eindruck hervorzugehen schien.

Baron Marwitz ward alsbald ganz von den Vorbereitungen zu seiner Vermählung in Anspruch genommen. Die Gräfin sah ihn lange nicht bei sich; er schien sich vor ihr zu fürchten. Sonst war er überall, denn er hatte offenbar das Bedürfnis, sein junges Glück zu zeigen. Die Hochzeit wurde auf dem Gute des Vaters seiner Braut gefeiert, angeblich in aller Stille, aber doch laut genug, um ein Tagesgespräch der Residenz zu werden. Der Erzbischof der Diözese traute das Paar, dann ging es nach dem Land, wo die Zitronen blühen.

Zu derselben Zeit versetzte die Stadt die Kunde in Aufregung, daß Gräfin Düpont plötzlich und unerwartet gestorben sei. Die Trauer war eine allgemeine in der Gesellschaft und bei Hofe wurde ihretwegen ein Ball abbestellt. Jeder fühlte, wie viel man an ihr verlor; es war wie eine Sonne, die unterging. . . .

Über die Veranlassung ihres jähen Todes wurde viel gesprochen und Sie werden sich erinnern, es hieß, sie sei einem langjährigen Herzleiden erlegen, das sie vor aller Welt geheim zu halten gewußt habe. Ein langjähriges Herzleiden, das sie vor der Welt geheim hielt, war es allerdings, was die Katastrophe herbeiführte; aber kein physisches! Gräfin Dupont ist keines natürlichen Todes gestorben. Ich bewahre die letzten Zeilen, die sie geschrieben hat. Sie sind an mich gerichtet und enthalten die Abschiedsgrüße einer großen, unglücklichen Seele.

Noch einmal erhebt sich sich darin über sich selbst. Sie schreibt, daß sie keinen Schatten werfen wolle auf sein junges Glück und darum das Feld kampflos räume. Denn auf ihn zu verzichten, sei ihr nicht möglich, sie habe ihn zu grenzenlos geliebt. Dann empfiehlt sie ihn mir. Ich solle ihm werden, was sie ihm gewesen an Schutz und Rat, an Hilfe und Freundschaft ...

Es war bei diesen Worten, als ob ein Schauer durch den Leib der Erzählerin liefe. Sie machte eine kurze Pause und fuhr dann kopfschüttelnd fort: „Ich habe dieses Legat nicht annehmen können, denn Baron Marwitz hat mir Kälte und Fremdheit eingeflößt, seitdem ich erfahren, wie alles gekommen ist, und ich habe diesen Eindruck nie überwinden können, obwohl er unschuldig ist im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Auch hat er die volle Wahrheit nie erfahren, doch glaube ich, daß er eine Ahnung davon hat. Die Gräfin nahm Gift in der Nacht, da er seine Hochzeit feierte. . . .“

Das Kaminfeuer war wieder erloschen; ein kalter Luftzug wehte durch das Gemach und spielte mit dem Licht der herabgebrannten Kerzen, daß es noch einmal aufflackernd fiel auf die Dinge, die im Schatten dämmerten.

„Ist er glücklich geworden in seiner Ehe?“ frug ich.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Frau von Kanitza, „aber ich bezweifle es. In der Gräfin Düpont hatte er das Ideal einer geistigen Freundschaft gefunden, seine Frau bot ihm den Glanz der Jugend und der äußeren Reize. Beides sind Hälften; aber die Hälfte allein macht nicht glücklich, weder die eine noch die andere!“

„Man muß sie beide vereinigt finden,“ sagte ich.

„Suchen Sie sie!“ entgegnete Frau von Kanitza nicht ohne Hohn. Sie hatte sich von ihrem Sitze erhoben und eine gewisse Bläße, die über ihr schönes Gesicht verbreitet lag, gab

Zeugnis von der Erregung, in welche sie die Erinnerung versetzt hatte, die sie wach gerufen. Nun schien sie zu erwarten, daß ich sie allein lasse.

„Sie sind mir noch die versprochene Moral Ihrer Geschichte schuldig geblieben," sagte ich zögernd.

Sie preßte die Zähne auf die Unterlippen und blinzelte leicht mit den Augen, wie immer, wenn sie grausam wurde.

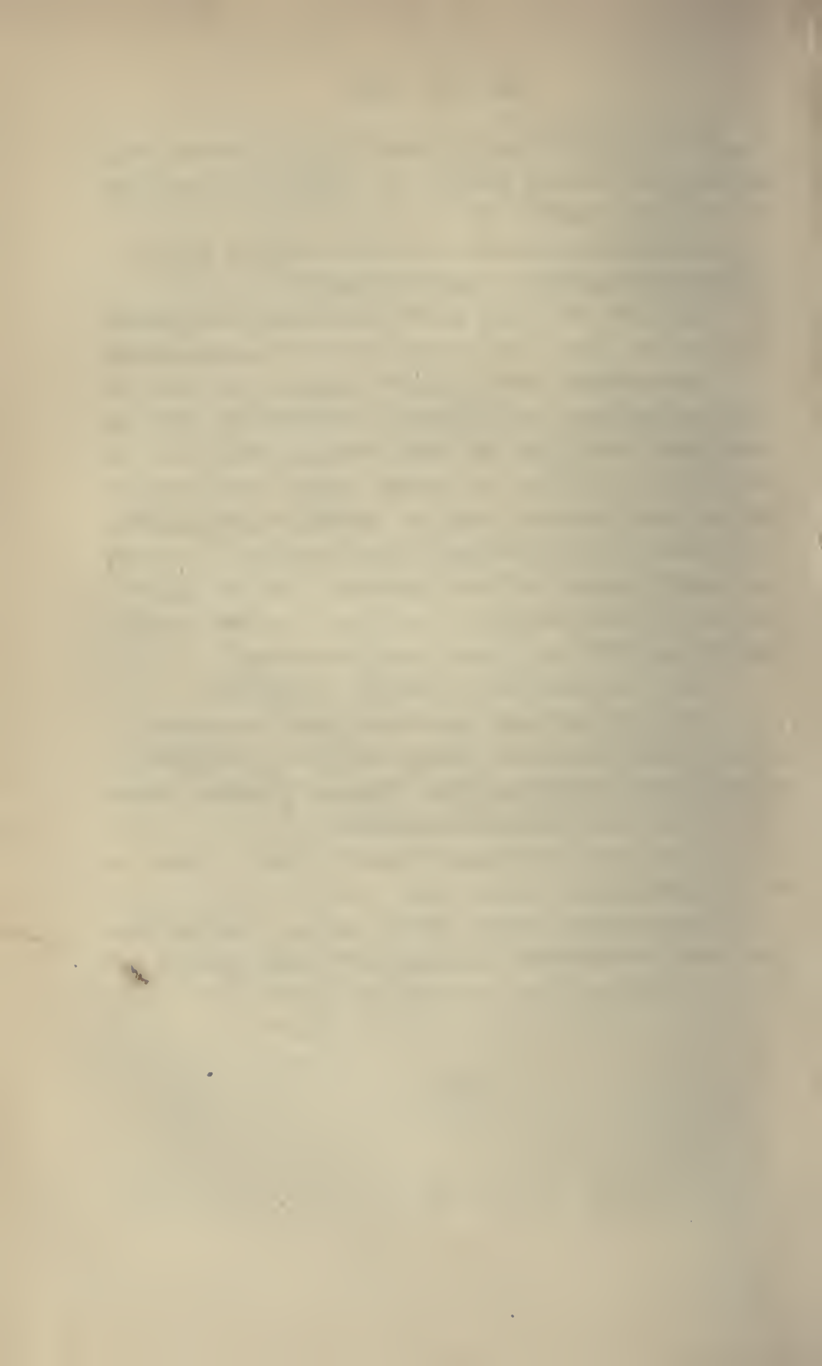
„Sie verstehen etwas schwer," entgegnete sie mit eigentümlicher Betonung. „Die Moral meiner Geschichte liegt am Tage. Sie ist alt wie die Welt. Man soll nie um die Freundschaft einer Frau unter vierzig Jahren werben und sie soll sie keinem gewähren, wenn ihr ihre Ruhe und ihre Ehre lieb ist; denn diese vielgerühmte sanfte Freundschaft ist in der Regel nichts anderes, als der Schafspelz, unter welchem der reißende Wolf der Leidenschaft sich verbirgt, anwächst und groß wird, bis er Glück und Frieden verschlingen kann."

„Sie sind zu vorsichtig, Gnädigste," sagte ich.

„Ein gebranntes Kind scheut das Feuer!" entgegnete sie, während das sphinxenhafte Lächeln, das sie so unwiderstehlich machte, wieder deutlich um ihre Mundwinkel zuckte. Dann ging sie schnell in einen andern Ton über.

„Sieht man Sie morgen?" frug sie leichthin, indem sie mir die Hand zum Abschied reichte.

„Nie mehr im Leben!" rief ich mit dem lebhaften Pathos, hinter welchem die naive Jugend so häufig ihren Ärger über eine erhaltene Lektion zu verbergen sucht.



Die Erbin des Fräulein von Ruchanoff.



Die Zeit war mir vergangen wie im Fluge. Alles war nach Wunsch ausgefallen. Die Angelegenheit, zu deren Erledigung ich nach B. entsendet worden war, hatte sich zur allgemeinen Befriedigung abgewickelt; ich hatte gearbeitet, diniert und getanzt, ich hatte Dutzende von neuen Bekanntschaften gemacht und das zerstreuendste Leben geführt, das man sich denken kann. Vor lauter rauschender Gegenwart war die nächste Vergangenheit in meiner Erinnerung etwas in den Hintergrund getreten, und was eigentlich nur räumlich fern lag, erschien es mir schließlich auch zeitlich.

Im Grunde genommen, kehrte ich nicht ungern wieder nach P. zurück, wo die mannigfachsten freundschaftlichen Beziehungen meiner harrten. Ich glaubte die Rückreise mit dem ruhigsten Gewissen und der heitersten Aussicht auf den besten Empfang antreten zu können. Meine Regierung mußte mit mir zufrieden sein; ich hatte alles erlangt, was sie für erstrebenswert bezeichnet hatte, und meine Koffer waren vollgepackt mit den seltensten, originellsten Landesprodukten, bestimmt zu den kleinen Geschenken, mit denen man die Freundschaft erhält und besiegelt.

Da erhielt ich plötzlich im letzten Augenblick einen langen Brief, in welchem mir unverblümt die bittersten Vorwürfe über meine Nachlässigkeit gemacht und ich auf das feierlichste an ein gegebenes Versprechen zurückerinnert wurde.

Ich hatte, offen gestanden, Mühe, mir den Sachverhalt ins Gedächtnis zurückzurufen. Fräulein von Kuchanoff, die Schreiberin des Briefes, war mir von allen Seiten als eine immens reiche, aber äußerst exzentrische Dame geschildert worden, und die kurze Unterredung, die ich mit ihr in halb dienstlicher Eigenschaft hatte, diente wenig dazu, sie mir in einem besonders sympathischen Lichte zu zeigen. Das alte Fräulein schien mir zu der nicht gerade seltenen Kategorie von Personen zu gehören, welche sich kaum je in anderer Weise auf das Ende aller Dinge vorbereiten als durch die fortwährenden Änderungen, die sie an ihrem Testament anbringen. Sie hatte mir eine sehr detaillierte Geschichte ihrer Familie zum besten gegeben und daran die lautesten Klagen über die fortwährenden Zudringlichkeiten geknüpft, denen sie von seiten ihrer Verwandten ausgesetzt gewesen sei, seit sie durch einen unvorhergesehenen Glücksfall in den Besitz ihres Vermögens getreten wäre. Nur eine einzige ihrer Verwandten habe davon eine rühmliche Ausnahme gemacht und sich niemals an sie mit einer Bitte gewandt, obgleich sie die Tochter eines Bruders sei und keineswegs in glänzenden Verhältnissen lebe. Dieser einen hatte sich die kapriziöse Phantasie der alten Millionärin bemächtigt, und Fräulein von Kuchanoff würde, wie sie mir versicherte, keinen Augenblick gezögert haben, diese zu ihrer Universalerbin einzusetzen, wenn nicht . . .

Dieses „wenn nicht“ bestand in einem Riesenskandal, zu welchem das Vorleben der Gräfin Both Anlaß gegeben hatte. Fräulein von Kuchanoff kannte die näheren Umstände desselben nicht, und ich habe selten jemand seine Unwissenheit in einem dunklen Punkte aufrichtiger beklagen hören.

„Als meine Nichte den Grafen Both heiratete, prahlte man kolossal,“ erzählte sie, „und that, wie wenn er ein Prinz von Geblüt gewesen wäre. Mein Bruder schickte mir eine

Vermählungsanzeige, die einen ganzen Bogen einnahm, und schrieb, er danke Gott auf den Knien für dieses Glück. Ich habe von Anfang an nur die Hälfte geglaubt, denn mein Bruder hat von Jugend auf gelogen. Schon sehr kurze Zeit darauf blieben denn auch seine Siegesbulletins aus, und ich habe gehört, daß eine Scheidung erforderlich geworden ist. Aber das Warum, Wie und Wo habe ich nie erfahren können. Ich habe darüber an meinen Bruder und an meine Nichte geschrieben. Mein Bruder hat anfangs alles geleugnet und dann mit Ausflüchten geantwortet. Jetzt ist er tot. Meine Nichte aber hat mir zu verstehen gegeben, so etwas lasse sich nicht schreiben. Dann verstummte auch sie vollständig. Naturellement il y a un monsieur dans tout cela. Aber wer? Ich muß das Nähere wissen. Ich muß!" wiederholte sie mit Nachdruck, indem ihre wimperlosen Augen ganz aus den Höhlen traten.

„Ich bin keine Nihilistin", fuhr sie fort, nachdem sie etwas Atem geschöpft hatte. „Gott bewahre mich davor; aber ich habe die Rechte des weiblichen Herzens immer hoch gehalten und mich darum wohl gehütet, selbst zu heiraten. Wenn meine Nichte etwas zu ihren Gunsten anzuführen hat, soll sie es Ihnen sagen, mündlich, ausführlich, mit allen Einzelheiten."

„Mir? einem Fremden?" wandte ich schüchtern ein. „Wird sie das?"

„Sie hat mir versprochen, daß sie es thun wird, sobald sich eine Gelegenheit hierzu ergäbe. Und Sie sind doch eine Gelegenheit, nicht wahr? Faute de mieux, sogar eine gute."

„Und wird sie mir die Wahrheit sagen?"

„Dessen können Sie sicher sein. Wenn sie überhaupt redet, redet sie nur die Wahrheit. Sie ist stolz, wie Luzifer vor dem Fall und schlägt ihrem Vater nicht nach. Die Kuchanoffs sind nie stolz gewesen. Ich habe mein ganzes Leben

unter Bauern zugebracht und meine Dienerschaft meistens eigenhändig gezüchtigt, um durch die Strafe nicht das Ehrgefühl in ihnen zu ersticken."

Der Auftrag Fräulein von Kuchanoffs war delikat genug, und ich übernahm ihn schließlich nur, um einer mir drohenden Erzählung über die schändlichen Ränke zu entgehen, welche die Gesamtfamilie in der Absicht ausgeführt hätte, die ehrenwerte Dame für geisteskrank erklären zu lassen und so des Vergnügens zu berauben, nach eigener Wahl über ihre Millionen zu verfügen. Nun mahnte sie mich an mein Versprechen. Es gab keinen Ausweg: ich nahm meinen Hut und fuhr hin.

Die Gräfin Both wohnte keineswegs in einem der eleganten Viertel der Stadt; das bescheidene kleine Haus, das sie einnahm, bildete vielmehr einen Teil der letzten Wellen, welche das Häusermeer auf die öde, sandige Umgebung warf. Aber während die Wiesen und Bauplätze ringsumher den melancholischen Charakter des Provisorischen und Unfertigen an sich hatten, lag dieses kleine Anwesen ganz im Grünen versteckt und war von einem hohen, weithin schimmernden weißen Zaun umgeben.

Ein alter, recht dekrepiter Diener, von einer großen feindseligen Dogge gefolgt, empfing mich an der Gartenthür und führte mich in einen kleinen niederen Salon im ersten Stock. Alle Dinge, die dieser Raum aufnahm, erschienen für seine Verhältnisse zu groß und pompös und machten hier noch mehr, als sie es vielleicht anderwärts gethan hätten, den traurigen Eindruck von Rudera, die man aus einem sozialen Schiffbruch rettet.

Insbesondere fiel mir das Porträt einer Dame in ganzer Figur ins Auge, das mit seinem breiten, überreich geschnitzten Rahmen eine ganze Wand des Zimmers bedeckte. Was mich

daran fesselte, war nicht nur die vornehme Schönheit der Dargestellten und die augenscheinliche Meisterhaftigkeit der Ausführung, sondern auch die Vorstellung, dieses Gesicht schon irgendeinmal und irgendwo gesehen zu haben. War es auf einem Balle, in einem Konzert, im Theater oder auf der Promenade? Nein. Die schönen Züge waren ganz schwach beleuchtet gewesen, und nur von einer Seite her war ein Lichtschimmer darauf gefallen. . . Ganz recht, jetzt erinnerte ich mich: die Dame war mir in der Hofkapelle, bei ich weiß nicht, welchem festlichen Anlaß gezeigt worden. „Man heißt sie ‚Die Ariadne‘,“ flüsterte mir einer der jüngeren Herren zu, der weder ihren Namen kannte, noch wußte, wer der Theseus war, der sie verlassen haben sollte. Als ich, geblendet von ihrer auffallenden Schönheit, den Wunsch geäußert hatte, ihr vorgestellt zu werden, wurde mir von allen Seiten angedeutet, niemand kenne sie, sie sei im Banne der Gesellschaft und man dürfe sie nicht besuchen, wenn man es nicht mit allen Damen verderben wolle.

Darauf hin hatte ich den Gedanken wieder aufgegeben und diese flüchtige Begegnung bald ganz vergessen. Ich erschrak förmlich, als ich nun plötzlich das Original des Bildes leibhaftig vor mir stehen sah. Gräfin Both war fast lautlos eingetreten, ließ sich in eine weite Bergere nieder und lud auch mich zum Sitzen ein.

Ich will niemand mit Schilderungen langweilen und nur das eine sagen, daß sie eine der schönsten Frauen war, die ich je gesehen habe. Oft genug waren mir im übrigen im Laufe meines Lebens Damen begegnet — und sie gehörten durchaus nicht zu den uninteressantesten —, deren Lage mit der ihren einige Ähnlichkeit hatte, deren Vergangenheit man als eine stürmische bezeichnen durfte und die aus dem dramatischen Kampfe zwischen Liebe und Pflicht nicht hervorgegangen waren,

ohne eine Niederlage erlitten zu haben. Aber sie alle hatten etwas Gemeinsames: durch ihr Wesen ging, ich weiß nicht, was für ein elegischer Zug, ihre Haltung hatte zu Zeiten etwas Reuevolles, Demütiges, Zerknirschtes, und ihre Augen schienen beständig für mildernde Umstände plaidieren zu wollen. Nichts von dem lag in dem Auftreten der Gräfin Both. Sie wußte, warum ich zu ihr kam, aber keine schnelle Röte färbte ihre blassen Wangen, keine Wimper zuckte; sie sah mir ruhig und frei ins Auge, und keinerlei Befangenheit hemmte und beeinträchtigte die Wirkung der wunderbar edlen Linien ihrer Gestalt. Jeder Zoll an ihr, jede ihrer Bewegungen, jeder Ton, jedes Wort verrieten die geborene Weltdame.

„Ich komme mit einem Auftrag, der Sie einigermaßen befremden wird, gnädigste Gräfin," begann ich endlich.

„Ich kenne Ihren Auftrag und erwarte Sie seit Ihrer Ankunft jeden Tag," entgegnete sie und richtete ihre Augen mit einem leichten Vorwurf auf mich.

Jede banale Entschuldigung erstarb diesem Blick gegenüber auf meiner Lippe, und es befiel mich eine aufrichtige brennende Reue über meine Verzögerung. „Ich hoffe, Sie finden mich nicht indiskret," sagte ich dann.

„Durchaus nicht. Ich finde es begreiflich, daß meine Tante Kuchanoff den Hergang erfahren möchte. . . Sie sind ein Fremder; um so besser, denn um so leichter wird es Ihnen werden, mich unparteiisch und ohne Voreingenommenheit anzuhören und zu beurteilen."

„Sie waren nicht glücklich verheiratet?"

„Nicht glücklich verheiratet," erwiderte sie, „ist vielleicht nicht ganz das rechte Wort. Graf Both war im Gegenteil eine ausgezeichnete Partie für mich. Sein Reichtum, seine Stellung, sein Einfluß konnten den höchstfliegenden Ehrgeiz eines jungen Mädchens befriedigen. Mein Vater frohlockte

über diese ‚bonne fortune‘ und versprach sich davon eine Hebung unserer ganzen Familie, hauptsächlich auch seines etwas wankend gewordenen Kredits. Ich selbst war siebzehn Jahre alt und verlangte nichts Besseres, als lieben und geliebt zu werden. In dem Lärm europäischer Hauptstädte, auf beständigen Reisen aufgewachsen, sehnte ich mich vor allem nach Ruhe und nach dem, was ich nie gekannt habe — nach einem Heim. Mein Gatte besaß zwei reizend gelegene Schlösser, und es wäre mein sehnlichster Wunsch gewesen, mich mit ihm auf eines derselben zurückzuziehen, um dort die kurze Zeit des Honigmonds zu verbringen. Allein dies lag durchaus nicht in seinen Ideen. Er hatte, wie er sich ausdrückte, ‚Größeres mit mir vor‘. Ich sollte mir bei Hofe eine Stellung machen und in der Gesellschaft glänzen. Die Hast und Ausschließlichkeit, mit welcher er dies betrieb, befremdeten mich anfangs. Ach, erst allmählich, als Illusion um Illusion dahingeschwunden war, gelang es mir, auf den Grund der Dinge zu sehen!

„Graf Both stammte mütterlicherseits aus England und hatte eine echt englische Eigenschaft an sich: er war snob, das heißt, er ließ sich gern imponieren und imponierte gern. Fast ganz ohne Herz, wie er war, bildete die Eitelkeit die einzige Triebfeder seiner Handlungen. Aus Eitelkeit hatte er mich denn auch geheiratet. Seine Spekulation war dabei folgende gewesen: er hatte Geld, er hatte einen vornehmen Namen und hohe Familienbeziehungen; dies alles brauchte ihm also eine Frau nicht zu bieten; aber sie mußte, wie er es nannte, ‚präsentabel‘ sein. So erwählte er mich denn nicht, weil ich ihm gefiel, sondern weil die Leute mich hübsch fanden und weil man mit mir prahlen konnte.

„Diese Entdeckung, die ich frühzeitig machte, gab unserem Verhältnis in meinen Augen den Todesstoß. Ich fühlte die Kränkung, ich schwieg darüber, aber die Wunde heilte nie.

„Es war mir nicht schwer, mir eine Stellung in einer Gesellschaft zu machen, in welcher die einheimischen, etwas schwerfälligen Elemente in jedem sich leichter und freier bewegenden Fremden einen Erlöser aus dem Zwang unentwickelter und ungeübter gesellschaftlicher Formen begrüßen. Anfangs gab ich mir außerdem redlich Mühe, denn ich wollte Graf Both gefallen um jeden Preis. Ich überwand meine Antipathien und war wohlwollend gegen die Jugend und zuvorkommend gegen das Alter. Für alle hatte ich eine Liebenswürdigkeit und jedem suchte ich etwas zu bieten. Ich ließ tanzen, musizieren, Lustspiele aufführen und versäumte nicht, mich meinerseits regelmäßig bei den Empfängen der anderen Damen einzufinden. Mein Fleiß ward denn auch belohnt; ich hatte bald einen der ersten Salons der Residenz, und die Verdikte, die er über die einzelnen Personen fällte, wurden als inappellabel hingenommen.

„Dies alles hätte gewiß so manche Existenz ausgefüllt; aber ich war nicht ehrgeizig, und in der Tiefe meines Herzens schlummerten edlere Bedürfnisse und höhere Ideale. Es gab Herren genug in der Gesellschaft, die mich hübsch fanden und es mir in der einen oder anderen Weise zu verstehen gaben; aber, ich weiß nicht, wie es kam, mich interessierte keiner. Ich fand sie zu ähnlich einen dem anderen, zu erfüllt vom Treiben der Welt, um sie ernsthaft zu nehmen. Trotzdem hatte ich keine Freundinnen. Wir küßten uns, so oft wir uns sahen, auf das zärtlichste, wir nannten uns du und heuchelten das lebhafteste Interesse für einander, aber auf dem Grund unserer Beziehungen bestand etwas fort, was mich zur Vorsicht mahnte. Der Wall, der zwischen mir und den übrigen Damen fortbestand, war teils meine fremde Nationalität, teils — der Neid. Man beneidete mich um mein Gesicht, um meine Erfolge in der Gesellschaft, um die großen Verhältnisse, in die

ich gekommen war, ohne darin geboren zu sein; man beneidete mich endlich — ach, sie wußten nicht, was sie thaten! — um Graf Both.

„So vergingen fünf Jahre. In fünf Wintern hatte ich dieselbe Visitentournee gemacht, dieselben Bälle durchgetanzt, dieselben Soireen abgesessen, dieselben Routs ausgelitten und mit wenigen Variationen dieselben Gesichter gesehen. Nun war es mir aber, als sei mein Maß voll, und ich langweilte mich unsäglich. In meinem Herzen war eine Regung wie Flügelschlag, ich war noch so jung und sehnte mich nach etwas Neuem, nach etwas Ungekanntem, das außerhalb meiner bisherigen Sphäre lag, mit einem Worte nach einem Stück echten Glückes.

„Graf Both war nicht ohne Warnung geblieben. Ich hatte ihm eine Reise nach dem Süden vorgeschlagen, aber er behauptete, Italien sei das infamste, schmutzigste Land, das es gäbe; ich hatte von Paris gesprochen und er hatte erwidert, daß ihm das Gedränge der Boulevards unerträglich sei. Die Wahrheit war die, daß er absolut für nichts Interesse hatte, was außerhalb der Gesellschaft lag, der er angehörte. Es war dies leider nicht einmal seine schlimmste Eigenschaft; er hatte schlimmere.

„Als sich mir sein Charakter zuerst in seinen wahren Umrissen gezeigt hatte, war ich bis in die innerste Seele erschrocken. Dann war mir Graf Both lange Zeit gleichgültig gewesen, allmählich aber fing er an, mir zur Last zu fallen. Insbesondere empörte mich seine rücksichtslose Art, sich gehen zu lassen und alle, mich nicht ausgenommen, schlecht und von oben herab zu behandeln, und meine ersten Schritte auf der abschüssigen Bahn des Verderbens waren zum Teil von der Absicht eingegeben, mich an seinem innersten Wesen zu rächen. Bevor ich in dieses Land kam, war mir die Stellung, welche

die Frauen unserer Kreise dort einnehmen, im rosigsten Lichte geschildert worden. Ich wähnte, daß sie hier gewissermaßen teil an der Herrschaft haben und ein Gegenstand steter chevaleresker Huldigungen sind. Um so mehr befremdeten mich die Manieren, die Graf Voth in der Intimität zeigte; sie erschienen mir nicht als die eines Kavaliers, ja nicht einmal die eines Gentlemans.

„Eine Zeitlang glaubte ich, den Kampf mit ihm aufnehmen zu sollen. Allein die kleinen Siege, die ich gegen ihn erfocht, erschienen mir nicht so glorreich, als die Niederlagen demütigend waren, die er mir bereitete. Bald ließ ich ab von jedem Widerstand, es befiel mich eine gewisse moralische Müdigkeit, eine vollständige Interesselosigkeit an allen Dingen, etwas wie Flucht vor der Welt; ich hatte Sterbegedanken, und die religiösen Traditionen meiner Erziehung begannen sich anzumelden.

„Es war zur Osterzeit und ich besuchte wieder Predigten und Kirchen. Leider hatte mein ganz weltlich gewordener Sinn zu beten verlernt, und meine Augen schweiften zerstreut über die Menge der Andächtigen hin, während vom Chor her der getragene Gesang kirchlicher Hymnen ertönte . . Damals sah ich ihn zum erstenmal. Er lehnte mit verschränkten Armen an einem Chorstuhl und starrte unverwandt zu mir empor. Sein Benehmen war beinahe auffallend, und ich war im ersten Augenblick empört darüber. Nur zu bald wich jedoch der Zorn einer sanfteren Regung.

„Schon seine ungewöhnlich große und herkulische Gestalt hätte hingereicht, die Aufmerksamkeit auf ihn hinzulenken; es war aber noch außerdem ein gewisses mysteriöses Etwas in seiner Erscheinung und in seiner Haltung, was mich fesselte. Wer er war, wußte ich nicht; ich hatte ihn nie vorher gesehen und konnte in dem unsicheren Zwielicht der Kirche nicht ein=

mal erkennen, welcher Waffengattung die Offiziersuniform angehörte, die er trug.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, welch tiefen und bestimmenden Eindruck es auf mich gemacht hat, daß mir die Gefahr gerade an dem Ort entgegengetreten war, an dem ich Zuflucht vor ihr gesucht hatte. Von jeher zu abergläubischen Vorstellungen geneigt, redete ich mir ein, ich sei verloren durch Vorausbestimmung des Schicksals, und selbst der Himmel stoße mich von sich.

„So oft ich in die Kirche ging, fand ich ihn an demselben Platze und hatte auf diese Weise Gelegenheit, sein Gesicht näher zu prüfen. Es war von einer schönen, aber etwas starren Regelmäßigkeit, und nur die dunklen, unstäten Augen verliehen ihm einen eigentümlich leidenschaftlichen Ausdruck. Er hatte nichts von der Eleganz des Weltmannes, aber sein ganzes Wesen trug den Stempel kraftvoller Männlichkeit.

„Bald sahen wir uns auch an anderen Orten, im Theater, in Konzerten, auf der Promenade. Es war leicht zu bemerken, daß er die Orte absichtlich aufsuchte, an denen er hoffen konnte, mich zu sehen, und ich erleichterte ihm meinerseits die Sache durch die Regelmäßigkeit, mit der ich meine Ausgänge ausführte.

„Ich will mich nicht besser machen, als ich bin: der Gedanke, geliebt zu werden und, wie es den Anschein hatte, schwärmerisch und leidenschaftlich geliebt zu werden, erfüllte mich mit stillem Glück. Ich machte mir keine Vorwürfe und gestand mir kaum, schuldig zu sein. Genügte es mir doch, ihn von Zeit zu Zeit zu sehen, hatte ich doch keine anderen Wünsche, ja nicht einmal das Bedürfnis, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, denn es beschlich mich eine leise Angst, die Wirklichkeit möchte doch nicht ganz dem Bilde entsprechen, das die Phantasie sich von ihm entwarf. Ich spann

ihre goldenen Fäden fort, und eine harmonische glückliche Stimmung lag auf allem, was ich that und dachte in jenen Tagen. Es war wie eine Pause in meinem Leben.

„Doch das Schicksal ruht nicht. Auf einem Hofball, den auch Offiziere besuchten, ließ er sich mir vorstellen. Ich war zum erstenmal in meinem gesellschaftlichen Leben befangen und fand kein Wort an ihn zu richten; eine brennende Röte stieg mir ins Gesicht, und ich fühlte den schnelleren Schlag meines Herzens. Er hatte mich zum Tanz aufgefordert, und ich folgte ihm willenlos unter die Reihen der Tanzenden. Sein starker Arm umfing mich, er preßte mich an seine Brust, und ich wirbelte durch den weiten glänzenden Saal wie von Flügeln getragen.

„‚Was ist das für eine merkwürdige Art zu tanzen?‘ redete Graf Both mich an, als ich atemlos wieder auf meinen Platz zurückgekehrt war. ‚Hat man das jetzt so?‘

„‚Es scheint,‘ entgegnete ich kurz.

„‚Wer war Dein Tänzer, wenn ich fragen darf?‘ inquirierte er weiter. ‚Vermutlich einer der Herren aus der Provinz?‘

„‚Hauptmann Siel,‘ erwiderte ich trotzig. ‚Du wirst ihn nächstens an meinen Empfangstagen sehen; ich habe ihn aufgefordert, zu kommen.‘

„Dies letztere war nicht richtig, und ich sagte es nur aus Opposition gegen meinen Gatten.

„‚Eine ganz famose Akquisition für Deinen Salon,‘ höhnte er weiter. ‚Ich bitte nur gefälligst, mich damit zu verschonen.‘

„Nun galt es, den Kampf weiter zu führen. Ich ging auf Hauptmann Siel zu. ‚Ich empfange Freitags,‘ sagte ich ihm.

„Er verbeugte sich. ‚Freitags?‘ wiederholte er dann.

‚Ich hätte nicht geglaubt, daß der Freitag je für mich zum Glückstag werden könnte.‘

„Die Freitagsempfänge gehörten gewissermaßen zu den Traditionen des Hauses Both. Schon die Mutter meines Gatten hatte Freitags empfangen, und die Gesellschaft hatte sich daran gewöhnt, an diesem Tage ins Palais Both zu kommen. Mein Gatte sah sehr darauf, daß diese Tradition aufrecht erhalten bleibe, und setzte seinen Ehrgeiz darein, daß der Hof von Zeit zu Zeit bei mir erschien und daß keine der gesellschaftlichen Sommitäten durch die Residenz kam, ohne bei mir eine Tasse Thee angenommen zu haben.

„So groß aber die Zahl der Personen, die mich besuchten war, so kannten sich doch alle mehr oder weniger, und das erste Erscheinen eines Offiziers, der bisher außerhalb dieser Kreise gelebt hatte, trug mir manch fragenden Blick ein. Eine leise Befangenheit verbreitete sich über Siel, als er bei mir eintrat; er errötete sogar und nahm ziemlich ungeschickt den Platz ein, den ich ihm angeboten hatte und der unter seiner Last zu brechen drohte. An der Unterhaltung beteiligte er sich fast gar nicht und wenn er es that, nahm sein Ton etwas Gereiztes und Oppositionelles an, gleich als wolle er der spöttischen Überlegenheit der Gesellschaft den Krieg erklären. Wie die meisten etwas unbeholfenen Menschen wußte er schließlich nicht zu rechter Zeit aufzubrechen und erregte schon durch die ungewöhnlich lange Dauer seines ersten Besuches das verväterische Staunen der Medisance.

„Jeder andere wäre mir wohl bei dem allem lächerlich erschienen; für ihn aber regte sich in meinem Herzen ein weiches Mitleid. Ich entfaltete alle meine kleinen Künste, um seine Scharten auszuwetzen und zu verdecken, und lud ihn schließlich auf das verbindlichste ein, wiederzukommen.

„Er mochte dies alles für mehr hingenommen haben,

als es eigentlich war, denn kaum war er endlich weggegangen, so schrieb er mir einen viele Seiten langen Brief, in welchem er mir — seine Liebe gestand.

„Es gibt Menschen, welche beredt sind, wenn sie sprechen, andere, wenn sie schreiben. Hauptmann Siel gehörte zu diesen letzteren. Sein Stil hatte eine hinreißende Wärme und war voll von Bildern und Sophismen, die das Gefühl bestrickten. Die Zahl der Briefe, die ich von ihm im Laufe der Zeit erhalten habe, ist eine enorme. Die große venetianische Truhe, die Sie dort sehen, ist voll davon.

„Die Sprache der Leidenschaft war mir fast gänzlich neu. Es ist in der Gesellschaft an sich nicht üblich, bei Liebeserklärungen auf die Knie zu sinken und zu deklamieren wie auf dem Theater; Graf Both hatte aber schon gar alles so ungemein scherzhaft behandelt, daß ich endlich aufgehört hatte, ihn selbst ernsthaft zu nehmen. Zum erstenmal trat mir der Ausdruck einer schwärmerischen Begeisterung entgegen, er umwirbelte mich wie Weihrauchwolken und nahm meine Sinne gefangen. Ich beantwortete diese Briefe nicht, aber ich organisierte einen förmlichen Sicherheitsdienst, um sie gefahrlos zu erhalten, und schloß mich dann oft stundenlang ein, ihr süßes Gift zu schlürfen.

„Von den äußeren Eigenschaften, die in der Gesellschaft Kurs haben und geschätzt werden, besaß Siel eine einzige; er war ein ausgezeichneter Reiter. Ich wußte es und lud ihn daher ein, mich auf einem Ritt zu begleiten. Infolge der tiefen Apathie, die mich in der letzten Zeit gefesselt hielt, war ich lange auf kein Pferd mehr gekommen, allein ich hatte, wie alle Kenner mir einräumten, Talent zum Reiten, und es machte mir Vergnügen, Siel meine kleinen Künste vorzuführen. Ich ritt in den verschiedensten Gangarten, ich machte schwierige Seitenbewegungen, ich setzte über Gräben. Siel that es mir in allem gleich, und zuletzt veranstalteten wir thörichterweise

eine Art von Wettrennen. Die Vögel flogen bei dem lauten Hufschlag unserer Pferde schmetternd auf, durch die dunklen, sonnendurchglitzerten Laubbaldachine der Kastanien zeigte sich von Zeit zu Zeit ein Stück lachenden blauen Himmels, und die Luft, die uns um die Wangen strich, war von der belebendsten Frische.

„‚Wie finden Sie, daß ich reite?‘ frug ich ihn endlich, indem ich mein Pferd in Schritt übergehen ließ.

„‚Wie Sie überhaupt sind.‘

„‚Nun, wie bin ich denn überhaupt?‘

„‚Ungestüm, aufbrausend, flüchtig, ganz so, wie der russische Botschafter Sie am letzten Freitag genannt hat: mondaine, jusqu'au fond de l'âme.

„‚O, wie falsch!‘ lachte ich. ‚Woraus schließen Sie denn das? Sie kennen mich ja kaum.‘

„‚Eine innere Stimme sagt mir, daß die Gesellschaft eben doch Ihr höchstes Gut ist, daß Ihr Herz mit allen seinen Fasern daran hängt, daß Sie nichts anderes ernst nehmen und ihr nichts zum Opfer bringen könnten.‘

„‚Das käme doch auf die Probe an.‘

Er ritt hart an mich heran, und ich fühlte, ohne ihn anzusehen, wie seine Blicke auf mir ruhten. ‚Wenn zum Beispiel jemand,‘ sagte er flüsternd, ‚der Sie liebt, Sie bitten würde, heute abend nicht in die Soirée des russischen Botschafters zu gehen . . .?‘

„‚O, das wäre kein Opfer,‘ sagte ich, indem ich versuchte, die Sache scherzhaft zu behandeln; aber schon hatte ich keine Widerstandsfähigkeit mehr. Wir sprachen nicht weiter von der Sache; aber als wir beim Palais Both angekommen waren, sagte ich aus freien Stücken: ‚Sie müssen mir Gesellschaft leisten diesen Abend; ich habe Migräne und gehe nicht aus.‘

„Er kam, und ich hatte nicht zu bereuen, ihm den Abend geopfert zu haben. War seine Unterhaltung schwerfällig in der Form, so war sie um so bedeutender dem Inhalte nach. Wohl vorbereitet hatte Siel weite Reisen gemacht und die Welt gesehen. Sein Urteil konnte eine gewisse Einseitigkeit nicht verleugnen, aber es war originell. Als er mich an jenem Abend verließ, hatte ich eine neue Seite an ihm entdeckt: ich fand ihn interessant.

„Indessen sollte meine Nachgiebigkeit nicht ohne Folgen bleiben; sie war das erste Glied einer langen Kette verhängnisvoller Zugeständnisse, die mich kompromittierten. Seit ich einmal seinen Wunsch erfüllt hatte, wußte er mir unter hundert Vorwänden das Versprechen abzuschmeicheln, mich von den Zusammenkünften der Gesellschaft fernzuhalten. Es war eine Art von fixer Idee bei ihm, denn er war eifersüchtig auf alle Personen, mit denen ich verkehrte, und erblickte, sehr mit Unrecht, in jedem einen Rivalen.

„Obgleich die Haltung der Gesellschaft immer feindseliger gegen ihn wurde, so fehlte er doch nie bei meinen Empfängen, weil er behauptete, es sehe wie eine Flucht aus, wenn er wegbliebe. Aber er drang unausgesetzt in mich, sie ganz aufzugeben, und ich machte ihm schließlich auch noch dieses Zugeständnis.

„Es war dies ein förmliches Ereignis in der Gesellschaft. Die Nachricht hatte nicht schnell genug kolportiert werden können und meine Habitués fuhren vor wie sonst, um zu erfahren, daß ich noch mitten in der Saison, ohne die Stadt zu verlassen, meine Empfänge eingestellt habe. Kopfschüttelnd zogen sie ab, und ihr Staunen steigerte sich zu einer wahren Entrüstung, als zur selben Stunde Hauptmann Siel zu Pferde angesprengt kam und ohne weiteres vorgelassen wurde.

„Auch unsere gemeinsamen Spazierritte, obschon wir sie zu ungewöhnlichen Stunden machten und die entlegensten

Partien des Parkes aufsuchten, waren nicht unbemerkt geblieben. Wir fingen überhaupt an, ein Salongespräch zu werden. Bekanntlich ist dergleichen Klatsch in keinem Kreise etwas Unerhörtes; es hängt aber von hundert Zufälligkeiten, insbesondere von der Beliebtheit, deren sich die Betroffenen erfreuen, von der Sorgfalt, mit welcher sie den Schein zu wahren wissen, ab, ob sie wegen einer kleinen ‚Flirtation‘ belächelt werden oder ob man über sie den Stab bricht.

„Früher, als es in dergleichen Fällen in der Regel zu geschehen pflegt, war Graf Voth auf den Umfang aufmerksam geworden, welchen die Gerüchte annahmen. Sein stets reges Mißtrauen war ihm hierbei behilflich gewesen. Noch wagte er nicht, mir direkte Vorwürfe zu machen, aber der finstere Zug, der nicht von seiner Stirn wich, der schneidende, wegwerfende Ton, den er anschlug, verrieten, wie sehr er unter der Sache litt. Aber ich fühlte auch jetzt, daß nicht sein Herz getroffen, daß nur seine Eitelkeit verletzt war.

„Den aufreibenden Guerillakrieg der Intimität, den er nun gegen mich eröffnete, leitete er unter anderem damit ein, daß er mich unter dem Vorwand, alle Pferde seines Stalles gingen lahm, des Vergnügens beraubte, auszureiten.

„Ich nahm es ohne Widerrede hin und setzte überhaupt allen seinen Angriffen die unbezwingliche Macht eines starren passiven Schweigens entgegen.

„War es dies, was ihn aufbrachte, waren es die fortgesetzten Anspielungen und Sticheleien, deren Zielscheibe er war, kurz, er kehrte eines Abends sehr erregt aus dem Klub nach Hause zurück und erklärte mir kategorisch, die Sache müsse ein Ende nehmen, denn er habe keine Lust, sich lächerlich machen zu lassen.

„Die Art und der Ton, indem er dies vorbrachte, empörten mich aufs tiefste, denn ich war damals nicht schuldig in dem Grade, den er und die Gesellschaft annahmen. Ich

setzte seinen Vorwürfen, seinen Beschuldigungen, seinen Anklagen den Aufschrei eines zerstörten Lebensglückes entgegen, zum erstenmal öffnete ich ihm mein Herz und faßte alles zusammen, was ich an Kränkung von ihm erlitten hatte.

„Thöricht genug erwartete ich, daß meine Worte den tiefsten Eindruck auf ihn hervorbringen würden.

„Er lachte darüber. Nicht an mir sei es, meinte er, Bedingungen zu setzen, er verlange eine bedingungslose Unterwerfung, und ich dürfe Siel nie mehr sehen. ‚Er oder du!‘ waren seine letzten Worte; dann verließ er mich, nachdem er mir wie zum Hohne noch eine zweitägige Bedenkzeit gesetzt hatte.

„Ich war wie vernichtet. Die tiefe Demütigung, die mir widerfahren war, die drohende Trennung von dem Geliebten, die vollkommene Aussichtslosigkeit meiner Lage, dies alles vereinigte sich, mich fast wahnsinnig zu machen. Ich wußte mir nicht zu raten und zu helfen.

„In der tiefen Bedrängnis meiner Seele wandte ich mich schließlich an meinen Vater, den ein Gichtanfall seit Monaten an das Zimmer fesselte und den ich auch sonst nur selten sah. Im Äußeren hatte er einige Ähnlichkeit mit meiner Tante Kuchanoff; aber der romantische Zug derselben fehlte ihm gänzlich. Er war immer ein Lebemann gewesen und mit den Jahren etwas egoistich geworden. Im Grunde sah er nun die Dinge nur mehr von dem Gesichtspunkte an, ob sie seine Ruhe störten oder beförderten. Viele fanden ihn frivol; diese aber beurteilten ihn zu streng; er hatte nur die unglückselige Eigenschaft, gern alles ins Lächerliche zu ziehen.

„‚Was muß ich hören?‘ rief er mir schon aus der Ferne zu; ‚man sagt, du habest ein Verhältnis mit einem Bürgerlichen? Ist es wirklich wahr?‘

„Ich schwieg.

„‚Mit einem Herrn Sieliebernicht, dessen Vater Lokomotivführer war?‘

„‚Bahnbeamter, Papa!‘

„‚Er ist Offizier, das genügt mir; ich habe keine Standesvorurteile. Aber er hat Füße, so groß wie ein Floß. Wenn er durch die Straßen geht, klirren die Fensterscheiben, und ich werde demnächst Stroh streuen lassen müssen . . . Ich begreife deinen Geschmack nicht. So jemand kann man noch heiraten — man zieht sich dann mit ihm ins tiefste Civil zurück und wird vergessen, aber eine Liaison — impossible, ma chère! . . . Ich weiß überhaupt nicht, was du an deinem Manne auszusetzen hast. Er spielt sehr gut Whist und reitet viel besser als Baron Bimm mit seinen kurzen Beinen. Man hat ihn sehr gern im Klub; er weiß zu reden, ohne einen mit Politik zu langweilen.‘

„O, wenn du wüßtest!‘ schrie ich auf.

„‚Was denn mein Kind? Du wirst doch nicht eifersüchtig sein?‘

„‚O, gewiß nicht, nein! tausendmal nein!‘ beteuerte ich. ‚Aber ich kann nicht mehr mit ihm leben!‘

„‚Das ist krankhaft!‘ entschied mein Vater; dann wurde er ganz melancholisch. ‚Ich habe kein Glück mit meiner einzigen Tochter,‘ sagte er. ‚Konntest du dich denn nicht in einen anderen verlieben? Mußte es der Sohn eines Vaters sein, der Bremser war, nicht wahr? Nein, pardon, Lampenputzer! Er ist so schrecklich auffallend.‘

„Die scherzhafte Sachbehandlung meines Vaters machte gerade den entgegengesetzen Eindruck auf mich. Thränen kamen mir in die Augen.

„‚Das ist eine Scene,‘ rief er erschreckt über diese Entdeckung, ‚eine förmliche Scene! Meine Liebe, nur das nicht, ich ertrage es nicht. Thu, was du willst, ich wasche meine Hände in Unschuld. Mich trifft kein Vor-

wurf. Ich habe gewiß viel mitgemacht in meinen jungen Jahren, aber niemals das Dekorum außer Augen gesetzt. Ich muß jetzt doppelt Rücksicht haben auf meine Schwester. Sie schreibt mir so verrückte Briefe. Seit neuestem ist sie religiös geworden und will nun auch mich bekehren. Wenn sie ein Wort von der Sache erführe, würde sie uns alle mit Mann und Maus enterben . . . Du wirst begreifen, daß ich dich nicht mehr bei mir sehen kann.'

„,Vater, du wirst mich doch nicht verstoßen?'

„,Verstoßen, meine Liebe, ist die reine Theatersprache. Ich werde dich nicht mehr empfangen, voilà tout. Ich kann nicht, ich kann mit dem besten Willen nicht, denn ich darf nicht in meinen alten Tagen den Schein auf mich laden, ein Verhältnis zu begünstigen, das meine Tochter mit dem Sprößling eines Wagenschiebers der Staatsbahnen angeknüpft hat Hat dich jemand eintreten sehen? Ich bitte dich, geh!'

„Ich ging von ihm ohne Groll. Kannte ich doch seine Art; er war nicht böse, er war nur schwach. So wenig ernsthaft im übrigen seine Worte waren, so hatten sie doch in mir einer Überzeugung zum Durchbruch verholfen und einen Entschluß reifen lassen: der Überzeugung; daß ich hier nirgends auf Schutz und Halt rechnen dürfe, den Entschluß, mich den qualvollen Verhältnissen, die mich umgaben und fesselten, durch die Flucht zu entziehen. Damals dachte ich an meine Tante Kuchanoff; ich wollte nach Rußland zurück und bei ihr Zuflucht suchen.

„Aber ich durfte nicht abreisen, ohne Siel in meine Pläne eingeweiht zu haben. Wenigstens glaubte ich, ihm dies schuldig zu sein. Gott ist mein Zeuge, ich war dabei ganz ohne Hintergedanken. Ich hoffte weder, daß er sich meiner Flucht anschließen werde, noch gab ich der Vorstellung Raum, daß es ihm bei der Herrschaft, die er über mich ausübte, ge-

lingen werde, mich zurückzuhalten. Im Gegenteil setzte ich bei ihm volles Verständnis für die Notwendigkeit dieses Schrittes voraus, denn ich kannte sein jeder besseren Regung zugängliches Gemüt, seine dem Absoluten zugeneigte Natur, sein reges Pflichtgefühl, welches die Leidenschaft trüben, nicht aber hatte beseitigen können. So schrieb ich ihm denn, daß ich ihn dringend erwarte, ohne den Grund anzugeben. Es war der erste Brief, den er von mir erhalten hat, und ist auch der letzte geblieben.

„Ich hatte als Zeitpunkt für die erbetene Zusammenkunft meine gewöhnliche Empfangsstunde am Freitag Abend festgesetzt, zu der ich Graf Both an seine Whistpartie im Klub gefesselt wußte. Die Lampen brannten und tauchten mit ihrem durch dunkelrote Schirme gedämpften Licht den ganzen Salon in eine Art von glühendem Abendrot. Die Stühle, groß und klein, in ihren verschiedenen Formen und Farben, sahen jetzt so verlassen aus, die goldenen Rahmen, der silberne Samowar glänzten so kalt und alle die hundert Nippsachen da und dort, die sonst wohl zu den Herzen einer Frau die süße Sprache der Erinnerung sprechen, sahen mich tot, gleichgültig und nichtssagend an.

„Es lag wie Abschiedsstimmung über dem Ganzen. — Ach, wie oft war es mir anderswo so erschienen: in einem Hause, wo keine Eintracht, kein Glück, keine Liebe herrscht, da ist nichts schön, nichts festlich, nichts erfreulich! Die Blumen selbst duften dort nicht lieblich, und alle Gegenstände, die bestimmt sind, den Reiz ihrer Formen ins alltägliche Leben auszustrahlen, scheinen von einem gespensterhaften Trauerflor umgeben zu sein.

„Es wurde mir ganz unheimlich in dieser Totenstille, mitten in dieser kalten, seelenlosen Pracht, diesen hohen Spiegeln gegenüber. Ich trat auf den Balkon.

„Von da aus hatte man eine weite Aussicht auf einen

Teil der Stadt, von welcher das Palais Both durch den Park und eine Lindenallee getrennt ist. Nun war es Nacht, aber eine helle Frühlingsnacht, und nur die Kronen der Bäume waren dunkel und melancholisch.

„Siel zögerte zu kommen, zum erstenmal, seit ich ihn kannte. Militärische Pünktlichkeit war sonst eine der Eigenschaften, auf die er sich am meisten zu gute that.

„Jetzt hörte ich den Hufschlag eines Pferdes in der Allee. . . Nein, ich hatte mich getäuscht, er war es noch nicht.

„Ich blickte in die flimmernden Sterne über mir, und durch meine Seele ging eine gegenstandslose Sehnsucht. Auf der Straße sang ein Einzelner ein lautes Lied, und seine Schritte verhallten nach und nach in der Ferne . . . Es gab glückliche Menschen in einfachen Verhältnissen, mit befriedigten Wünschen. . . Und ich? — Man nannte mich eine Schönheit, man beneidete mich, und welches reine, volle Glück hatte ich genossen von den Tagen meiner Kindheit bis heute? Ohne Mutter, bei einem solchen Vater, bei einem solchen Gatten! . . . Dessen dachte ich in jener Stunde, und eine einsame Thräne begleitete den Gang meiner Gedanken.

„Dies war aber nun sicher Siels Stimme im Korridor! Ich erkannte sie deutlich. Alle Trauer war hinweg, ich flog ihm entgegen. Er brauchte sich nicht bei mir anmelden zu lassen. Die Portiere rauschte zurück . . .

„Graf Both! — Fast hätte ich ihn bei dem unsicheren Licht, das in dem Salon herrschte, nicht erkannt. Das Wort erstarb mir auf der Lippe, ich blieb wie versteinert stehen.

„‚Sie haben einen Anderen erwartet,‘ begann er französisch, eine Sprache, die er mit Vorliebe sprach, wenn er sich in gereizter oder gehobener Stimmung befand.

„Ich machte eine unwillkürliche Bewegung, die er für Widerspruch zu nehmen schien, denn er fuhr fort: ‚Ich weiß

es sicher. Ich habe das Billet erbrochen, das Sie gestern an Herrn Hauptmann Siel geschrieben haben. Ich hielt dies unter den gegebenen Verhältnissen für mein Recht; aber mein Recht ging nicht so weit, es dem vorzuenthalten, an den es adressiert war. Ich habe es abgeschickt. Herr Siel ist denn auch Ihrer Einladung gefolgt. Ich habe mir indessen gestattet, ihn statt Ihrer zu empfangen; wir hatten eine kleine Auseinandersetzung in Bezug auf Sie und werden uns morgen schießen.‘

„Zum erstenmal sprach Graf Both in dieser Angelegenheit ruhig, ja fast ohne Hohn; aber sein Wesen strahlte eine eisige Kälte aus und sein häßliches graues Auge einen grenzenlosen Haß.

„Konnte ich ihm bei dieser seiner Stimmung von den reinen Absichten sprechen, welche mich bei Abfassung des Billets beseelt hatten? Welchen Glauben hätten meine Worte bei ihm gefunden?

„Mehr noch als diese Erwägungen, ich gestehe es, band der Stolz meine Zunge; es war mir unmöglich, zu reden.

„Graf Both hatte indessen den giftigsten Pfeil seines Köchers bis zuletzt aufgespart.

„‚Sie haben sich kürzlich beklagt,‘ sagte er, ‚daß mein Benehmen gegen Sie zu wünschen übrig lasse und daß Sie bei den ausgezeichneten Mitteln, mit denen Sie die Natur so verschwenderisch ausgestattet hat, auf — ein größeres Maß von Glück — haben Sie es genannt — Anspruch gehabt hätten, als Sie an meiner Seite gefunden haben. Man ist nicht vollkommen, ich weiß es; allein ich habe nie um den Preis gefeilscht. Es ist möglich, daß mir morgen etwas Menschliches passiert, und Sie werden sich dann durch mein Testament für das Opfer entschädigt und gelohnt sehen, Gräfin Both geworden und gewesen zu sein.‘

„Die beleidigende Absicht dieser Worte entging mir nicht; noch einmal richtete sich mein verletztes Ehrgefühl gegen ihn auf. ‚Das ist eine Infamie!‘ rief ich.

„Er blieb vollkommen unbewegt. ‚Erhitzen wir uns nicht, Gräfin,‘ sagte er. ‚Ich habe Sie um eine kleine Gegengefälligkeit zu bitten; es wäre mir erwünscht, wenn Sie bis auf weiteres, um den Skandal nicht allzusehr herauszufordern, das Palais Both nicht verlassen würden.‘

„Er erwartete keine Antwort, und ich habe ihm keine gegeben. Es flimmerte mir vor den Augen; ich sank halb ohnmächtig in ein Fauteuil, und ich weiß nicht mehr, wie er von mir ging und wie lang ich dasaß und vor mich hinstarrte.

„Ich habe später vielleicht mehr und tiefer gelitten, aber nie war meine Seele von so widersprechenden und peinlichen Gefühlen zerrissen als in jener Stunde. Ich sah ein, daß es durchaus unmöglich war, den Zweikampf zwischen zwei Männern zu verhindern, die sich beide aus verschiedenen Motiven unaussprechlich haßten, und die Traditionen meiner Erziehung verhinderten mich, auch nur einen Augenblick lang an eine jener effektvollen, aber unnatürlichen Interventionen im letzten Augenblick zu denken, von denen man in Romanen liest.

„Siel schrieb mir, um mich zu beruhigen, daß er nicht auf Graf Both zielen werde; allein, ohne es zu wollen, verschlimmerte er dadurch die Sache nur. Mein Gatte erblickte in dieser Schonung eine neue Beleidigung und bestand so lange auf Kugelwechsel, bis er endlich infolge einer unvorgesehenen Bewegung, die er machte, selbst verwundet wurde.

„Der Schuß ging ihm durch die Hand. Die Verwundung war nicht gefährlich, aber ungemein schmerzhaft und versetzte Graf Both in einen wahren Paroxismus von Wut, dessen ich ihn trotz all des Vorausgegangenen nicht für fähig gehalten hätte. Alle Bande weltmännischer Form, die bisher

die bisher sein Wesen künstlich zusammen und im Zaum gehalten hatten, waren gesprengt, aller Schliff abgestreift, alle Rücksicht vergessen: er zeigte sich, so schien es mir, in seinem wahren Lichte.

„Es ist eine Schwäche von uns Frauen, daß es für uns Augenblicke gibt, in denen wir alles Widersprechende vergessen, jede Beleidigung, jede Kränkung, die uns widerfuhr — Augenblicke, in denen eine leidenschaftliche Vorstellung von dem, wie es sein sollte, das Bewußtsein der Wirklichkeit verdrängt, in denen unsere Selbstheit sich löst und ein mächtiges Gefühl des Mitleids alles überflutet und mit sich fortreißt. Gewiß, wir sind dann ohne Konsequenz, ohne Logik, ohne Würde, aber es gibt Personen, die gerade in solchen Momenten die Beglaubigung unseres wahren Wesens erkennen wollen.

„Als man Graf Both, von Blut überströmt, in sein Zimmer trug, regten sich in mir vor allen anderen Gefühlen Reue und Gewissensbisse. Ich stürzte an sein Bett, um seine Verzeihung zu erbitten, und er hätte in diesem Augenblicke jedes Versprechen der Umkehr, jeden Verzicht, jedes Opfer von mir erlangen können.

„Als er mich kommen sah, richtete er sich halb auf, seine Augen traten aus den Höhlen und er sah wahrhaft schrecklich aus.

„‚Schafft sie hinweg!‘ schrie er. ‚Ich verfluche den Tag, an dem ich ihr Gesicht zum erstenmal sah! Sie hat mein Leben verbittert, befreit mich von ihr!‘

„Ich weiß nicht mehr alles, was er hinzufügte, aber er beschimpfte mit Ausdrücken, die es mir unmöglich ist wiederzugeben, in Gegenwart der Ärzte und Domestiken meine Nationalität, meine Familie, meinen Ruf.

„Daraufhin verließ ich ihn. Er schickte mir mit Osten=

tation die mir gehörigen Gegenstände nach und stellte eine gerichtliche Scheidungsklage.

„Der Skandal war ungeheuer. Die Zeitungen bemächtigten sich der Sache, alle Berichte lauteten ungünstig für mich und keine meiner gesellschaftlichen Beziehungen hat den Sturm überdauert.

„Monatelang wagte ich nicht auszugehen; ich war wie verschollen, und viele glaubten, ich habe den dunklen Ausweg des Selbstmords genommen. Vielleicht wäre es das beste gewesen. Allein noch hatte ich eine Zuflucht, eine Stütze, einen Lebenszweck: Siel. Um seinetwillen war ich gefallen, um seinetwillen aus dem Kreise ausgestoßen worden, dem ich angehört hatte, und an ihn mußte ich mich nun auch mit der Zähigkeit des Ertrinkenden anklammern, indem ich die Augen zudrückte über so manche Eigenschaft, die erst in der Intimität hervortrat und mich fremd berührte.

„Aber sein Ton war immer warm, sein Verhalten immer rücksichtsvoll gegen mich. Er war bestrebt, mich auf den Händen zu tragen und mir durch hundert kleine Aufmerksamkeiten zu beweisen, daß seine Liebe auf der Höhe meiner Opfer stand.

„Ich brachte meine Tage zu, ihn zu erwarten, denn er hatte viel Dienst und Abhaltungen aller Art. Kam er dann endlich ermüdet von den Anstrengungen des Dienstes zu mir, so war unsere Unterhaltung nicht immer eine sprühende, und Siel begnügte sich sehr oft damit, meine Hand in der seinen zu halten und mich verliebt anzusehen. Er hatte auch in der Intimität nicht die Gabe der leichten Gedankenmitteilung, welche mir, die ich mein bisheriges Leben fast ausschließlich unter Salonmenschen zugebracht hatte, geläufig war. Oft empfand er das Bedürfnis, mir über einen Gegenstand, über den wir uns nicht hatten einigen können, kurz nach seinem Weg=

gehen zu schreiben, und die Zahl der Briefe, die ich von ihm erhielt, wuchs von Tag zu Tag.

„So verging die Zeit. Wenn ich jetzt auf sie zurückblicke, scheint es mir manchmal, als sei sie trotz allem die schönste meines Lebens gewesen. Aber es war kein volles und reines Glück, was ich genoß. Wie wäre ein solches unter den gegebenen Verhältnissen möglich gewesen? Es fehlte uns insbesondere der heitere Ausblick in die Zukunft, ohne welchen das Leben immer drückend ist, wie eine Gebirgslandschaft an einem Regentage. Man hat gut sagen, daß man schließlich nur in der Gegenwart lebt; an ihren eisernen Käfigstäben schlägt sich das Herz die Flügel wund.

„Was sollte aus uns werden? War doch kaum unsere materielle Existenz für die nächste Zeit sicher gestellt. Stimmten mich Erwägungen dieser Art manchmal traurig, so meinte Siel, es sei Heimweh nach der Gesellschaft, und zeigte sich zuweilen eine Wolke auf seiner Stirn, so wähnte ich, es sei ein aufziehender Vorwurf gegen mich. Er glaubte, ich könne ihn nicht voll lieben; ich glaubte, und wohl mit größerem Recht, er könne mich nicht voll achten. So quälten wir uns manchen lieben Tag.

„Um mich heiraten zu können, hätte Siel seine Entlassung als Offizier nehmen müssen. Es wäre für ihn nicht ohne sehr erhebliche Schwierigkeiten gewesen, sich eine neue Existenz zu gründen; aber nichtsdestoweniger waren alle seine Gedanken beständig auf diesen Punkt hin gerichtet, denn er wollte mich, wie er sich ausdrückte, ganz, für immer und vor aller Welt besitzen.

„Allein die Sache hatte ein inneres Hemmniß, das in mir selber lag. Wie tief auch immer mein Fall vor der Welt, wie groß mein moralischer Fehltritt war, ich hielt fest an den Grundsätzen meiner Religion, die mir eine Wieder-

verheiratung unmöglich erscheinen ließen. Schon hatten seine sophistischen Gründe, seine rührenden Bitten, seine aufrichtige Hingabe angefangen, mich auch hierin wankend zu machen, da brach plötzlich der Krieg aus.

„Es traf mich wie ein Blitzstrahl, allerdings nicht aus heiterem Himmel.

„Draußen war es Sommer. Ich hatte noch nicht gewagt, auszugehen und mich unter Menschen zu zeigen, aber ich saß die meiste Zeit über an dem geöffneten, grün umrankten Fenster der kleinen Wohnung, von dem aus man Siel schon von der Ferne kommen sah. Es war mir an jenem Tage, als sei sein Gang elastischer als sonst. Er trat mit leuchtenden Augen ins Zimmer und legte die Mütze ab.

„‚Kind,‘ rief er, ‚es gibt Krieg! Es ist höchste Zeit, wir müssen losschlagen, der Augenblick ist günstig, wir dürfen uns nicht mehr gefallen lassen, was man uns bieten möchte . . .‘ Er redete vieles, so vieles, als ich ihn noch selten auf einmal hatte sprechen hören, Politisches, Strategisches, Patriotisches.

„Auf mich machte es nicht den mindesten Eindruck. Meine Ehe mit Graf Both hatte mich nicht innerlich mit der Nation verbunden, der er angehörte, und ich stand ihren Idealen fremd gegenüber. In meiner Seele stieg bei den Worten Siels nur etwas wie eine kopflose Angst auf; es lief mir kalt durch den Leib, und ich hatte das Gefühl der Erstarrung.

„Endlich hielt er inne, und seine Blicke fielen auf mich. ‚Was hast du?‘ frug er erstaunt.

„‚Du wirst mich nicht verlassen wollen,‘ sagte ich.

„Er blickte mich fragend an: ‚Ich verstehe dich nicht.‘

„‚Wir müssen fliehen!‘

„‚Bist du von Sinnen? Fahnenflüchtig in dieser Zeit, also feig und ehrlos werden! — Das kann dein Ernst nicht sein.‘

„‚Niemand wird dich für feig halten,‘ entgegnete ich. ‚Du hast zu viele Proben vom Gegenteil geliefert. Und wenn auch, was liegt uns an der Welt? Wir haben genug bewiesen, wie gleichgiltig uns ihre gute Meinung ist.‘

„Diese Reden stiegen ihm zu Kopf. Er sprang auf. ‚Das ist der reine Wahnsinn!‘ rief er wirklich erschreckt. Dann sprach er von seiner Pflicht, seiner Sellung, seiner Ehre.

„‚Auch ich hatte eine Stellung, eine Pflicht und eine Ehre,‘ erwiderte ich, ‚und habe sie dir, auf deine Bitten zum Opfer gebracht. Ich hatte auch etwas, was mir so heilig ist als dir dein Patriotismus: meinen Glauben — und auch ihn stand ich im Begriff, unserer Liebe zu opfern.‘

„Siel ging mit unruhigen Schritten im Zimmer auf und ab. ‚Das ist etwas Anderes, etwas ganz Anderes!‘ rief er; aber als er die Verschiedenheit erklären wollte, fehlten ihm die rechten Worte, und seine Rede verwirrte sich.

„Ich erblickte darin einen Beweis für mein besseres Recht unn fuhr fort, in ihn zu dringen. ‚Was soll ich beginnen, wenn du nicht aus dem Feldzug zurückkehrst,‘ schluchzte ich endlich und wand mich zu seinen Füßen, in Thränen gebadet. ‚Soll ich betteln gehen? Was bleibt mir anderes übrig?‘

„Er hatte seine hastigen Gänge durch das Zimmer eingestellt und saß nun vollkommen ruhig da, indem er den Kopf etwas auf die Seite neigte, wie jemand, der ernsthaft über einen schwierigen Punkt nachdenkt. ‚Du kannst auch sterben,‘ sagte er endlich.

„Mit der natürlichsten, unbewegtesten Miene von der Welt riet er mir zum Selbstmord!

„Ich kann Ihnen nicht sagen, welchen furchtbaren Eindruck diese Worte auf mich hervorbrachten. Ich fühlte sie wie einen Dolchstoß mitten durchs Herz, als eine unerhörte Brutalität. Es schien mir, daß der Mann, der so zu mir sprach,

mich nie geliebt haben konnte, ja überhaupt keiner wahren Liebe fähig sei. Ein dumpfer Groll füllte mein Herz bis zum Rande; Siel hatte mit einem Schlage die Herrschaft über mich verloren, ich glaubte ihn zu verabscheuen und bat ihn, mich zu verlassen.

„Kaum eine Stunde nach jener Scene erhielt ich einen seiner längsten und beredtesten Briefe. Ich will Ihnen einige Stellen daraus vorlesen: ‚Mein Leben, mein Liebstes, mein Alles!‘ — so schrieb er mir immer. ‚Was war das für ein fremder Ton, der aus Deinen Worten sprach? Geliebte! Du darfst nicht anders denken über den Krieg, der ausgebrochen ist, als derjenige, der Dich liebt; Deine edle mutige Seele muß die Beleidigung mitempfinden, die man meinem Volke angethan hat.‘ . . . ‚Die Schmach, freiwillig zu Hause zu bleiben, würde mich töten, denn ich würde nicht nur die Achtung der Welt, sondern sicher und mit Recht gar bald auch die Deine verlieren.‘ . . . ‚Deine Liebe zu mir hat alles verschlungen und die Angst des Irdischen Deinen Blick getrübt.‘ . . . ‚Noch muß Deine Seele Raum haben für die Flammen der Entrüstung und die Kraft, dem Recht ein Opfer zu bringen. Was beim Soldaten der Mut in der Schlacht, das ist bei Dir der Mut, Deine Lage zu ertragen. Das Weib, das ich anbete, als mein Ideal aus tiefster Seele, darf keine Feigheit kennen. Sei stark! Du darfst wohl zittern für mein Leben, aber Du darfst der Angst nicht erliegen.‘ . . . ‚Schau auf zu dem Gott, an den Du glaubst, erhebe Dich zu Hoffnung und Vertrauen! Tausende ziehen aus mit mir, nur der kleinste Teil ist dem Tod verfallen.‘ . . . ‚Nicht an den Tod, an Leben und Wiedersehen mußt Du denken.‘ — Und so fort vier lange Seiten.

„Wenn ich jetzt nach Jahren diese Zeilen wieder durchfliege, welche die Spuren von Mannesthränen tragen, kann ich

kaum fassen, daß sie damals keinen tieferen Eindruck auf mich gemacht haben. Allein die Thüren meines Herzens waren dröhnend zugefallen, und ein törichter, eitler Stolz hielt die Wache davor.

„Ich nährte meinen Groll durch eine Reihe falscher Vorstellungen von der Größe meiner eigenen Opfer und redete mir schließlich ein, einer aus der Gesellschaft würde in der gleichen Lage ritterlicher an mir gehandelt haben.

„So ist Siel in den Krieg gezogen, ohne daß ich Abschied von ihm genommen, ohne daß ich ihn mehr gesehen habe. Indessen fuhr er fort, mir zu schreiben. Ich hatte einen Augenblick lang daran gedacht, auch seine Briefe zurückzuweisen, bald aber dankte ich Gott, diesen Gedanken wieder aufgegeben zu haben. Waren doch seine Briefe monatelang mein einziges Lebensinteresse; ich erwartete sie mit fieberhafter Ungeduld, ich erbrach sie mit zitternden Händen, ich las sie wieder und immer wieder, ja ich lebte nur mehr von einem zum anderen.

„Obschon ich seine Briefe nicht beantwortete, berührte Siel unseren Streit ganz flüchtig, als eine Laune von mir, als etwas selbstverständlich Abgethanes, das man im Angesicht der Trennung und des Todes nicht mehr ernst nehmen kann.

„Und in der That, ich hatte nachgedacht und war zu der Überzeugung gelangt, daß er im Grunde recht gehabt hat. Darin liegt ja vielleicht gerade die untergeordnete Stellung der Frau in der Gesellschaft; sie hat nicht die gleiche Ehre wie der Mann, während in seinem Leben die Liebe nicht die gleichen Rechte und insbesondere nicht dieselben mildernden Umstände eingeräumt werden. Wenn eine Frau gefallen ist aus Liebe, gibt es immer etwas zu ihren Gunsten zu sagen. Sie ist des Mitgefühls empfindsamer Seelen sicher, sophistische Philosophen stellen rettende Theorien auf und die Poesie hält ihr nicht

selten eine glänzende Verteidigungsrede. Auf den Mann findet das Alles keine Anwendung; für ihn ist die Forderung der Dienstestreue eine absolute, denn nicht allein das Wohl einer Familie, das Wohl des Staates beruht darauf. Alle seine Handlungen haben eine höhere Konsequenz, und nur die Liebe ist es ihm zuweilen erlaubt, leichter zu nehmen. Er fordert von uns das Opfer unserer Ehre, und wenn wir von ihm ein gleiches verlangen, lacht er uns ins Gesicht.

„Fragen Sie mich nicht nach der materiellen Seite meines Lebens in jenem Zeitraum. Ich verkaufte, was ich hatte, und lebte von Entbehrungen. Wie oft in jenen Tagen fiel mir Siels Rat ein; seine Worte klangen mir in den Ohren nicht mehr schrecklich, sondern mehr wie eine sanfte Lockung. Aber ich wollte auch nicht durch meinen Tod mein Unrecht bekennen und bekennen, daß ich nicht mehr ohne den Mann leben könne, der meine Gefühle so schwer beleidigt hatte.

„Zuletzt starb mein Vater, und ich gelangte in den Besitz der beaux restes seines Vermögens, die mich wenigstens materiell unabhängig stellten.

„Kurze Zeit darauf erhielt ich eine ominöse Korrespondenzkarte mit der Nachricht von Siels Verwundung. Sie war mit Bleistift geschrieben und enthielt die dringende Bitte, ihn sofort nach seinem Eintreffen in der Residenz zu besuchen. Schon nach zwei Tagen ließ er mich dann durch eine Ordonnanz von seiner Ankunft verständigen.

„Nun, da ich ihn in Sicherheit wußte und gerettet glaubte, wachte die Erinnerung an die alte Kränkung noch einmal auf, und ich suchte den verwehten Groll wieder in mir anzufachen. Es gelang mir nicht. Statt dessen wurde ich mir damals mehr als je zuvor bewußt, wie sehr ich ihn liebte. Es war keine Laune der gelangweilten Weltdame, kein Rausch der Sinne, kein schwaches Sichunterwerfen unter einen starken,

fremden Willen, es war eine aus dem tiefsten Gemüt aufsteigende angstvolle Liebe, vor welcher der Stolz die Segel strich und deren Freudenthränen alle vermeintlichen Unbilden auslöschten.

„Als es zu dämmern begann, nahm ich ein Tuch um und machte mich auf. Man hatte ihn im Militärhospital untergebracht. Noch sehe ich die hohe graue Gartenmauer des häßlichen Gebäudes, über welche ein Baum die entlaubten Äste streckt. Alles ist öde und traurig hier, und ein Leichenwagen fährt mir eilfertig entgegen. Das scheint mir von übler Vorbedeutung. Ich erschrecke über den lauten schrillen Klang der Hausglocke und gehe zögernd die breiten, schmutzigen Treppen hinauf; man verweist mich an eine Frau in klösterlicher Kleidung, ich trage ihr errötend mein Anliegen vor, sie schöpft Verdacht und fragt nach meinen Namen.

„Sie mußte meine Geschichte kennen, denn als ich meinen Namen genannt hatte, nahm das Gesicht dieser barmherzigen Schwester einen harten, unbarmherzigen Ausdruck an, und sie frug mich, ob ich mich nicht der Sünden fürchte, eine Seele, die sich auf den Tod vorbereiten müsse, durch die Erinnerung an weltliche Beziehungen zu stören, die ihr vielleicht am schwersten vergeben werden könnten.

„Ich appellirte an ihr Herz als Frau; sie blieb unerbittlich und verwies mich endlich an die Ärzte.

„Des anderen Tages ging ich zu den Ärzten. Diese empfingen mich mit übertriebener Höflichkeit, aber ein seltsam spöttisches Lächeln lag auf ihren Zügen. Auch sie machten Schwierigkeiten. In der Regel, sagten sie, sei nur Verwandten der Zutritt gestattet, der Zustand des Kranken sei ein ernster und es müsse daher jede Aufregung sorgfältig vermieden werden; sie könnten die Verantwortung nicht auf sich nehmen, ich möge am folgenden Tage wieder kommen.

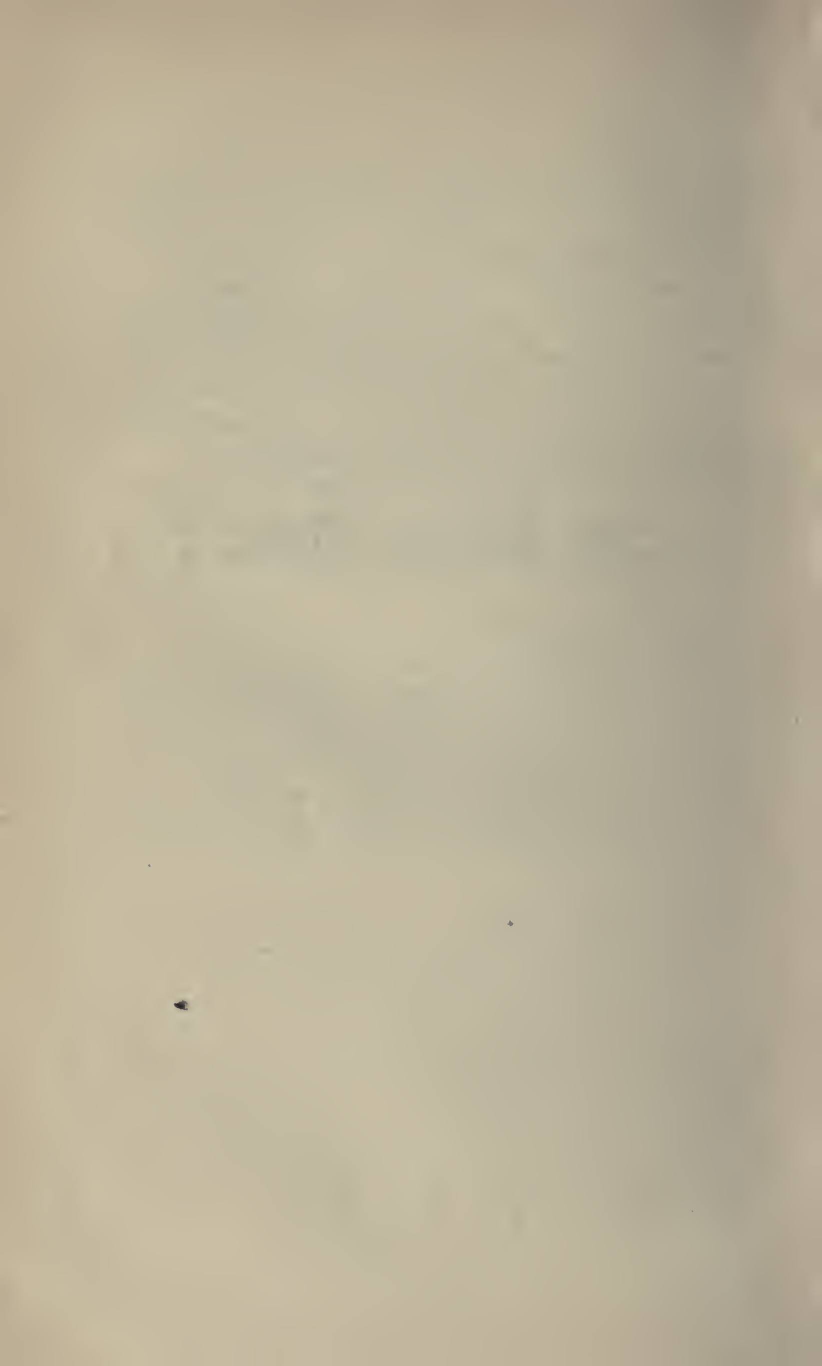
„Traurig ging ich von dannen. — Das ist die Tragik, der Fluch und die Strafe illegitimer Beziehungen: ihr Glück genießt keinen Schutz, ihre Qualen sind ein Gegenstand des Spottes und ihre Trauer flößt niemand Ehrfurcht ein.

„Noch ehe ich meinen dritten Gang nach dem Militärspital ausführen konnte, las ich Siels Namen in der Todtenliste. Er hatte während der letzten Tage beständig von mir phantasiert und war endlich hinübergegangen, meinen Namen auf den Lippen."

Die Gräfin Both fuhr sich mit der weißen Hand über Stirn und Augen. Es war eine Bewegung, als wolle sie wieder verwischen, was sie an Erinnerungen aufgefrischt hatte, als wolle sie eine Wunde, die sich blutend geöffnet hatte, wieder zusammenpressen.

Dann stand sie auf und reichte mir die Hand. „Es war mir ein Bedürfnis, alles zu sagen," setzte sie in verändertem Tone hinzu, „damit die einzige Verwandte, die ich noch habe, es erfahre. Wenn sie alles weiß, möge sie richten und — wenn sie es vermag — den letzten Stein auf mich werfen. Ihrer Millionen bedarf ich nicht; ich bin reich genug: ich habe seine Briefe und lebe von Erinnerungen."

Der Schrei der Natur.



Am Sitze der Kreisregierung fand die Anstellungsprüfung der Schuldienstexspektanten statt. Aus allen Gauen und Bezirken, aus allen Thälern und Winkeln des Kreises waren junge Volksbildner herbeigeströmt, ihr Glück zu versuchen und die endgiltige Probe ihres Könnens abzulegen. Der kleine Saal des alten Regierungsgebäudes vermochte kaum die stattliche Schar zu fassen, und bald erfüllte den engen Raum ein Geräusch summender Stimmen, das mit jeder Minute zu wachsen schien, wie das Rauschen des Meeres bei steigender Flut. So Manche, die sich seit dem Austritt aus dem Schullehrerseminar nicht mehr gesehen hatten, schüttelten sich hier die Hand und riefen die verschlafenen Jugenderinnerungen wach; man besprach die Chancen des Examens, die Charaktereigentümlichkeiten der einzelnen Fachlehrer, die schlechten Aussichten im Schulfach und daß Besserung not thue. Beinahe alle befanden sich in erregter Stimmung, und es waren wenige, welche die gemeinsame Gefahr nicht mitteilsamer als gewöhnlich gemacht hätte. Allmählich bildeten sich Gruppen und die besonders volksrednerisch Begabten eilten von Häuflein zu Häuflein und forderten zum einmütigen Handeln auf mit einem Eifer und mit einem Ernste, der den Unbeteiligten nicht hätte sofort auf den Gedanken bringen können, daß es sich um nichts anderes handele, als um die Abhaltung eines feierlichen Schluß=

konzertes zu Ehren des Kreisoberschulrats und den Druck der Programme mit einer Lyra und der Devise: „Post nubila Phöbus!“

Etwas seitab von der Menge und ohne Berührung mit den elektrischen Strömen der allgemeinen Diskussion stand ein junger Mann, den keiner der übrigen zu kennen schien und der selbst keinen kannte Seine schmächtige, anmutige Gestalt, seine feine, blasse Gesichtsfarbe, seine aus der Stirne gekämmten, langen, blonden Haare gaben seinem Äußeren etwas Apartes und stellten ihn förmlich in Gegensatz zu dem kernigeren Wesen der meisten seiner Kommilitonen. Er selbst schien sich dessen bewußt zu sein und seine unruhigen, zwecklosen Bewegungen verrieten deutlich genug, wie wenig er sich hier behaglich fühlte. Einige von denen, die sich für alles interessieren, sagten, er müsse aus einem anderen Kreis herübergekommen sein und offenbar eine nicht geringe Meinung von sich haben, da er gar so nobel und exklusiv thue, aber es verging eine geraume Zeit, bis der Neugierigste die Scheu überwand und ihn direkt interpellierte. —

„Machen Sie es zum erstenmal mit?“ fragte ihn eine feste, schmetternde Stimme.

„Zum erstenmal, freilich zum erstenmal!“ entgegnete der Angeredete, indem er bis an die Haarwurzeln errötete und erschreckt einen Schritt zurück that.

Der Neugierige lächelte überlegen. „Ich mache den Rummel heuer schon zum drittenmale mit,“ berichtete er ohne eine Spur von falscher Scham. „Zweimal haben sie mich purzeln lassen; eigentlich anderthalbmal, denn das zweite Mal habe ich nur eine Note bekommen, mit der sie mich mein Lebtag auf meinem derzeitigen Posten sitzen ließen und ich liebe den Wechsel, Juvifallera!“

Der Blonde gab einen Laut von sich, der sich wie eine

Beileidsbezeugung anhörte; allein der zweimal „Gepurzelte“ schien nicht zu denen zu gehören, welche das Mitleid ihrer Mitmenschen unnötig herausfordern.

„O, man gewöhnt es,“ warf er leicht hin, „man gewöhnt es riesig. Auch hat es seine Annehmlichkeit, alljährlich auf ein paar Wochen in die Stadt zu kommen. Heißen Sie nicht Goschenhofer? — Mein Name ist: Schmid, Xaver.“

Der Blonde kam etwas in Verlegenheit und gestand endlich leise, als ob er ein tiefes Geheimnis verrate, daß er Fritz Volkher heiße.

Schmid Xaver besiegelte die Vorstellung mit einer leichten Verbeugung. „Sie sind Hauslehrer in Höchheim?“ frug er dann unerbittlich fort.

„Hilfslehrer in St. Roch,“ berichtigte Fritz Volkher.

„St. Roch! . . . Nicht wahr, ein Nest? Ein furchtbares Nest! O, unsere Schulverhältnisse!“

„Es ist schön gelegen,“ widersprach darauf der Hilfslehrer von St. Roch mit einiger Festigkeit.

Diese Bemerkung schien beinahe darnach angethan, Schmid Xaver in Harnisch zu bringen. „Schön gelegen!“ wiederholte er wegwerfend. „Gehen Sie mir doch! Was nützt mir eine schöne Lage, wenn ich in einer mißlichen bin? Natürlich eine miserable Besoldung? Kein ordentlicher Kirchendienst dabei? Der Menschenschlag schwach begabt, nicht wahr? O, ich kenne die Posten im Gebirg! Kein anständiges Gasthaus weit und breit? Keine Gesellschaft! Man ist „allein auf weiter Flur!“ Ein aufsässiger Geistlicher, alle Nasenlängen eine Visitation? . .“

Er schien aus dem Born reicher persönlicher Erfahrungen schöpfend offenbar noch eine lange Folge solcher Fragen in Bereitschaft zu haben; aber ehe er noch sein Verhör fortsetzen konnte, um auf dem Wege des Irrtums zur Wahrheit hinzugelangen, wurde er plötzlich durch den Eintritt eines Ereig-

nisses unterbrochen, das seine und aller übrigen Aufmerksamkeit in anderer Richtung in Anspruch nahm.

Es schlug neun Uhr. Kaum war der letzte Ton der Glocke in den finsteren Gängen des Regierungsgebäudes verhallt, so flogen auch schon, wie vom Sturmwind aufgerissen, die vorderen Flügelthüren auseinander, und eine Anzahl Herren in Fräcken mit Akten unter dem Arm stürzte, wie außer sich, in den Saal. Ein betäubender Lärm scharrender Füße und zurückgeschleuderter Stühle gab diesem Moment eine imposante Feierlichkeit. Als dann die Prüfungskommission vor den Tischen Halt machte und der Vorstand derselben mit erhobener Stimme ein „meine Herren!" vernehmen ließ, trat eine tiefe, lautlose Stille ein, die nichts unterbrach, als der Schlag der pochenden Herzen. Nichts; nicht einmal die Fortsetzung der Rede, denn der Kreisoberschulrat ließ zunächst seine Blicke langsam über die Menge hinschweifen und endlich, als ob er sich gerade dieses Opfer ausgesucht hätte, auf Fritz Volkher festhaften. Dann erst fuhr er fort zu reden in beweglichen Worten von der Bedeutsamkeit und Wichtigkeit dieser Tage für das ganze Leben der hier Versammelten, von der schönen, aber dornenvollen Aufgabe, welche der Staat vertrauensvoll in ihre Hände legen werde, von den stolzen Hoffnungen ihrer Eltern und Gönner, die zu erfüllen nun der Zeitpunkt gekommen sei.

Fritz Volkher stand da wie eine Statue und wagte nicht die kleinste Veränderung seiner Stellung vorzunehmen. Er sagte sich nicht, daß nur der tückische Zufall die Augen des Kreisoberschulrats auf ihn gelenkt haben könne und der Umstand, daß er als der Kleinste von allen etwas seitab von den übrigen stand, er fühlte diese Blicke sich in seine Seele bohren wie zwei glühende Strahlen und sein Herz schlug rasch und rascher. Als aber gar der Kreisoberschulrat gegen das Ende seiner Rede die Stimme, wie drohend, erhob, um auf das aller-

eindringlichste vor Unterschleifen jeder Art zu warnen und jedem, der darüber betroffen werde, die Note der Nichtbefähigung unnachsichtlich in Aussicht zu stellen, erreichte die Purpurröte in dem Gesichte Fritz Volkhers einen solchen Grad, daß sie der ganzen Prüfungskommission auffiel und einer der Examinatoren mit einer etwas spitzen Nase und einer blauen Brille leise zu einem anderen sagte: „Sehen Sie doch den Kleinen dort an, er scheint nicht das beste Gewissen zu haben!“

Glücklicherweise muß auch der durchbohrendste Blick schließlich weichen und die schönste Rede ein Ende nehmen. Wieder flogen die Flügelthüren auseinander; die Prüfungskommission zog sich mit der gleichen fluchtartigen Behendigkeit zurück, mit der sie erschienen war, und nur der aufsichtführende Beamte, ein jüngerer Referendar, welchem der Kreisoberschulrat vor seinem Abgehen noch ein paar mysteriöse Worte zuflüsterte, und der Religionslehrer blieben in dem Saale zurück.

Die schriftliche Prüfung nahm ihren Anfang. — Der Hilfslehrer von St. Roch schien weniger, als die Mehrzahl seiner Kommilitonen über die Fragen überrascht, welche der Fachlehrer langsam und gewichtig, als ob jedes Wort einen Zentner wiege, diktierte. Als die übrigen noch kopfschüttelnd und mit offenem Munde dasaßen, an ihren Federn kauten, oder, sobald der die Aufsicht führende Referendar den Rücken wandte, sich flüsternd an ihre Schwüre zurückerinnerten, sich gegenseitig nicht im Stiche lassen zu wollen, hatte Fritz Volkher sich längst an die Bearbeitung der Aufgaben gemacht. Seine Feder glitt hastig über das Papier hin und nur manchmal unterbrach er sich, um sich den Angstschweiß von der Stirne zu wischen oder einen seufzerartigen Laut auszustoßen. Als er sodann lange vor Ablauf der zugemessenen Zeit seine Bearbeitung einreichte und schleunigst den Saal verließ, blickten alle erstaunt auf ihn und die wenigsten glaubten, daß es mit rechten Dingen zuge-

gangen und ein menschlicher Geist gerade auf diese unerwartetsten Fragen aus dem Katechismus und der Kirchengeschichte gefaßt gewesen sein könne. Indessen hielt es der Hilfslehrer von St. Roch gerade so auch am folgenden Nachmittage und am Morgen des zweiten Tages; nur daß die seltsame Unruhe in seinem Wesen von Stunde zu Stunde zu wachsen schien. Schmid Xaver hatte sich alle erdenkliche Mühe gegeben, dem Grunde hiervon auf die Spur zu kommen, aber Volkher hatte ihm sehr geschickt auszuweichen gewußt, indem er ihm seinerseits mit Fragen antwortete, deren Endziel schwer abzusehen war, und die zum größten Teil einen eigentümlich hypothetischen Charakter hatten. „Wie es einem angerechnet werde, wenn man plötzlich vom Examen abgerufen würde?“ „an wen man sich wohl am besten wenden würde, wenn man der Prüfungskommission eine dringliche persönliche Mitteilung zu machen habe?“ „wie viel wohl Extrapost nach St. Roch kosten würde?“ und dergleichen mehr. Die Einladung, sich des Abends nach des Tages Last und Hitze beim gemeinsamen kühlen Trunke einzufinden, um sich zur Fortsetzung der Arbeit neuen Mut zuzutrinken, hatte Volkher rundweg ausgeschlagen. Man wußte nicht, wo er seine freie Zeit zubrachte, bis endlich die Nachricht auftauchte, er sei zweimal auf der Post gesehen worden und habe einmal zwei volle Stunden vor dem Schalter der Postrestantebriefe gewartet. Dieser Umstand brachte Schmid Xaver auf die Vermutung, daß Volkher ein „Geldschiff“ erwarte und viele, welche andere gern nach sich beurteilen, schlossen sich dieser Ansicht mitleidsvoll an.

Damit schien denn auch das Rätsel gelöst und manches aufgeklärt. Man fing darauf hin an, den stillen eingezogenen Hilfslehrer von St. Roch seine eigenen Wege gehen zu lassen, als ein neues Ereignis ihn wieder in den Vordergrund drängte.

Es war ein Nachmittag wie die anderen. Die Prüfung

hatte bereits ihre ersten Schrecken verloren und die meisten hatten gelernt, sich mehr oder minder resigniert in ihre Wechselfälle zu ergeben. Aber immer noch lag die Atmosphäre schwül und drückend genug über dem Saal und der Aufsichtführer wurde nicht müde, mit monotonem Schritt die Runde zu machen und die Augen träumerisch umherschweifen zu lassen. Draußen lag Sonnenschein und die Vögel sangen wie zum Hohn. Da ging die Saalthüre auf, ein Regierungsbote erschien, einen Brief in der Hand. Das Kouvert war dreifach versiegelt und die am Eingang sitzenden Kandidaten gewahrten, daß das Wort „Pressant" auf der Adresse mehrfach unterstrichen war.

Fritz Volkher hatte sich beim Eintritt des Boten halb von seinem Sitze erhoben und mechanisch die Hand nach dem Briefe ausgestreckt. Der Brief war in der That an ihn gerichtet. Er öffnet ihn zitternd und überfliegt ihn, dann läßt er die Hände sinken, und obwohl er aller Augen auf sich gerichtet fühlt, wird er mit einemmale so blaß, als er früher rot geworden war, so oft er sich beobachtet fühlte.

„Haben Sie eine traurige Nachricht bekommen?" frug der Referendar, der herzugetreten war.

Fritz Volkher fuhr zusammen. Er vermochte nicht zu sprechen und schüttelte nur verneinend den Kopf. Es hielt ihn keinen Augenblick länger auf seinem Sitze, hastig raffte er seine Papiere zusammen, lieferte seine Arbeit unfertig ab und verließ schwankenden Schrittes, wie ein Trunkener, den Prüfungssaal.

Was enthielt der Brief? — Wir müssen etwas weiter ausholen, ehe wir dem Flüchtling in die Brusttasche greifen und die drei Siegel erbrechen. —

Es war Fritz Volkher nicht an der Wiege gesungen worden, daß er sich dereinst an einer Schuldienstexspektanten-

prüfung zu beteiligen haben werde. Sein Vater war Maler gewesen. „Passionsmaler“ nannten ihn die Genossen, weil er mit Vorliebe Heiligenbilder und Kreuzwegstationen lieferte, noch mehr aber, weil er einmal, da niemand die Werke seines Pinsels kaufen wollte, von sich erklärt hatte, er male nur „aus Passion.“ Er gehörte zu denen, die sehr ergiebig über Kunst zu reden verstehen, ein äußerst pittoresk ausgestattetes Atelier besitzen und schon von ferne in ihrer äußeren Erscheinung den Stand ankündigen, dem sie angehören, und denen zum Erfolg eigentlich nur etwas fehlt — das nötige Talent. Sanguinisch, wie er war, hatte er in seinen jungen Jahren eine jener sogenannten Künstlerehen eingegangen, deren Eigentümlichkeit hauptsächlich darin besteht, daß es ihnen an allen solideren Voraussetzungen zum Glück von Anfang an gebricht. Seine Frau war ein unvergleichliches Modell für eine altdeutsche Madonna auf Goldgrund, aber ihre bürgerliche Lebensauffassung widersprach in allen Punkten der ihres Gemahls. Sie konnte sich nun und nimmermehr an die zerfahrene Wirtschaft gewöhnen, die er für künstlerisch ausgab, weinte sich die Augen halb blind über seinen Leichtsinn und seine Untreue und entzog sich endlich, als allmählich auch das bleiche Gespenst der Not sich an dem freudlosen Herde zeigte, durch die dunkle Hinterthüre des Todes dem weiteren Kampf mit des Geschickes Mächten. Der Schmerz, den der Passionsmaler über ihren Hingang äußerte, war kein ganz aufrichtiger: er fühlte sich in Wahrheit beinahe erleichtert und es würde dies noch mehr der Fall gewesen sein, wenn sie ihm nicht einen Knaben zurückgelassen hätte. Die Erziehung, die er diesem angedeihen ließ — wenn man das Widerspiel wechselvoller Launen, die unvermittelt von der äußersten Zärtlichkeit zu Ausbrüchen eines ungebändigten Zornes übergingen, überhaupt so nennen will — war die denkbar schlechteste und entwickelte in dem Knaben ein

ängstliches, schüchternes Wesen, zu dem seine Naturanlage ohnedem schon hinneigte.

Wie die meisten Künster mit geringem Erfolg, befand sich der Passionsmaler in einem beständig gährenden Widerspruch mit der öffentlichen Meinung und wie die meisten Leute mit verschrobenen Ansichten lebte er sehr zurückgezogen und auf sich selbst angewiesen. Seinen Hauptumgang bildete ein alter Musiker auf dem Theaterorchester, der in seiner Art auch ein Original war und gewissermaßen als ein Gegenstück von ihm gelten konnte. Er hies Pellegrini, stammte aus Italien und behauptete in seinen schwachen Stunden, einer seiner Urahnen sei mit Palestrina verwandt gewesen. Die Damen vom Ballet kicherten, so oft sie des alten Mannes mit seinem riesigen Körperumfang, seinem wirren weißen Haar und seinem schwerfälligen schleppenden Gang ansichtig wurden und nannten ihn mit Rücksicht auf seine Gewohnheit, zornige Selbstgespräche mit sich zu führen „Papa Brummbaß.“ Fast täglich kamen die beiden Männer zusammen und ergingen sich in Übertreibungen über den schlechten Kunstgeschmack des Publikums und die ungenügende Art und Weise, mit welcher der Staat seine Aufgabe ihrer Förderung erfüllte. Das Sonderbarste an der Sache aber war, daß sie selbst eine sehr geringe Meinung von ihren gegenseitigen Kunstleistungen hatten und nicht verfehlten sie, sich bei jeder Gelegenheit zu verstehen zu geben. Dann kam es zu heftigen Debatten und leidenschaftlichen Auftritten, infolge deren sie sich oft Wochenlang grollten und auswichen und nicht selten mußte in solchen Fällen der Knabe die Vermittlerrolle übernehmen, um die väterliche Laune wieder einigermaßen ins Gleichgewicht zu bringen.

Nun war Fritz Volkher zum Jüngling herangewachsen. Längst konnte er nicht mehr Modell zu Kupidos und Bambinos stehen; es handelte sich nachgerade darum, einen Beruf für ihn zu

wählen. Der Vater sah es ein und der Sohn erinnerte von Zeit zu Zeit schüchtern daran. Er hatte schon Verschiedenes begonnen, aber alles mit einer gewissen Mattigkeit, welche den Erfolg schon im vornhinein ausschließt. Traf ihn dann wieder eine neue Enttäuschung, so seufzte er über seinen Mangel an Glück und der Vater, weit entfernt, ihm hierin zu widersprechen, bezeichnete das Mißgeschick geradezu als ein spezielles Erbstück seiner Familie. Es gab Lehrer, welche Fritz Volkher für talentlos hielten, aber sein Geist war doch mehr bloß in einem traumartigen Stadium der Entwickelung begriffen, als daß er gänzlich fehlte.

Bei diesem Stande der Dinge war es schwer genug, eine Entscheidung zu treffen. Der Passionsmaler hatte erklärt, es gälte ihm gleichviel, was — „nur nichts Philiströses" hatte er hinzugesetzt und es wollte dies ungefähr ebensoviel sagen, als: „nur nichts Positives." Es war ihm ein Stachel in der Seele, das der Sohn zur Malerei nicht die mindeste Anlage zeigte. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm," brummte Pellegrini aus Anlaß dieser Wahrnehmung. „Vielleicht hat er Talent zur Musik." Der Passionsmaler schaute den Musiker darauf hin wegwerfend. von der Seite an, gleich als wollte er ausdrücken, dies zu ergründen, sei Pellegrini wahrlich nicht der Mann. Allein Papa Brummbaß ließ sich nicht abschrecken und nahm von dieser Zeit an den Sohn des Freundes zuweilen mit in die Oper. Fritz wendete dann dem Alten die Blätter des Notenheftes um und unterhielt sich mit ihm in den Zwischenakten. Manchmal nahm er auch tändelnd die Geige zur Hand und versuchte einige Striche. „Wollen Sie spielen lernen?" frug Pellegrini eines Abends, da er gut gelaunt war. Fritz hatte zögernd: ja geantwortet und so kam er er in das Haus des alten Musikers.

Pellegrini gehörte zu denen, die mit ihrer Thüre auch ihr

Herz öffnen. Eine kurze Zeit war vergangen, so hatte er den Jüngling in die geheimen Leiden seines Lebens eingeweiht und einmal in vorgerückter Nachtstunde spielte er ihm die Ouverture zu der Oper vor, an der er schon seit zwanzig Jahren arbeitete, ohne sie jemals zum Abschluß bringen zu können. Fritz hörte mit demselben träumerisch verlorenen Blick und derselben himmlischen Geduld dem Vortrage zu, mit der er einst dem Vater Modell zum Bambino gesessen und, als Pellegrini geendet hatte, verlangte er von ihm die Widerholung eines Satzes, der ihm besonders gefallen und den er im Gedächtnis behalten hatte, Dies gewann ihm den Alten im Sturm. Pellegrini beschloß von Stund an, den Violinunterricht ernsthaft zu nehmen und leitete die neue Ära mit der für seinen Freund wenig schmeichelhaften Bemerkung ein: „daß ihr Vater schlecht malt, ist kein Grund, daß Sie schlecht spielen." —

Vielleicht, daß trotz dieser Aufmunterung Fritz Volkhers Spannkraft, wie in den übrigen Fächern, in denen er sich bisher versucht hatte, so auch im Geigenspiel alsbald wieder erlahmt wäre, wenn die Bemühungen Pellegrinis nicht in der Person seiner Tochter eine mächtige Bundesgenossin gefunden hätten. Sie hieß Cäcilie und besaß ein Gesichtchen von dem lieblichsten Oval, daß sich denken läßt. Volkher empfand anfangs einen förmlichen Widerwillen gegen sie, denn sie behandelte ihn ziemlich geringschätzig und hielt sich stets mit komischer Verzweiflung die Ohren zu, so oft er einen falschen Griff auf der Geige that. Dies aber war ein mächtiger Ansporn für ihn; seitdem übte er krampfhaft die Skala und spielte bis tief in die Nacht hinein sein Pensum. Er glaubte aufrichtig, daß er es aus Haß gegen dieses Mädchen thue, um sich an ihr zu rächen und ihren Spott verstummen zu machen. Pellegrini war entzückt über die raschen Fortschritte seines Schülers; er schrieb alles dem ungewöhnlichen Talente desselben zu und sah ihn schon als zweiten Paganini,

sich unermeßliche Reichtümer und europäischen Ruf erwerben. Cäcilie zuckte die Achseln dazu und sagte bedeutungsvoll, zu einem Virtuosen gehöre viel, sehr viel Willenskraft, Ausdauer und Charakter. Und als Volkher sich darauf hin in die Brust warf und sie fragte, ob sie glaube, daß er das alles nicht besitze, zwinkerte sie die Augen zusammen und entgegnete: sie wisse es nicht.

Papa Brummbaß hörte wenig auf die Reden der Tochter; seine Gedanken gingen ihre eigenen vielfach verschlungenen Wege. In der Intimität des eigenen Hauses war seine Unterhaltung eine sehr ergiebige; es hatte Ideen, fixe und poetische, und wurde sehr gesprächig, wenn ihm ein Glas mehr die Lebensgeister angefeuchtet hatte. Eine seiner Lieblingstheorien war auch die, daß an der Liebe sehr viel Großes auf der Welt scheitere und daß die Ehe mit ihrer Not und ihrer Sorge gar manches wahre Talent im Keine ersticken und verkümmern lasse. War er doch nicht übel geneigt, sein ganzes eigenes Leben als Beleg hiefür anzuführen. Während er so sprach, richtete Cäcilie die glänzenden Augen auf ihn und ihr halb ironisches, halb wehmütiges Lächeln ging wie ein Strich durch seine Worte. Der Kanarienvogel schmetterte dazwischen, Volkher saß dabei und grübelte über das Rätsel dieser Augen nach, deren sanfter melancholischer Glanz in einem so offenbaren Gegensatz zu dem oppositionellen neckischen Geiste der Besitzerin zu stehen schien. Die Liebe wuchs in seinem Herzen, aber lange ihm selbst unbewußt und er erklärte sich mit keinem Worte. Nur widersprach er seit einiger Zeit lebhaft, wenn Papa Brummbaß über die Entwürdigung „der hohen himmlischen Göttin“ Kunst zur „mit Butter versorgenden Kuh“ sich ausließ und suchte an der Hand der Geschichte nachzuweisen, wie zur Seite aller großen Dichter und Denker herrliche Frauen gestanden seien, ihnen die Sorgen des Daseins von der Stirne zu küssen und sie zu neuen unver=

gänglichen Werken zu begeistern. Dann lachte Pellegrini höhnisch auf und führte seine Gegenbeweise ins Feld: Xantippe, die Frau Albrecht Dürers u. a. m. Aber die blauen Augen Cäciliens spendeten Volkher Beifall und es war ihm, als gehe ein Strom der Sympathie von ihnen aus, der ihn mit wunderbarer Wärme erfüllte.

So kam wieder ein Frühling ins Land; nach Volkhers Eindruck der schönste Frühling, der je mit leichtem Schritt über die grünende Erde dahingegangen. Er hatte ein Lied, von dem sie sagte, daß es ihr Lieblingslied sei, mit Klavierbegleitung versehen und sie sang es nun oft mit immer neuer Bewegung. Das Klavier stand am Fenster der hochgelegenen Mansardenwohnung. Sie pflegten beide Fensterflügel zu öffnen, wenn sie spielten; die frische Abendluft bewegte die Halme und Blüten auf dem Blumenbrette draußen und wehte ihnen um das Gesicht. Ihre Blicke schweiften ungehindert über das Häusermeer hin — bis zu den fernen Grenzen des abendlichen Himmels. Die Schwalben flogen durcheinander und schienen ihrer hungerigen Jungen im Neste vergessen zu haben; sie stürzten wie beseligt an den goldumränderten Wolken und sanften Lichtstreifen hin und manchmal schien es, als ob sie nach der Melodie von Cäciliens Lieblingsliede flögen und den Takt dazu mit ihren Flügeln schlügen.

So ein Abend war es. Die Luft war wunderbar lau und wie vom Duft fallender Blüten erfüllt. Der Kanarienvogel schlief längst auf seinem Stäbchen; Papa Brummbaß schrieb in der Entfernung summend an seinen Noten. Da hatte Volkher Cäciliens Hand ergriffen und sie gefragt, ob der Gedanke etwas Abschreckendes für sie habe, die Frau — eines Schullehrers zu werden. Dies war der Entschluß, zu dem er sich nach langen Zweifeln durchgerungen. Er glaubte eingesehen zu haben, daß Musik und Geigenspiel zu den brotlosen

Künsten gehörten, und daß er „etwas Praktisches", zu dem er ungefähr die Voraussetzungen besaß, unternehmen müsse, um sich eine Stellung in der Welt zu erwerben.

Cäcilie hatte ihm auf seine Frage keine direkte Antwort gegeben, aber ihre Finger glitten leiser über die Tasten hin, und sie fragte ihn nun ihrerseits, ob er denn zwischen Poesie und Prosa entschieden hätte. Es war schon zu dunkel, als daß er die tiefe Röte, welche ihr Gesicht bei diesen Worten überflutete, noch hätte bemerken können; aber er sah in unbestimmten Umrissen, wie das ihr eigentümliche Lächeln von ihren Wangen wich und einem ernsten, beinahe feierlichen Ausdruck Platz machte. „Ja, ich habe gewählt!" — antwortete er in tiefem flüsterndem Tone, „und ich fühle, daß alles andere für mich Prosa und von nur geringem Werte ist."

Sie that, als ob sie seine Worte überhört habe und wieder ihre ganze Aufmerksamkeit dem Spiele zuwende. Auch Volkher ging auf diese unschuldige Täuschung ein und wandte ohne alle Not die Blätter des Musikheftes um. Aber während er sich zu diesem Zwecke nach vorwärts beugte, berührten seine Lippen ihre Wangen und sie ließ es widerstandslos geschehen.

In diesem Augenblicke trat Papa Brummbaß näher. Er hatte die ganze Scene aus der Ferne beobachtet und sie schien ihn wenig in Staunen gesetzt zu haben. Als sie dann aufstanden, sagte er nur zu Volkher: „ich habe Sie gewarnt." — Sonst nichts. Allein gleich darauf nahm er seine Violine zur Hand und spielte ein Adagio, wie immer, wenn er plötzlich guter Laune wurde. Überhaupt schien er seit jenem Abend heiterer, obgleich es mit raschen Schritten abwärts mit ihm ging. Er hatte sich in seinem Starrsinn geweigert, bei einer der Opern der neuen Richtung mitzuwirken und war daraufhin in den unerbetenen Ruhestand versetzt worden. Vielleicht, daß ihm dies den Rest gab, obwohl er Zeit seines Lebens

über die Tretmühle der Berufspflicht seufzte, die jeden höheren Flug der Gedanken hemme. Das alltägliche Einerlei und die Gewohnheit waren nichtsdestoweniger die Stützen gewesen, die ihn — wie so viele — aufrecht erhalten hatten. Er zerfiel, als man sie ihm wegnahm. Ein dumpfer, traumartiger Zustand bemächtigte sich seiner, er wurde immer schwerfälliger und regungsloser in seinen Bewegungen, die Glieder versagten ihm den Dienst und in seinen letzten Lebenstagen machte er vergebliche Versuche, die Hände Volkhers und Cäciliens segnend ineinander zu legen.

Sie verstanden doch, was er gemeint hatte. Volkhers Vater, „der Passionsmaler", war von einer seiner italienischen Kunstfahrten nicht mehr zurückgekehrt; sie waren nun beide Waisen. — So fühlte sich ihre Liebe wie ein Bündnis gegen die trennenden Mächte des Schicksals und sie glaubten sich reich, indem sie ihre Armut zusammenlegten. Volkher raffte sich auf und bestand die Schullehrerseminar-Austrittsprüfung. Man gab ihm einen Gehilfenposten, den schlechtesten im Kreise; aber sie heirateten daraufhin. Und nun begann für sie ein Glück, dem nichts gleich zu kommen schien.

St. Roch liegt einsam im Gebirg, auf einer Höhe, rings von Bergen umgeben, deren Firnen zum Teil ewiger Schnee bedeckt. Eine Kirche, ein Schulhaus, ein paar Bauernhäuser. Das ist alles. Die Kinder, welche die Schule besuchen, kommen meist Stunden weit aus entlegenen Weilern und Einöden. Nur des Sonntags zur Kirche sah man Leute. Zur Winterszeit war das Schulhaus oft tagelang eingeschneit, bis der mächtige Gemeindebahnschlitten die junge Schar mit den Schulranzen und den erfrorenen Gesichtern ihm wieder zuführte. So waren Volkher und Cäcilie ganz auf sich selbst angewiesen. Aber sie genügten sich. Beiden schien es seltsam, wie wenig sie sich eigentlich im Grunde früher gekannt hatten und wie

unter dem warmen Hauche der Liebe die Fremdheit allmählich vollständig wich und die Knospe der Intimität sich entfaltete. Jenes eigentümliche Lächeln Cäciliens, das Volkher so mächtig angezogen und zugleich gereizt hatte, löste sich nun wie ein Rätsel. Es war der Ausdruck einer eigenartigen originellen Denkungsart, welche die jungfräuliche Schüchternheit barg, eines schelmischen Charakterzuges, der nicht selten in die ausgelassenste Heiterkeit umschlug, um in jeder neuen Form seine Besitzerin nur immer liebenswürdiger erscheinen zu lassen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein Strahl dieses inneren Glückes den Weg auch in die Außenwelt fand, in Form einer Berufsfreudigkeit, die dem ganzen Dasein eine Art von goldenem Hintergrund lieh. St. Roch war bisher allgemein als ein notorischer Strafposten angesehen worden. „Man saß es ab,“ wie der technische Ausdruck lautet. Lehrer, die sich irgendwo unmöglich gemacht, oder sich irgend etwas hatten zu schulden kommen lassen, waren hierher versetzt worden und ließen dann regelmäßig ihre schlechten Launen und ihren Groll an den Schulkindern aus, die darob ordentlich verwilderten und verkamen. Dieser mißliche Stand der Dinge änderte sich nun schnell, Volkher hatte eine merkwürdig fesselnde Art und die Kinder vergötterten ihn. Auf diese Weise gewann er die innere Festigkeit, die ihm bisher gemangelt hatte und fand sich selbst. Nie waren lange Winterabende kürzer geworden. Wetteifernd arbeiteten beide an der Erweiterung ihres Gesichtskreises und ihre Intelligenz schien sich zu ergänzen, wie ihre Gemüter.

Wie brannte traulich die Lampe in dem engen heimlichen Raume, wenn draußen die Nacht brütete, wie gemütlich war es hier, wenn Sturm und Regen die Fensterläden peitschte und das Schneegestöber des Hochgebirges seine flockige Mauer um das Haus erbaute! Und war es nicht, als ob hier in der Einsamkeit die Musik eine weihevollere, reinere und höhere

Stimmung der Seele zu erzeugen vermöchte, als irgendwo anders? Die Töne schmolzen so wunderbar ineinander, wenn Cäcilie spielte, fand Volkher, und sie wußte jedem Stücke seinen eigenen ausgeprägten Charakter zu geben. Auch ihre Stimme hatte an Umfang und sympathischer Wärme zugenommen. Aber Volkher konnte sie nicht elegische und melancholische Lieder singen hören. Es war dies der einzige Anlaß, bei welchem sich Anklänge an sein früheres Wesen geltend machten: eine allzugroße Weichheit der Empfindung und ein angstbeklommener Mangel an Selbstvertrauen und frischem Lebensmut. Thränen traten ihm dann wohl in die Augen, er ließ sich vor ihr auf die Kniee niedergleiten und fragte sie ganz ernsthaft, ob sie etwa Heimweh habe und ihn nicht mehr liebe, bis sie seinen Kopf an ihre Brust preßte und ihm aufs neue beteuerte, daß sie sich glücklich, ganz glücklich fühle.

Im Frühjahr kam ein Flug von Störchen aus dem lachenden Süden an und ließ sich klappernd auf dem Kirchdach nieder. Die Frauen im Dorfe aber sagten, sie hätten es eigentlich auf das Schulhaus abgesehen und die junge Lehrerin gab es errötend zu. Diese frohe Aussicht gab der kleinen Familie eine noch reizvollere Perspektive und die eine Hoffnung hatte hundert andere im Gefolge. Es trat seitdem eine unwillkürliche Änderung in Volkhers Lebensanschauungen ein; er beschäftigte sich nun mit noch regerem Eifer mit pädagogischen Fragen und ging mit einer noch freudigeren Gehobenheit an die Verrichtungen seines Lehrerberufes.

Nur ein schwarzer Punkt stand am Horizont der jungen Häuslichkeit: die Anstellungsprüfung, deren Bestehen Volkher als Bedingung zur definitiven Übertragung einer Schulstelle gesetzt worden war. Nicht, als ob der angehende Schulmann sich davor an sich gefürchtet hätte; er war redlich bestrebt gewesen, die Lücken seines Wissens auszufüllen und glaubte, bil=

ligen Anforderungen unbedenklich genügen zu können. Aber der Gedanke, daß er infolge hievon genötigt sein werde, seine junge Frau gerade zu einer Zeit zu verlassen, in der sie einer Stütze am dringendsten bedürftig erschien, glitt manchmal wie ein flüchtiger Schatten durch ihre Gemüter. Indessen sprachen sie nicht viel von der Sache und es war wie ein stillschweigendes Übereinkommen zwischen beiden, diese Abwesenheit als etwas Unvermeidliches und Selbstverständliches zu betrachten. Volkher insbesondere hatte sich gescheut, einer anderen Auffassung Ausdruck zu geben, um nicht den alten, lange nicht mehr gehörten Vorwurf der Zaghaftigkeit und des Mangels an Thatkraft wieder aufleben zu sehen und auch Cäcilie hatte die Heitere gespielt und mit scherzhaften Vorstellungen von den Schrecken des Examens die ernsten Gedanken zu verscheuchen gesucht. Sie hatten auch nur ganz flüchtig von einander Abschied genommen und alles vermieden, sich gegenseitig das Herz schwer zu machen. Ein heißer Kuß, ein Zwinkern der Augen, ein kurzes Sichabwenden und langes Nachsehen — das war alles. So war er dahin gezogen. —

Allein sie hatten sich die Sache doch zu leicht vorgestellt und die Selbstbeherrschung, welche kaum den Abschied überdauerte, hielt nicht stand. Cäcilie hatte sich tapfer gezeigt, so lange Volkher bei ihr gewesen war und von der bevorstehenden Trennung als von etwas Zukünftigem gesprochen hatte. Bald aber sank ihr der Mut.

Anfangs ging es noch. Die Beschäftigungen des Tages zerstreuten sie und es gelang ihr, die heiteren Gedanken auf der Oberfläche des Gemütes zu erhalten. Allmählich aber überkam es sie wie eine tiefe innerliche Ermüdung; es war ihr, als wolle die Zeit nicht mehr vorwärts und stünde fest im unendlichen Raum. Die Leute vom Dorfe gingen an ihr Tagewerk und die Schulkinder blieben aus. Man hörte nichts

weit und breit, als die Lerche in den blauen Lüften und das Läuten der Mittagsglocken. Im Schulhause war es so still wie in einem Grabe und Cäcilie war sich niemals so einsam vorgekommen. Am zweiten Tage nach Volkhers Abgang verfinsterte sich auch der Himmel und es trat schlechtes Wetter ein. Der Regen peitschte die Fenster und der Sturmwind umbrauste heulend das freistehende Haus. Der jungen Frau war es, als sei dies niemals vorher so gewesen, sie fing an, sich zu fürchten, schwarze Gedanken nisteten sich in ihren Kopf und ihr Herz wurde voll Sorgen.

Wie aber bekanntlich etwas Mißliches selten allein kommt und das Schicksal Steigerungen und Kombinationen schafft, um welche die Dichtung sie beneiden könnte, so auch hier. Cäcilie hatte in jüngster Zeit eine junge Magd zu sich genommen, beinahe noch ein Kind, aus einem entlegenen Dorfe, die anfangs stark an Heimweh litt, die ihr aber doch eine große Stütze wurde, seit sie allein war. Da kam sie eines Morgens mit verweinten Augen zu ihr in das Zimmer und schluchzte, sie getraue es sich kaum zu sagen, aber ihre Mutter liege im Sterben und sie müsse fort, auf der Stelle fort, um jeden Preis fort. Und sie war denn auch nicht zu halten gewesen und hatte sich mit Sack und Pack aus dem Staube gemacht und die junge Frau ihrem Schicksal überlassen.

Für Cäcilie war dies ein harter Schlag. Sie faßte diese plötzliche Abberufung als eine üble Vorbedeutung auf und als die Ausfindigmachung eines Ersatzes einige Schwierigkeiten darzubieten begann, befiel sie nach und nach eine namenlose Angst vor dem Bevorstehenden, das die Mutigen zaghaft macht, und dem sie sich hilflos gegenübergestellt sah.

In dieser düsteren Seelenstimmung hatte sie den Brief geschrieben mit den drei Siegeln und dem mehrfach unterstrichenen „Pressant“, den wir Volkher im Prüfungssaale

empfangen sahen. Sie hatte ihm ihre Not in hastigen, abgerissenen Sätzen geschildert und ihn um Gottes Barmherzigkeit willen gebeten, heimzukehren, so bald als möglich, was auch immer für ihn auf dem Spiele stehen möge.

Volkher verbrachte eine qualvolle Nacht; der Schlaf floh seine Augenlider, und wenn er sich bleiern darauf hernieder senkte, hatte der Ärmste schwere Träume von Gewehrläufen, die auf seine Brust gerichtet waren und von Leichenbegängnissen, bei denen er sich verspätete. Als er des andern Morgens das Prüfungslokal wieder betrat, sah er bleich und übernächtig aus, so daß der Aufsichthabende ihn ironisch fragen konnte, ob er sich etwa am vergangenen Abend lustig gemacht habe. Mechanisch suchte er seinen Platz an dem langen grünen Tische auf und setzte sich vorsichtig nieder, gleich als ob er alles weckende Geräusch vermeiden wollte. Der Kopf sank ihm in die Hand, als ob er aus Blei gewesen wäre. Man diktierte die Aufgaben dieses Morgens. — Er las sie und las sie immer wieder, aber es war ihm nicht möglich, ihren Sinn zu ergründen und seine Gedanken zu sammeln. Um ihn her herrschte das rege Leben der vorigen Tage; er hörte das Rascheln des umgewendeten Papiers, das Kratzen der Stahlfedern, das leise Flüstern der Kommilitonen, die sich konsultierten und konfidentielle Mitteilungen zuraunten. Die Uhr auf dem Gange draußen viertelte und schlug aus; die Stunden flogen dahin mit Sturmeseile. Volkher war wie gelähmt. Sein Blatt blieb leer an diesem Morgen und leer reichte er es endlich dem aufsichthabenden Referendar ein, der verwundert den Kopf dazu schüttelte.

Der Hilfslehrer von St. Roch hatte während dieses halblethargischen Zustandes einen Entschluß gefaßt; er wollte den Kreisoberschulrat bitten, ihn von der weiteren Prüfung zu entbinden. Schon stand er vor der gefürchteten Thüre mit

dem blinkenden Messingschildchen, vor der alljährlich so viele Petenten mit so vielen verschieden gearteten Anliegen pochenden Herzens stehen, schon hatte er die Hand nach der Klinke erhoben, da tönte plötzlich eine helle Lache an sein Ohr, die eine ergiebige Stimme aufschlug. Ein Fremder! Der Kreisoberschulrat war nicht allein. Schnell, wie er entstanden war, verblühte daraufhin der kühne Entschluß Volkhers, die alte Zaghaftigkeit, in der seine Individualität wie in Banden gefesselt lag, befiel ihn wieder und nichts in der Welt hätte ihn mehr vermocht, an diese Thüre zu pochen, in dieses Zimmer zu treten und diese Bitte zu wagen. Langsam und gesenkten Hauptes schlich er die steinerne Freitreppe des Regierungsgebäudes hinunter, bis er in dem Säulengang angelangt war, der zu anderen Tageszeiten von den fröhlichen Stimmen spielender Kinder widerhallte, und der nun öde und verlassen in träger Mittagsruhe lag. Hier machte er Halt, lehnte den Kopf an die Wand und weinte, wie ein hilfloses Kind. —

Dann dachte er daran, Reißaus zu nehmen, ohne irgendwem ein Wort zu sagen, zu fliehen über Stock und Stein, bei Tag und bei Nacht, bis er das hochgelegene Haus im Gebirge erreicht habe, auf dem die Störche sich niedergelassen hatten. Allein dies waren Vorstellungen helldunkler Seelenzustände, welche die Realität der Dinge schnell verscheuchte. Wenn die Wogen seines Gemütes wieder höher gingen, suchte er sich Mut einzusprechen; er that groß vor sich selbst und stellte sich sozusagen innerlich auf die Zehen, indem er sich einredete, er sei das Oberhaupt einer werdenden Familie, er müsse stark sein und Opfer zu bringen und zu beanspruchen wissen. Doch diese künstliche Weisheit half nicht viel; die Gefühle umstrickten ihn alsbald wieder mit einem Netz aus Sehnsucht, Wehmut und Angst gewoben und machten ihn unfähig zu geistiger Arbeit.

Am deutlichsten trat dies zu Tage in dem mündlichen

Examen, das neben dem schriftlichen herging. Hilflos zerbröckelte er die Kreide in der zitternden Hand, wenn es galt, eine komplizierte Gleichung auf der schwarzen Tafel zu entwirren und in irren Zügen fuhr er mit dem wohlbekannten spanischen Röhrchen über die Landkarte hin, während alle Golfströme durch sein Gehirn zu brausen und ihn in ihren Strudel hinabzuziehen schienen. Er wußte nichts, absolut nichts mehr; die punischen Kriege waren wie weggewischt aus seinem Gedächtnis, und wenn sein Leben auf dem Spiele gestanden wäre, er hätte nicht angeben können, wie lange Tullus Hostilius regierte.

„Den reißt es,“ sagte der Vorsitzende der Prüfungskommission und trug einmal ums anderemal einen kalligraphisch untadelhaften „IV“ in seine Listen ein.

So war der vierte Tag der Prüfung herangekommen, der programmäßig der Bearbeitung des deutschen Aufsatzes gewidmet war. Das Deutsche gehörte von jeher zu Volkhers Lieblingsfächern. Er war wohl bewandert in den Dichtern der Nation und hatte selbst so manche kleine poetische Sünde auf dem Gewissen. Die Hoffnung, daß es ihm nicht schwer fallen könne, in diesem Fache zu bestehen, hatte ihm wieder einigen Mut eingeflößt und auch das Thema des Aufsatzes schien ganz darnach angethan, seine Phantasie anzuregen. „Arm ist nicht, wer wenig hat, sondern wer viel begehrt“ — so lautete der Spruch der Weisheit, über welchen die Kandidaten eine wohlgesetzte Chrie anfertigen sollten, mit allen vorschriftsmäßigen Abteilungen und Unterabteilungen, mit einer Einleitung, einer Exposition, mit Beispielen aus der Geschichte und Citaten aus den Klassikern.

„Arm ist nicht, wer wenig hat, sondern wer viel begehrt.“ — Es war das Motto seines eigenen Lebens. Die Kämpfe und die Not seiner Jugend, das unbefriedigte Dasein seines Vaters, seine ersten, selbstverschuldeten Mißerfolge tauchten vor seinem Blicke auf und mitten in dem Getriebe wechselvoller

und unerfreulicher Erinnerungen der leuchtende Stern: Cäcilie. Sie hatte ihn zu dem emporgehoben, was er geworden war, nie fühlte er es besser und tiefer, sie hatte ihm erfahren lassen, wie wenig im Grunde zum vollen Glück gehöre, sie war die Fee, unter deren Zauberstab die süße Idylle des wenig begehrenden und doch voll befriedigten Daseins aufgeblüht war in dem einsamen, weltvergessenen Schulhaus zu St. Roch. Und nun! — vielleicht griff das Schicksal in dieser Stunde nach dem Mittelpunkte dieses Glückes und raubte ihm mit rauher Hand das kaum Erreichte wieder. Und er? — er ließ es wehrlos geschehen, er that nichts, den Verlust abzuwenden und für alles Glück, für alle Liebe, die sie ihm geschenkt, ließ er sie nun allein, in Angst und Gefahr, hilflos allein! Ja, nicht einmal geschrieben hatte er ihr auf ihre Bitte, hin- und hergeworfen von Zweifeln und unfähig, einen definitiven Entschluß zu fassen, wie er war.

Wahrlich, dieser Gedankengang führte in weitab vom Ziele seiner Arbeit und je mehr er den Beziehungen nachsann des Weisheitsspruches mit den Wechselfällen seines Lebens, um so wirrer wurde er und um so unfaßbarer entwischte die Form seinen Händen.

Dazu kam noch eins. Der aufsichthabende Referendar war an jenem Morgen ganz besonders wachsam. Bald umkreiste er die Tische mit hastigen Schritten, „wie ein Schäferhund eine Herde,“ (ein Vergleich Xaver Schmids) bald hielt er plötzlich inmitten des Saales still und blickte dräuend um sich, wie ein Feldherr nach einer verlorenen Schlacht, bald auch that er, als ob auf der Straße drunten ein Gegenstand sein Interesse in ganz besonderem Maße in Anspruch nehme, um sich dann plötzlich mit Blitzesschnelle umzuwenden, daß er den ganzen Saal durchzuckte wie ein elektrischer Strom. Zuweilen auch fixierte er lange anhaltend ein und denselben Punkt und

stürzte sich dann wie ein Stoßgeier auf ein unschuldiges weißes Blatt Papier, das er an sich nahm, gegen das Licht hielt und von allen Seiten betrachtete, als sei er fest überzeugt, daß es zu einer strengvertraulichen Mitteilung über die Disposition des Aufsatzes von freundnachbarlicher Seite benützt worden sei, oder eine mit sympathetischer Tinte geschriebene kleine Auswahl des „Citatenschatzes des deutschen Volkes“ enthalte.

Mußte diese Art der Aufsicht auf das reinste Gewissen und die ruhigste Stimmung störend einwirken, so war sie für den Gemütszustand, in dem Volkher sich befand, geradezu vernichtend. Eine Zeitlang waren die Blicke des unglückseligen Examinanden wie mit magnetischen Gewalten an die Fersen des Referendars gebannt, dann schweiften sie wieder unstät über die Decke des Saales hin und hefteten sich endlich flehentlich an die Portraits der Monarchen fest, die an den Wänden hingen und Verfassungsurkunden mit großen roten Siegeln in den Händen hielten. Volkher hatte von seiner Kindheit her konfuse Vorstellungen von einem Monarchen überkommen; sie erschienen ihm als Wesen einer höheren Art, die er sich ohne blinkende Kronen auf den Häuptern kaum denken konnte, die auf Thronen sitzen und denen die Leute sich zu Füßen stürzen, um in tiefster Not irgend eine Gnade von ihnen zu erbitten. Einen Augenblick dachte er jetzt daran, ein gleiches zu wagen, aber das Bildnis der regierenden Herrn blickte so unerbittlich ernst und feierlich aus unnahbarer Höhe hinab in sein kleines Leid, daß ihm dieser Gedanke schnell wieder verging, wie er gekommen war. Verzweiflungsvoll zerwühlte er sein blondes Haar; nie war sein Kopf noch so vollkommen leer gewesen; alle Quellen des Denkens schienen bei ihm versiegt, es schwamm ihm wirr vor den Augen und wieder, wie so oft in seinem Vorleben, gab er endlich den letzten Widerstand auf und ließ sich halt- und hilflos untergehen.

Da fiel plötzlich die Hand des Referendars schwer auf seine Schulter. „Schlafen Sie denn, Herr Kanditat?“ frug er. „Ich habe Sie schon zweimal angerufen. Es trifft Sie die Prüfung aus der Musik.“

„Die Prüfung aus der Musik!“ — dieses Wort tönte wie ein Donnerschlag an Volkhers Ohr und weckte seine erschlafften Sinne zu einer intensiveren Anspannung auf. Musik! — War sie nicht die Sprache, in der er so oft für noch unklare chaotische Seelenzustände Ausdruck gefunden, der Zauber, der den drückendsten Bann stets von ihm genommen und ihm Erlösung aus Kampf und Widerspruch gebracht hatte? —

Sichereren Schrittes, als je zuvor, betrat er den für die mündliche Prüfung reservierten Saal, der nun schon zu wiederholtenmalen Zeuge seiner Niederlagen, gewesen war. Wieder sah er an den Wänden die Landkarten, deren Gebirgsketten ihm Alpdrücken verursacht hatten, die schwarze Tafel, die vor ihm gestanden war wie ein Stück undurchdringlich schwarzer Nacht, die Gesichter der Examinatoren, über deren Lippen jedesmal ein Lächeln hingegangen war bei seinem Eintritt und welche jedesmal den Kopf geschüttelt hatten bei seinem Abgang.

Der Musiklehrer war ein alter Herr, der jedoch in nichts an Papa Brummbaß seligen Andenkens erinnerte. Sein geistvolles Gesicht war voll nervöser Lebendigkeit und sein schönes feuriges Auge schien von den anonymen Kompositionen wundervoller Kirchenlieder zu erzählen, welche die Lehramtskandidaten ihm nachrühmten. Aber auch er schleppte die Kette der Alltäglichkeit. Wohl über zwanzigmal hatte er schon den Schullehrerkonkurs mitgemacht und auch an jenem Tage sich schon ein paar dutzendmal denselben Choral und dasselbe Violinstück vortragen lassen müssen, um fast überall denselben Mangel an höher Auffassung und an wahrem Talent zu konstatieren. Nun saß er abgespannt und gleichgiltig in seinem

Lehnstuhl und seine ganze Haltung schien auszudrücken, daß er sich von dem eben eingetretenen Kandidaten am allerwenigsten eine willkommene Abwechselung verspreche.

„Spielen Sie, was Sie wollen," sagte er etwas mißgelaunt.

Fritz Volkher griff hastig nach der Violine; er faßte den Fidelbogen wie ein Untergehender das Rettungsseil und als er den ersten Strich über die Saiten gethan hatte, da klang es ihm ins Ohr wie die wohlbekannte schmeichelnde Stimme einer Seele, die ihm Mut zusprach und der er sein ganzes Weh und alle seine Sorgen rückhaltlos anvertrauen dürfe. Er warf den Kopf leicht zurück, so daß seine langen Haare nach rückwärts fielen und sein Gesicht beinahe einen verzückten Ausdruck annahm. Alle Schüchternheit war aus seinem Wesen gewichen; er begann zu spielen.

Es klang zuerst wie ein flehentlicher Hilferuf, der in eine wilde, schluchzende Klage ausartete. Dazwischen tönte es wie die Stimme eines weinenden Kindes, das ein Lied der Mutter in Schlummer wiegt. Nur mehr wie ein Hauch glitt allmählich der Bogen über die Saiten hin, bis es auf einmal wieder freudig bewegt aufjubelte zu einem Hymnus voll Glanz und Feuer. Und so ging es fort leidenschaftlich und glutvoll in kühnen Kadenzen und brach endlich ab mit einem prachtvollen Finale.

Die Herren von der Prüfungskommission waren unterdessen etwas in Unruhe gekommen; ihre Blicke hatten sich fragend zu dem Musiklehrer hingewandt, der sich wiederholt mit der Hand über die Stirne hingefahren war und dessen Bewegungen eine tiefe Erregung verrieten. Nun schien er die stumme Frage der auf ihn gerichteten Blicke zu verstehen und mit seltsam bewegter Stimme sprach er: „ich habe nie an dieser Stelle so spielen hören." Darauf nickten alle Prüfungs-

kommissare mit den Köpfen, als hätten sie nur diese kompetente Bestätigung abgewartet, um ihr Urteil abzugeben und der Kreisoberschulrat sagte strahlend: „Musik zählt viermal, das kann ihn noch glücklich durchreißen." —

„Was war es denn für ein Stück, das Sie gespielt haben?" frug das Kommissionsmitglied mit den blauen Brillengläsern und der Inquisitorenmiene, das überall Unterschleife witterte.

Dem Kandidaten war es etwas heiß geworden über seinem Spiel; er wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Es war kein Stück," entgegnete er, „es war nur der Schrei der Natur." —

Auf diese seltsame Rede hin blickten sich die Kommissionsmitglieder wiederum fragend an. Allein Volkher ließ ihnen nicht Zeit, ihren Zweifeln einen bestimmten Ausdruck zu geben. „Ich bin nämlich verheiratet," erklärte er sich, „und meine junge Frau erwartet mich sehr dringend."

Damit war ihm die Zunge gelöst und nachdem einmal die ersten Worte gesprochen waren, flossen die übrigen leicht und glücklich von seinen Lippen. Er berichtete von seiner Angst, seiner Verzagtheit und ihren Gründen, er schilderte, wie alles gekommen war, wie glücklich er sich fühlte und wie namenlos unglücklich er zu werden befürchte . . . .

Die Wirkung seiner Worte blieb nicht aus und der „Schrei der Natur" fand von allen Seiten einen sympathischen Widerhall. Es gibt einen Schlüssel zum Herzen der Menschen — er hatte ihn gefunden, und in der Brust aller klang es an, das alte Lied von dem Glück und dem Kampf der werdenden Familie, ob denen die übrigen Sorgen und Aufgaben des Lebens wie selbstredend für alle, sei es auch nur für kurze Frist, verstummen müssen.

„Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?" hieß es

nun und es gab keinen, der nicht mit einem Schlage milder gegen Volkher gestimmt worden wäre.

Als er zu seinem deutschen Aufsatz zurückkehrte, war der Bann von seinem Geiste genommen; die Gedanken fluteten ihm jetzt ordentlich zu und niemals hat der Satz Senekas, daß arm ist, nicht, wer wenig hat, sondern wer viel begehrt, einen begeisterteren Lobredner gefunden.

Auch in den anderen Fächern wurde es ihm nun leicht zu bestehen. „Er ist aufgewacht,“ fanden die Examinatoren. Es wurde ihm die Vergünstigung eingeräumt, den Rest der Prüfung vor allen anderen Kandidaten ablegen zu dürfen, und schon am Abend des folgenden Tages konnte er mit der Aussicht auf ein günstiges Resultat entlassen werden.

Aber noch war er nicht am Ende seines Martyriums. Wenn es zu spät war? . . . Wenn unterdessen . . . er wagte den Gedanken nicht auszudenken, aber der Boden brannte ihm unter den Füßen und obwohl die Post nicht mehr ging an jenem Abend, schnürte er sein Bündel und machte sich auf den Weg.

Mutig schritt er fürbaß durch die Nacht, den Sternenhimmel über sich, an friedlichen Dörfern, an schlummernden Wohnungen, an Gewässern, in denen der Mond sich spiegelte, vorüber, viele, viele Stunden weit, den fernen Bergen zu. Der Wind strich an seinem Ohr vorbei und sein Sausen klang ihm wie Hilferufe, er hörte das Murmeln der in der allgemeinen Stille lauteren Quellen und es klang ihm wie leises Weinen. Er hatte nur einen Gedanken: vorwärts zu kommen. Mechanisch zählte er die Bäume der Alleen und bei jedem neuen Meilenzeiger atmete er erleichtert auf.

In der Morgendämmerung hatte er etwas wie eine Vision. Er sah auf einem Seitenwege die junge Magd seiner Frau in Trauerkleidern. Er rief sie an; sie aber schrak zu-

sammen, brachte ihr Taschentuch vor die Augen und lief eilig, als ob sie ihm entfliehen wollte, querfeldein. — Das traf ihn wie ein Stich durchs Herz. Er ließ sich auf einen Steinhaufen an der Straße niedersinken und gewahrte zum erstenmal, daß er todmüde war.

Warum war sie schwarz gekleidet? Zu wessen Leichenbegängnis ging sie? . . . Es befiel ihn zentnerschwer, aber die Hoffnung zog doch auch wie ein frischer Wind durch sein Gemüt und erfaßte seine Seele mit ihrer siegreichen Zähigkeit. Unwillkürlich kam ein Gebet auf seine Lippen, und damals war es, daß er sich hoch und heilig gelobte, daß er niemals mehr verzagen, niemals mehr eine Klage gegen Gott äußern und nie mehr an seinem Glücke verzweifeln wolle, wenn er diesesmal, dieses eine Mal mit dem bloßen Schrecken davon kommen werde.

Die Morgenglocke von St. Roch begann zu läuten. Volkher erhob sich gestärkt durch einen Entschluß von der Erde und bald wurden die Kirche und die Kreuze des Kirchhofes sichtbar, die sich deutlich von dem graublauen Himmel abhuben.

Nichts Menschliches regte sich noch ringsumher. Nur die Grillen zirpten im taufeuchten Gras und da und dort stieg eine singende Lerche auf. Ein Gefühl der Heimat durchzog Volkher wie Vorahnung des Glückes und eiligen Schrittes ging er der Anhöhe zu, über die grünenden Gräber in das Schulhaus. —

Wie pochte sein Herz, als er auf den Zehen in die Stube trat! — Cäcilie lag bleich und lieblich mit geschlossenen Augen in den weißen Linnen, während ihre Brust sich unter ruhigen Atemzügen hob und senkte. Nie war sie ihm so schön erschienen. Sie zeigte sich nicht überrascht ob seiner plötzlichen Ankunft, als sein Kuß sie vom Schlummer weckte. „Ich habe soeben von dir geträumt,“ sagte sie mit leiser, schwacher Stimme,

„wie du mitten unter Doktoren in schwarzen Talaren standest und dich tapfer wehrtest. Hast du's glücklich überstanden?"

„Ja, freilich," entgegnete er mit leuchtenden Augen, als ob die Sache wirklich so leicht und selbstverständlich gewesen wäre. „Und du?" fragte er dann befangen.

„Ich?" entgegnete sie, indem sie sich aufrichtete. „Sieh nur!" — dabei schweiften ihre Augen mit mütterlichem Stolze zu einer kleinen Wiege hin, auf der mit bunten Farben Moses im Nil abgebildet war.

Volkher trat näher und schob die Vorhänge zurück. Da ruhte ein unscheinbares Wesen mit kleinen geballten Fäustchen und auf seinen Wangen lag eine zarte Röte wie die Blätter einer Rose.

„Ein Sohn?" frug er. Sie nickte und er trat wieder an sie heran. „Du verzeihst doch," sagte er jetzt, „daß ich nicht gleich gekommen bin auf deinen Brief hin. Ich konnte unmöglich abkommen."

„Du hast ganz recht gehabt," entgegnete sie. „Du mußtest ausharren um jeden Preis; ein Familienvater hat Pflichten."

Er sagte nicht, wie viel es ihn gekostet, sich dieser Pflichten zu erinnern, da sie nun zum Zeichen der Anerkennung seiner Standhaftigkeit ihre Hand in die seine legte.

In der Wiege begann es sich zu regen und eine dünne, schrille Stimme laut zu werden. Sie hielten sich bei den Händen und horchten hin, als ob es der lieblichste Gesang wäre. —

Die Sonne war unterdessen über den Bergen vollends aufgegangen und überflutete mit ihren ersten Strahlen, wie mit einem Glorienschein, die niedere Stube und ihr junges Glück.

